

# Schwäbische Heimat

April-Juni DM 9.00



1990/2

Za 692

Der Mutterboden  
schwimmt davon  
Flaute bei wirksamer  
Luftreinhaltung

Eduard Mörike  
und die Keramik  
Städtisches Museum  
Ravensburg

Herausgegeben vom  
Schwäbischen Heimatbund

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 35,-, für Einzelhefte DM 9,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638/39.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:  
Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) 3027-701,  
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,  
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: Druckerei Tübinger Chronik eG, Uhlandstraße 2, 7400 Tübingen, Telefon (07071) 150-510.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

**Anschrift von Verlag und Redaktion:**  
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1  
Telefon (0711) 221638  
Telefax (0711) 293484

## Inhalt

BERND ROLING Zur Sache: Vettters Sondermüllabgabe	85
HEINZ BARDUA Das Wappen des Landkreises Reutlingen	86
WIELAND SCHMID Ackerbau in Flußauen: Der Mutterboden schwimmt davon	87
STEFAN HAMMER / RALF ARBOGAST Württembergs Bahnhöfe – antike Stätten einer zurückgelassenen Technik	90
HARALD KNAUER Flaute – doch keine wirksamen Luft- reinhaltemaßnahmen beim Autoverkehr	97
TAMARA CITOVICS «Subordinationswidriger Geist» – Rottenburger Bürgerwache während der 1848er Revolution	105
FRITZ ENDEMANN Die Kirche von Stuttgart-Uhlbach	111
MANFRED SCHMID Nie wieder Krieg! Zur Erinnerung an Immanuel Herrmann	114
WOLFGANG RIEGER Der Latzmann – Ein Pfingstbrauch im Altkreis Ehingen	118
HANS JANSSEN Mörike und die Keramik	130
REGINA SCHMID Museen des Landes Nr. 14: Das Städtische Museum Ravensburg	135
IMMANUEL FISCHER Erinnerungen eines Landpfarrers Teil 1: Student in Tübingen	146
Buchbesprechungen	152
sh intern	161
sh aktuell	164
Mitgliederwerbung, Anschriften der Autoren und Bildnachweis	188

Anfang Mai hat das Stuttgarter Kabinett einen Gesetzentwurf zur Einführung einer Sondermüllabgabe verabschiedet. Sie soll nach den parlamentarischen Beratungen, bei denen keine grundsätzlichen Einwendungen zu erwarten sind, zu Beginn des nächsten Jahres in Kraft treten. Die Abgabe ist nach der Gefährlichkeit des Sondermülls gestaffelt und schwankt zwischen 50 und 150 Mark pro Tonne. Das sei ein *lächerlicher Witz*, kritisierte der FDP-Fraktionsvorsitzende Walter Döring, von einem derart niedrigen Betrag gehe keinerlei *Vermeidungsdruck* aus. Wer mit einer Abgabe auf die Sondermüll produzierenden Firmen einwirken wolle, müsse mindestens die drei- bis vierfache Abgabenhöhe ansetzen. Und der SPD-Landesvorsitzende Ulrich Maurer forderte sogar, die Sondermüllabgabe müsse mindestens fünf- bis zehnmal so hoch sein wie von Umweltminister Vetter vorgesehen.

Doch diese Kritik übersieht, daß die Möglichkeiten eines einzelnen Bundeslandes gering sind. Es kann seiner Wirtschaft kaum Sonderlasten in einem solchen Umfang zumuten, daß die Wettbewerbsfähigkeit ernsthaft in Gefahr gerät.

Umweltminister Vetter wäre es auch lieber gewesen, wenn die Bundesregierung im Kampf gegen die immer noch steigenden Müllberge die Initiative ergriffen hätte. Aber bisher hat Bundesumweltminister Klaus Töpfer lediglich laut nachgedacht über eine allgemeine Deponieabgabe, die jeden trifft, der Abfall anliefert. Doch fertige Pläne hat er nicht in der Schublade. Und falls die Bundesregierung in einigen Jahren tatsächlich bundesweit Druck zur Müllvermeidung ausüben sollte, dann wird Baden-Württemberg seine Sondermüllabgabe schnell zurückziehen, das ist heute schon klar.

Doch zunächst will Umweltminister Vetter eine Pio-

nierrolle übernehmen und erstmals in Europa konkret durchexerzieren, wie man mit dem Instrument einer Lenkungsabgabe die Einführung abfallarmer Produktionsverfahren beschleunigen kann. Zum einen erzeugt die Abgabe finanziellen Druck und fördert so die Umorientierung der Unternehmen. Zum anderen sollen die Einnahmen von rund 40 Millionen Mark im Jahr zur Erforschung neuer, umweltfreundlicher Verfahren dienen. Aber nur zur Hälfte. Die andere Hälfte soll zur Sanierung industrieller Altlasten verwendet werden. Und das ist der falsche Weg, denn Umweltabgaben müssen zukunftsorientiert ausgegeben werden, nur so können sie den ökologischen Umbau der Wirtschaft tatkräftig fördern.

Das weiß auch Umweltminister Vetter. Aber er leidet unter einem großen Fehler, den Ministerpräsident Lothar Späth höchstpersönlich gemacht hat: Als die Kritik an der Einführung des Wasserpfennigs 1987 ihren Höhepunkt erreichte und Späth nach diversen politischen Niederlagen dieses Wasserentgelt entschlossen durchpauken wollte, da ließ er sich mit der heimischen Wirtschaft auf einen Kuhhandel ein. Er versprach, die Unternehmen bei der Sanierung der Altlasten zu schonen, wenn sie dafür den Wasserpfennig schlucken würden. Der Landesverband der Industrie hielt daraufhin still, und Umweltminister Vetter tat sich sehr schwer, die heimische Wirtschaft dazu zu bringen, trotz dieser Vorgeschichte bei der Sanierung der Altlasten mitzuzahlen.

Nach langen und zähen Diskussionen mit dem Landesverband der Industrie erhielt er schließlich die Zusage, jährlich 30 bis 40 Millionen Mark für die Sanierung der Altlasten und die Einführung umweltfreundlicher Produktionsverfahren bereitzustellen. Die große Frage war nur, wie? Hier wurde der Schwarze Peter an das Umweltministerium weitergereicht, und das brauchte sehr lange, um endlich einen Schlüssel zu finden, nach welchem man das Geld abkassieren kann. Herausgekommen ist die Sondermüllabgabe.

Ihre Einführung ist also im Grunde lediglich ein Ausgleich dafür, daß die Wirtschaft in Baden-Württemberg, anders als etwa in Rheinland-Pfalz oder Bayern, nicht zur Sanierung der Altlasten herangezogen wird. Eine kleine zusätzliche Belastung wäre aber angesichts des Sondermüllnotstandes im Südwesten durchaus angebracht. Deshalb plädiere ich für doppelt bis dreimal so hohe Abgabesätze wie Umweltminister Vetter!

---

Das Titelbild zeigt den Untermarchtaler Latzmann, aufgenommen Pfingsten 1981. Von links nach rechts präsentieren sich stolz: Teufel, Läufer, Eiersammler und Trabant. Dahinter der Latzmann oder Latz, eine kegelförmige Strohgestalt, die mit Farnkraut und Laubzweigen, mit Feld- und Gartenblumen, mit bunten Bändern sowie mit einem Tännchen auf der Spitze geschmückt ist. In welchen anderen Orten rund um Ehingen an der Donau dieser Pfingstbrauch üblich ist und wie er von den Kindern und Jugendlichen Jahr für Jahr wiederholt wird, das erfahren Sie auf den Seiten 118 ff.

Abgesehen von Splintern der ehemaligen Kreise Sigmaringen, Tübingen, Saulgau, Hechingen und Nürtingen waren es die nur wenig verkleinerten Gebiete der früheren Kreise Reutlingen und Münsingen, aus denen im Jahre 1973 der neue Landkreis Reutlingen gebildet wurde. Bei einem aus so vielen Bestandteilen zusammengeführten Landkreis nimmt es nicht wunder, daß die Gestaltung eines einheitlichen und einprägsamen heraldischen Bildkennzeichens besondere Schwierigkeiten bereitete und deshalb mehr Zeit kostete als in anderen Landkreisen. Übrigens hatten auch die beiden wichtigsten Vorgänger-Kreise Reutlingen und Münsingen keine Wappen besessen. Obwohl die Verhandlungen mit der beratenden Archivdirektion Stuttgart schon im Mai 1974 aufgenommen worden waren, konnte die Wappenfrage erst sechs Jahre später gelöst werden. Das Wappen des Landkreises Reutlingen ist somit das jüngste Kreiswappen in Baden-Württemberg. Zunächst favorisierte das Landratsamt Gestaltungsvorschläge, in denen dem Reutlinger Reichsstadt-Adler ein möglichst gleichgewichtiges Symbol für das übrige Kreisgebiet gegenübersteht oder in dem ein Symbol für die landschaftliche Lage an und auf der Schwäbischen Alb mit einem solchen für die Industrie verbunden ist. Keiner der vorgelegten Entwürfe fand indessen dort Anklang. Im Januar 1979 beschloß der Reutlinger Kreistag, mit der Wappenfrage zuzuwarten, bis vielleicht doch noch ein treffenderes Kreissymbol auftauche als die bisher diskutierten Figurenverbindungen Adler – Berg – Uracher Hifthorn oder Silberdistel, Hirschstange – Berg – Wellenleiste und Silberdistel – Zahnrad. Ein Jahr später bezeichnete der Artikel *Der allerletzte Kreis im Lande ohne Eigen-Wappen* im *Reutlinger Generalanzeiger* das Ende der schöpferischen Pause. Der Landkreis zeigte sich kurz danach bereit, das apokryphe Wappen der schon 1098, also in vorheraldischer Zeit, ausgestorbenen Grafen von Achalm wieder aufzunehmen. Die diesem Geschlecht angehörenden Grafen Kuno und Liutold hatten 1089 ein von ihnen in Altenburg am Neckar gegründetes Benediktinerkloster nach Zwiefalten verlegt. Wie die Mitglieder anderer geistlicher Kommunitäten, wollten später auch die Zwiefalter Mönche im Klosterwappen auf die Stifter ihrer Abtei hinweisen. Des-



Heraldische Beschreibung: *In Grün zwei goldene (gelbe) Schrägbalken, die außen jeweils von zwei kleinen sechsstrahligen goldenen (gelben) Sternen begleitet sind; zwischen den Schrägbalken drei größere sechsstrahlige goldene (gelbe) Sterne.*

halb schufen sie für die Grafen von Achalm nachträglich das Schrägbalken- und Sternewappen, das fortan in allerlei figürlichen und farblichen Varianten in der Zwiefalter Klosterheraldik seine Funktion erfüllte. Sein ältester farbiger Beleg befindet sich im sogenannten *Stuttgarter Wappenbuch* (1439 bis 1450) im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (J 1 Nr. 289), wo es mit der Überschrift *gräffe von achalm, styffter des klosters zwiffeltach* versehen ist.

Das Hauptstaatsarchiv in Stuttgart stimmte der Übernahme dieses Schildbildes zu. Da die Einflußsphäre der Grafen von Achalm vom weiten Umland ihrer Stammburg bei Reutlingen im Nordwesten bis Zwiefalten im Südosten reichte und somit den größten Teil des heutigen Reutlinger Kreisgebietes abdeckte, ist das am 26. August 1980 vom Regierungspräsidium Tübingen verliehene Wappen ausreichend begründet.

# Ackerbau in Flußauen: Der Mutterboden schwimmt davon

Wieland Schmid

So richtig handfesten Ärger mit den Bauern des württembergischen Unterlands hat Hubertus Tost bisher noch vermeiden können. Wenn der Referatsleiter für Wasserbau beim Wasserwirtschaftsamt Heilbronn freilich weiterhin nach jedem größeren Hochwasser öffentlich den Mund aufmacht und ungeschminkt von landwirtschaftlichem «Raubbau» in den Flußauen spricht, wird Streit mit den Landmännern und ihren Berufsorganisationen unvermeidbar sein. Genau darauf hofft Hubertus Tost allerdings, seit ihm 1983 erstmals ins Auge stach, was er seither unermüdlich dokumentierte und anprangerte: Weil zahlreiche Bauern in den letzten Jahrzehnten die althergebrachten Wiesen in den traditionellen Überschwemmungsgebieten von Flüssen und Bächen unter den Pflug genommen haben, entstehen mittlerweile bei jedem Hochwasser verheerende und kaum noch ersetzbare Verluste an kostbarem Mutterboden. Die ökologischen und volkswirtschaftlichen Folgeschäden in der ganzen Bundesrepublik können nur erahnt werden, aber mit Sicherheit bewegen sie sich in Millionenhöhe.

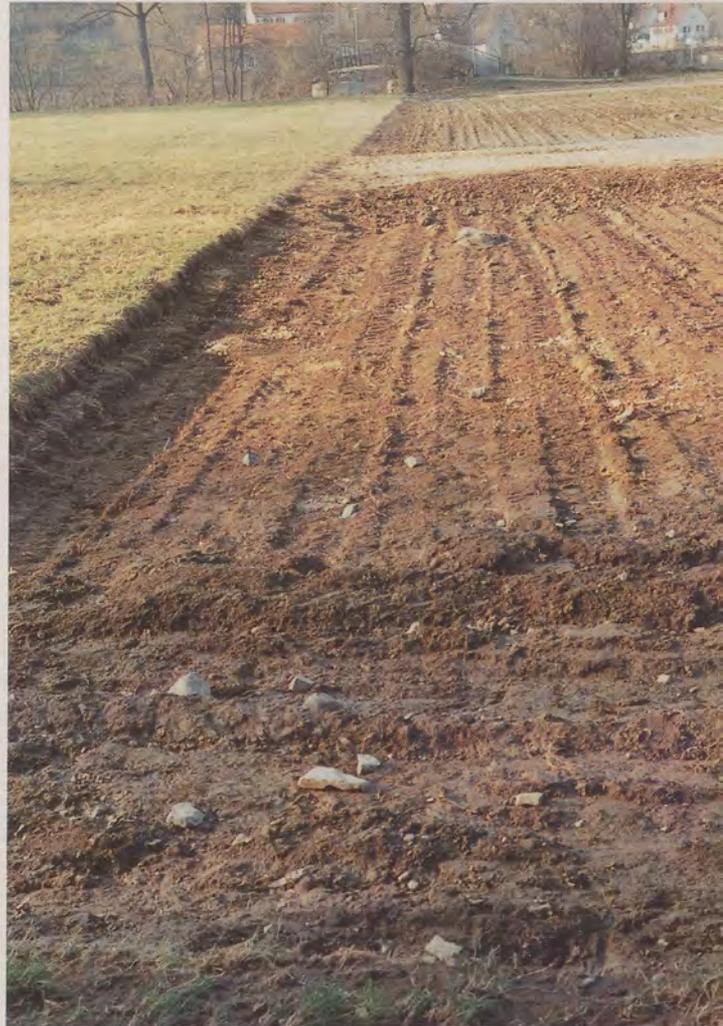
Jahrhundertlang haben grüne Wiesen in den Flußauen nicht nur das Vieh genährt, sondern auch dafür gesorgt, daß die Talniederungen jedes wasserreiche Frühjahr relativ unbeschadet überstanden: Wenn Flüsse und Bäche über die Ufer traten, hielten zähe Graswurzeln den Boden fest. Das hat sich allerdings geändert, seit die Landwirte zur Intensivmast in den Ställen übergegangen sind und das Vieh kaum noch zur Weide auf die Wiesen treiben. Beim Kampf ums Überleben der landwirtschaftlichen Betriebe wird jeder Quadratmeter Boden in gewinnbringende Ackerfläche verwandelt, auch dort, wo die Altvorderen aus Respekt vor den Naturgewalten allenfalls die Sense geschwungen haben.

In sieben Jahren bis zu  
dreiviertel Meter abgetragen

Die Folgen sind erschreckend, wie sich am Beispiel des Stadt- und Landkreises Heilbronn beweisen läßt. Die Fotodokumentation, die der Wasserbau-Spezialist Hubertus Tost von Amts wegen nach den letzten großen «Jahrhundert-Hochwässern» 1983, 1988 und 1990 zusammengetragen hat, macht ihm selbst zuweilen «angst und bange». Die Bilder zeigen nicht nur nach jeder Überflutung verwüstete, versandete und mit Geröllmassen bedeckte Felder, sie beweisen auch, daß gewaltige Gebiete in den

Talauen in den letzten sieben Jahren bis zu einem dreiviertel Meter tief abgetragen worden sind, weil die einst widerstandsfähigen Grasflächen in lockere landwirtschaftliche Produktionsflächen umgewandelt wurden. 1978 trat zwar die *Rechtsverordnung über die Erklärung von Überschwemmungsgebieten am Neckar* in Kraft, und Anfang der achtziger Jahre wurden auch für die gefährdeten Ufergebiete an Kocher, Jagst, Brettach, Leinbach und Elsenz derartige Veränderungssperren erlassen. Aber bis dahin hatten schon viele Bauern die günstige Gelegenheit genutzt, wie die Statistik belegt.

So sind allein im Stadt- und Landkreis Heilbronn von 700 Hektar Überschwemmungsgebiet am Neckar etwa 300 Hektar oder 43 Prozent als Ackerland ausgewiesen. Die 200 Hektar Kocher-Schutzzonen im Kreisgebiet werden mehr als zur Hälfte unter den



Heilbronn, Horkheimer Neckarinsel, Februar 1990: Soweit die Pflugschar eindrang, 30 cm tief, wurde der Mutterboden abgetragen.



Nahaufnahme: Man sieht deutlich Rinnen unterhalb der Pflugsohle.

Pflug genommen, und an der Jagst werden 192 Hektar oder 27 Prozent von insgesamt 700 Hektar Auenwiesen umgebrochen. Zusammengenommen sind also rund 600 Hektar oder fast vierzig Prozent der Überschwemmungsbereiche der drei größten Flüsse im württembergischen Unterland den Hochwässern schutzlos ausgesetzt.

Die Folgen haben die Behörden längst ausgerechnet. Jedesmal, wenn die Flüsse über ihre Ufer treten, werden auf den Feldern durchschnittlich zwei bis fünf Zentimeter Krume weggeschwemmt. Das sind pro Hochwasser 120 000 bis 300 000 Kubikmeter Mutterboden, die allein aus den Heilbronner Abschnitten von Kocher, Jagst und Neckar in Richtung Nordsee davonschwimmen. Um diese Mengen besten Bodens zu transportieren, wäre nach einer groben Kalkulation des Wasserwirtschaftlers Tost ein Güterzug mit einer Länge von 52 bis 130 Kilometer Länge nötig oder ein Lastwagen-Konvoi mit einer Länge zwischen 120 bis 300 Kilometer.

Wie Hubertus Tost beobachtet hat, kümmern sich viele Bauern weder um die Verseuchung ihrer Grundstücke mit schwermetallreichem Flußwasser, noch um die ständige Erosion: *Die pflügen den Acker wieder um, hauen Kunstdünger rein, und fertig.* Und

beim nächsten Hochwasser wandern dann erneut Hunderttausende von Tonnen Mutterboden in die Flüsse, mit unabsehbaren Auswirkungen. Denn der Kunstdünger treibt das bereits schwer geschädigte Ökosystem der Nordsee weiter an den Rand einer Katastrophe, während die lehmigen Humusbestandteile der abgeschwemmten Erde immer wieder mit Millionenaufwand aus den Fahrrinnen von Neckar und Rhein gebaggert werden müssen. Obendrein verändern die Erdmassen auch noch die Oberflächenstruktur der Flußbettsohle in den Stauhaltungen: Sie überdecken Steine, Kiese und Sande und zerstören damit den Lebensraum zahlreicher Wasserorganismen, die an oder unter den Steinen vegetieren.

Auffüllungen und private Leitdämme erhöhen Gefahr der Hochwasserspitzen

Natürlich gibt es auch Bauern, die den steten Schwund ihrer Auen-Äcker nicht untätig hinnehmen. Manche ersetzen den verschwundenen Humus durch das Auffüllen mit neuen Bodenschichten und machen sich damit eine Gesetzeslücke zunutze. Jede Erhöhung oder Vertiefung der Erdoberfläche in Überschwemmungsgebieten bedarf zwar einer wasserrechtlichen Genehmigung, aber Auffüllen sei kein Erhöhen, sagen die Juristen und Verwaltungsbeamten, weil schließlich nur der alte Zustand wieder hergestellt werde. Darüber läßt sich streiten. Richtiggehend Sorgen macht sich der Wasserwirtschaftler Tost dagegen über jene Bauern, die ihre Äcker im Uferbereich durch Leitdämme vor Überflutungen schützen möchten.

Die Folgen dieser scheinbar sinnvollen Maßnahmen hat Hubertus Tost in einem Szenario ausgemalt, das auch Kommunal- und Landespolitiker aufschrecken sollte. Denn durch solche Dämme, so gibt Tost zu bedenken, wird der Flußlauf kanalisiert und bei Hochwasser der Abflußquerschnitt weiter eingengt. Damit werden die Überflutungsflächen als natürliche Hochwasser-Rückhaltebecken beseitigt, die Flutwellen werden höher, schneller und stärker, und ihre Laufzeiten bis zur Mündung des Flusses werden verkürzt. Dadurch sind schädliche Überlagerungen mit anderen Hochwasserwellen möglich, was Hubertus Tost zu einer düsteren Prophezeiung veranlaßt: *Wenn man in den nächsten Jahren und Jahrzehnten weitere Überschwemmungsgebiete an Neckar und Rhein beseitigt, wird die Neckar-Hochwasserspitze auf die Hochwasserspitze des Rheins stoßen – und Mannheim und die ganzen dort angesiedelten Industriebetriebe werden überflutet!*

Das läßt sich vielleicht verhindern, wenn den was-



Oedheim am Kocher: Gegenüber der Wiese beträgt der Abtrag des Ackers 1,10 Meter. Unten: Offenau am Neckar, drei Hochwässer haben 70 cm weggespült.



Wintergetreide – hier Gerste – ist keine Alternative zu Gras, das schadlos Hochwasser übersteht. Nahaufnahme des Ackers unten.

serwirtschaftlichen Problemen der Flußtäler in Zukunft mehr Beachtung als bisher geschenkt wird. Aber selbst unter dieser Voraussetzung, davon ist Hubertus Tost inzwischen fest überzeugt, wird die Landwirtschaft weiterhin für gewaltige Verluste an Mutterboden sorgen. Denn nach seiner Beobachtung sind die Äcker in den Talauen keineswegs die einzige Ursache für Abschwemmungen. In den letzten Jahrzehnten wurden nämlich auch viele Wiesenhänge umgebrochen, wobei die Ackerfurchen in der Falllinie bis unmittelbar an die Bäche und Fließchen im Talgrund gezogen wurden. Was die Traktoren vor dem Umkippen schützt, schadet allerdings der Krume, denn jetzt wirken die abschüssigen Äcker wie Wellblechdächer: Das Wasser und die mitgerissenen Bodenteilchen werden unmittelbar in die Bäche abgeleitet. Langjährige Messungen des Heilbronner Wasserwirtschaftsamts haben gezeigt, daß ein vier Quadratkilometer großes Oberflächen-Ein-

zugsgebiet auf diese Weise jährlich rund 500 Kubikmeter Erde verliert, bei starken Wolkenbrüchen sogar bis zu 1000 Kubikmeter. In einem hundert Quadratkilometer großen Bereich des Sulmtals beispielsweise werden nach Berechnungen der Wasserwirtschaftler alljährlich zwischen 12500 und 25000 Kubikmeter Mutterboden von den landwirtschaftlich genutzten Hängen gespült. Angesichts solcher Zahlen kann Hubertus Tost nur noch den Kopf schütteln. In einer Diskussion, so erinnert er sich, hat einmal ein Bauer zu ihm gesagt: *Ich bin doch nicht so dumm und mache meine Werkstatt kaputt.* Aber Tost ist mittlerweile fest davon überzeugt, daß viele Bauern genau das tun, und deshalb ist es nach seiner Überzeugung höchste Zeit für gemeinsame Überlegungen. Sonst, so warnt der Wasserwirtschaftler, *wird uns die nächste Generation zu Recht vorwerfen, daß wir hemmungslosen Raubbau betrieben haben.*



Württembergs Eisenbahnen sind mittlerweile 140 Jahre alt geworden. Der *feurige Wagen ohne Pferde*, noch am Ende des 18. Jahrhunderts prophetisches Sinnbild für Endzeitglauben und Untergangsstimmung, hat nur wenige Jahrzehnte später den Aufbruch in ein neues Zeitalter verkörpert. Was heute aus der alten Eisenbahnzeit allein noch verblieben ist, das sind die Bahnhöfe.

Für viele, die über Generationen hinweg in einem überschaubaren ländlichen Raum lebten, brachte der dörfliche Bahnhof erstmalig die «Welt» ein Stück näher; man hatte Anschluß an den Weltverkehr bekommen. Raum und Zeit schrumpften zusammen, in wenigen Stunden gelangte man nun vom tiefsten Schwarzwald in die große Stadt. Das mühevollen Reisen auf Pferdekarren oder in unbequemen Kutschen, die beschwerlichen, oft tagelangen Fußmärsche konnten auf einmal durch den kurzen Weg zum Fahrkartenschalter ersetzt werden.

Viele Strecken werden heute noch befahren, doch gibt es längst nicht mehr auf allen schwäbischen Haltstationen jenen aufregenden Reisealltag, der einst die Leute in Scharen hatte strömen lassen. Die Eisenbahn, der Schienenstrang, so scheint es, hat sich dort überlebt. Viele unserer «Stationen des Lebens» sind in einen Dämmer Schlaf verfallen, sind auf dem Weg zu antiken Stätten einer zurückgelassenen Technik. Vor allem draußen, auf dem Land, ist der Bahnhof sichtbares Zeichen für den fortschreitenden Verfall eines einstmals revolutionären Verkehrsmittels.

Stillgelegt und vor dem Verfall bewahrt:  
die Station Schafhausen

Der Bahnhof Schafhausen bei Weil der Stadt, ein Werk des Hochbauingenieurs Schurr aus Heilbronn, ist ein geradezu klassischer Wald- und Wiesenbahnhof mitten im Grünen. Auf dieser Station hat alles Eisenbahnerleben schon vor einigen Jahren sein Ende gefunden. Hier läutet keine Signalglocke mehr. Zum Bau des Hauses wurden nur die besten Firmen und Handwerker hinzugezogen; sie leisteten königlich-württembergische Maßarbeit. Der Bahnhof wurde rundherum verschindelt; auch Zierat kommt vor: kunstvoll geschnitzte Holzornamente unter den Dachgiebeln und über dem Eingangsportal ein stolzes Landeswappen.

Nach dem Anschluß an das Eisenbahnnetz herrschte auf der Station Schafhausen reges Treiben. Der Güterumschlag war beachtlich, die Züge von Calw in Richtung Stuttgart hielten mehrmals täglich; Buntsandstein und Muschelkalk aus den nahegelegenen Steinbrüchen lieferten das Material für den Straßenbau im Land. Von hier aus wurden auch Bau- und Werksteine in die Residenzstadt transportiert.

Die Station war gerade ein Jahrhundert alt, als Mitte der siebziger Jahre die Streckenstilllegungs- und Rationalisierungspläne der Bundesbahn auch für Schafhausen das Ende bedeuteten. Das Gebäude war schon zum Abriß freigegeben, die Antiquitätenhaie hatten bereits geplündert und mutwillig zer-



Ein Bahnhof draußen im Gäu: Schafhausen bei Weil der Stadt – Entwurf des Gebäudes mit der Ansicht gegen die Zufahrt.



Bahnhof Schaffhausen: Maßarbeit der Königlich Württembergischen Staats-Eisenbahn.

stört, als das Landesdenkmalamt seine schützenden Paragraphen auf dieses heimat- und verkehrsgeschichtliche Denkmal anwandte. Die Bundesbahn entschloß sich zum Verkauf. Als einer der ersten Bahnhöfe im Land wurde der Schaffhausener «privatisiert»: 1979 erwarb ihn ein Architekt, der, selbst ein Schaffhäuser, in mühevoller Eigenarbeit und unter Wahrung denkmalschützerischer Belange den Bahnhof in ein Wohn- und Bürogebäude verwandelte. Die noch vollständig erhaltene Gesamtanlage Schaffhausen hat so das Eisenbahnzeitalter überlebt und vor einiger Zeit sogar eine nostalgische Filmkulisse abgegeben.

Der Bahnhof: statischer Repräsentant der neuen Bewegungsform

Bahnhöfe sind Drehpunkte und Kommandozentren, Orte des Ankommens und Weggehens, gleichsam Sinnbild für Abschied und Wiederkehr. Von Anfang an waren sie als pure Nutz- und Zweckbauten konzipiert. Immer stärker jedoch wuchsen sie in ihre architektonische Rolle als Repräsentanten von Fortschritt und Technik hinein, wurden zum «neuen Tor», zum eigentlichen Ankunftsort der

Städte und Dörfer. Das Empfangsgebäude, statischer Repräsentant der neuen Bewegungsform, war natürlich auch für die Architekten eine neuartige Aufgabe; und in Württemberg wie anderswo waren Bahnhöfe eine frühe Form der industriellen Alltagsarchitektur, eine serienmäßige zumal. Die durch technische Vorgaben erzwungene Einheitlichkeit der Bauten zeigt für den Betrachter eine im Detail erstaunliche Vielfalt, die den Bahnhof zur «Gebäudepersönlichkeit» werden ließ. Schwäbische Bauhandwerkskunst schuf Fassaden ohne Bombast, nicht protzig, eher solid, mit zurückgenommenem Dekor; und auf dem Land noch einfacher als in der Stadt. Ästhetische Sensationen hat es bei uns schon gar nicht gegeben.

Württemberg, das Binnenland abseits der großen Entwicklungen, bildet bis 1800 eine eher regionale Architektur aus; ganz anders als das vorderösterreichische Oberschwaben mit seinen Barockbauten. Die bauliche Ausformung einer innerwürttembergischen Eigenart im Bereich des ehemals streng protestantischen Herzogtums geschieht eigentlich erst mit dem schwäbischen Klassizismus eines Nikolaus Friedrich von Thouret (1767–1845), etwa seiner Bäderarchitektur in Cannstatt oder Wildbad. Auf diese «schwäbische Schule» Thourets gehen auch viele Bahnhöfe im Lande zurück. Thouret, ehemals Hofbaumeister Friedrichs, des ersten württembergischen Königs, war allerdings von Wilhelm I., seinem Sohn und Nachfolger, 1817 entlassen worden. Seitdem lehrte Thouret an der Stuttgarter Gewerbeschule Architektur und perspektivisches Zeichnen.

Waren die Aufgaben des Architekten und des Ingenieurs noch bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts in der Person des «Baumeisters» vereinigt, so begann nun, Anfang des 19. Jahrhunderts, mit der technischen Weiterentwicklung wie auch mit der Nutzung neuer Werkstoffe eine zunehmend notwendige Spezialisierung, sowohl für den Architekten, wie auch für den Ingenieur. Auf ihren Zeichenbrettern entstanden für die württembergischen Bahnlinien reine Zweckbauten mit rechtwinkligen Grundrissen, schematischen Gliederungen und schlichten Fassaden. Als umstrittene Autorität war Oberbaurat Karl von Etzel (1812–1865) für die «Normalien» verantwortlich, also für die technischen Vorgaben beim Bau und bei der Gestaltung von Bahnhöfen und Betriebseinrichtungen. Etzel hatte fünf Jahre lang die Stuttgarter Gewerbeschule besucht, an der er auch von Thouret unterrichtet wurde. Nach Beendigung des Studiums war Etzel erst einmal Baumeister in Wien, entwickelte dann aber immer stärkere Neigungen zur Industriearchi-



Bahnhof Friedrichshafen, der Glanz- und Endpunkt der württembergischen Südbahn, entworfen von Oberbaurat Ludwig von Gaab. Rechte Seite: der Stadtbahnhof Friedrichshafen heute.

tektur und war von 1840 an fast nur noch als leitender Ingenieur bei Eisenbahnprojekten in ganz Europa tätig.

Sparsam, aber in massiver Bauweise

Sparsam und akkurat, jeder «prunkvollen Verschwendungssucht» entgegentretend, entwickelte Karl von Etzel die Vorgaben, nach denen die württembergischen Bahnhöfe der ersten Bauperiode ihre typische Prägung fanden. Mit Etzel waren die Bauräte Ludwig Gaab und Michael Knoll angeworben worden, allesamt umfassend ausgebildete Baumeister der klassizistischen Schule. Die Dimensionen ihrer Gebäude richteten sich nur nach dem Zweck, die «Stationsorte» hatten keinen Einfluß auf die Gestaltung. Je nach dem Status eines Gebäudes mußten Räumlichkeiten geschaffen werden, die zu allererst natürlich den Reisenden, dann aber auch den verwaltungs- und betriebstechnischen Einrichtungen sowie den Dienstuprkünften gerecht werden sollten. Die Hauptforderung dabei war, einen reibungslosen Betrieb zu gewährleisten. Georg Morlok, lange Jahre als Bauinspektor bei der Eisenbahn beschäftigt, hat hierzu rückblickend im Jahr 1890 festgestellt: *Es haben insbesondere die Techniker Normen und Vorschriften verfaßt, nach welchen die Bahnen und Bahnhöfe billig erbaut und erhalten werden können, und welche geeignet sind, rationellen und nach allen Seiten hin gefahrlosen Betrieb zu gewährleisten. Mit den geschaffenen Normen war es möglich, auch jüngere Techniker in Verwendung zu ziehen, welche ohne solche für den Eisenbahndienst minder geeignet gewesen wären, und so wurde ein zureichendes Hilfspersonal für die zu bewältigenden Arbeiten gebildet.*

Den hauptverantwortlichen Bauräten waren Hochbauinspektoren zugeteilt, die mit einem Stab von Hilfskräften an den Gebäudeentwürfen arbeiteten. Die Ausstattung des technischen Apparats wie auch die Besetzung der Eisenbahnkommission zeigt so bereits erste Spezialisierungsansätze. Zeichneten zu Beginn die Baumeister noch selbst ihre Bahnhofsentwürfe – wie Gaab in Friedrichshafen und Ravensburg, Etzel in Geislingen und Maulbronn oder Knoll in Göppingen –, so wird diese Aufgabe schon von 1850 an zunehmend von den Hochbauinspektoren und ihren Hilfskräften übernommen. Die wichtigsten Inspektoren der Anfangsphase in Württemberg waren Spindler, Fuchs, Heimerdinger und Morlok.

Von Anfang an wurden die württembergischen Bahnhöfe in massiver Bauweise errichtet; ganz im Gegensatz zu anderen deutschen Staaten, zum Beispiel Bayern, wo noch einige Zeit hölzerne Provisorien standen. Hierzulande indes hat man versucht, die neuen Bauten mit den gewachsenen Landschaftsstrukturen und den «gewachsenen» heimatischen Bauformen in Einklang zu bringen; kurz, man respektierte die Umgebung. Erst in den Bauperioden nach 1854 kam es zu jener architektonischen Vielfalt, die unseren Bahnhöfen heute den Rang von kleinen technikgeschichtlichen Denkmälern verleiht. Mißtrauisch beäugt von einer Finanzbürokratie, die allzeit mit dem Rotstift argumentierte, ließen die Ingenieure und Bauinspektoren ihrem Talent erst einmal freien Lauf. Blieben sie bescheiden und zurückhaltend, so wurden ihre Entwürfe ohne Einschränkungen ausgeführt.

Die volkswirtschaftliche Kommission der Ersten Kammer des Landtags von Württemberg setzte hier



die Maßstäbe: *Wir sehen von dem Zentralbahnhof in Stuttgart ab, dem ein besonderer architektonischer Schmuck gebührt, aber wir haben in anderen Landesteilen Bahnhöfe entstehen sehen, welche zwar dem Talent ihrer Erbauer alle Ehre machen, deren luxuriöse Bauausstattung jedoch Tausende verschlungen hat, ohne dem Betrieb oder dem Publikum zu nützen. Angesichts unserer stets wachsenden Staatsschuld müssen wir uns auch jetzt wieder gegen jede weitergehende Verschönerung an den Bahngebäuden erklären und unseren Wunsch dahin ausdrücken, daß deren Aufbau so einfach als möglich ausgeführt werden sollte* (Schwäbische Chronik 1869).

#### Der Stadtbahnhof in Friedrichshafen

Schwäbische Sparsamkeit war geboten. Beispielsweise wurde der Entwurf Ludwig von Gaabs für den Friedrichshafener Stadtbahnhof in den Stuttgarter Amtsstuben so rigoros zusammengestrichen, daß von den ursprünglichen Vorstellungen nur noch ein Torso übrigblieb, ohne allen repräsentativen Ausdruck. Einem begabten Architekten wurden so die Flügel gestutzt. Was Gaab wirklich konnte, wenn man ihn gewähren ließ, das zeigte er mit dem Bau des klassizistischen Stuttgarter Kronprinzenpalais, das während seiner Tätigkeit bei der Königlich Württembergischen Eisenbahnkommission entstand.

Der Stadtbahnhof in Friedrichshafen war seit 1847 der südliche Endpunkt des württembergischen Eisenbahnsystems. Für das Südbahnprojekt war Ludwig von Gaab als technischer Referent bestellt worden. Der ursprüngliche, als sehr kostspielig kri-

tisierte Entwurf, den Gaab eingereicht hatte, wurde auf ein «bescheideneres» Maß zusammengestrichen, und Karl von Etzel selbst hielt es sich zugute, daß es seinem Einfluß zu verdanken ist, daß der Bahnhof Friedrichshafen wirtschaftlicher gestaltet wurde.

Es war nicht das einzige Mal, daß Gaab und Etzel sich über die Ausstattung der Empfangsgebäude uneins waren. Der Ingenieur Etzel war einem funktionalen Bauen unter rein betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten verpflichtet. Im Gegensatz dazu stand Gaab, der Architekt. Vom Kirchenbau herkommend und der klassizistischen Bautradition verbunden, verfolgte er eine ästhetische Bauauffassung.

Ausgeführt wurde nun ein Bau mit einem dominierenden dreigeschossigen Mittelteil, an den je ein zweigeschossiger Seitenflügel angeschlossen war. Um die Jahrhundertwende mußte man erweitern und führte jetzt erst die Gaabsche Originalplanung mit zwei Seitenrisaliten zu Ende, die seinerzeit Etzels ökonomisch bedingter Vorgehensweise zum Opfer gefallen war.

Ein Merkmal Gaabscher Architektur, das beim Friedrichshafener Bahnhof besonders deutlich wird, ist das Gliederungsprinzip des Baukörpers mit einem oberhalb des Erdgeschosses durchlaufenden Gesimse in der Waagrechten und den Lisenen zur vertikalen Unterteilung. Die schwach vortretenden Mauerverstärkungen sind an allen Gebäudeecken zum betonenden Element geworden. Allerdings sind die von Gaab im Mittelteil vorgesehenen schmückenden Pilaster so wenig verwirklicht wie der unter dem Dach verlaufende Bogenfries. Aber

wenigstens hat der Friedrichshafener Bahnhof noch einiges von seiner früheren Ausstrahlung, wenn es auch den Dachreiter von damals nicht mehr gibt und das schmucke Uhrentürmchen durch eine schlichte Fahnenstange ersetzt wurde, die an eine deplazierte Fernsehantenne erinnert.

Ganz im Gegensatz zu den kleinstädtischen Bahnhöfen im heiteren ländlichen Abseits entwickelte sich in der Residenzstadt Stuttgart der Großstadtbahnhof klassischen Typs. Schon der erste Bau in der Schloßstraße, heute Bolzstraße, war ein Kopfbahnhof mit einem Querbahnsteig am Ende der Gleise. Die Reisenden wurden durch ein und denselben Querbahnsteig empfangen und entlassen – hinein in die große Stadt. Die transitorische Funktion ehemaliger Stadttore ist durch ein neues «Tor der Technik» ersetzt. Der Bahnhof vermittelte, versöhnte, führte zusammen: Ästhetik und industrielle Dynamik, Tradition und Fortschritt, Stadt und Land. Über seine funktionale Bedeutung hinaus war der «Vulkan des Lebens» ein sozialer Brennpunkt, somit gleichsam Spiegel der Gesellschaft. Hier kamen Menschen aller Klassen zusammen, wurden miteinander konfrontiert und vermischt.

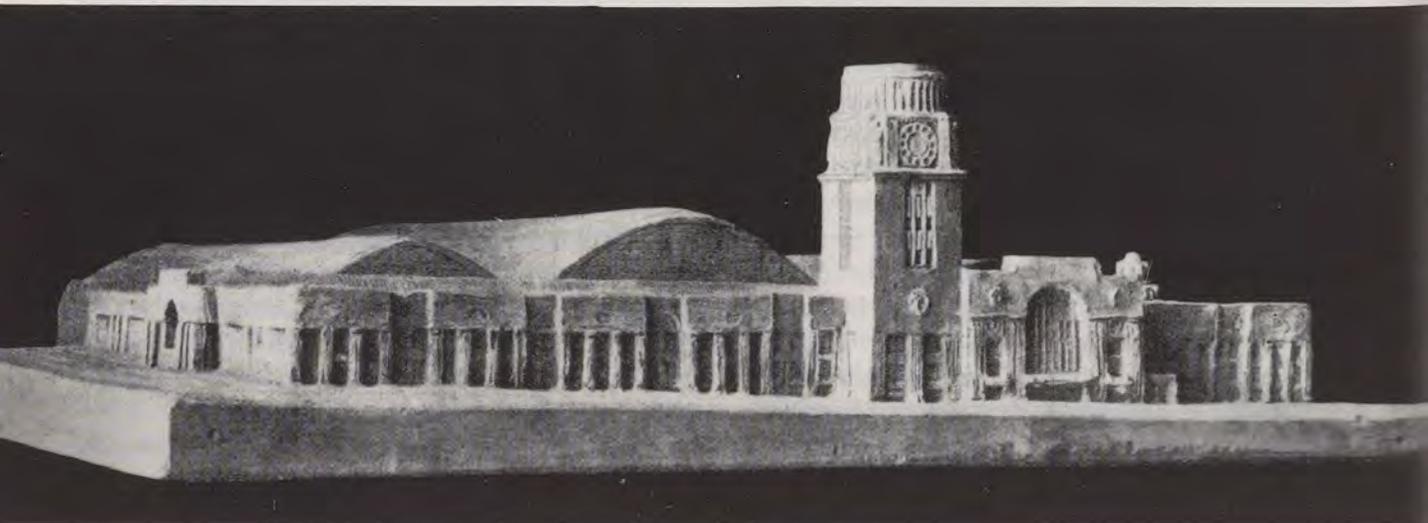
«umbilicus sueviae» – Der Nabel Schwabens

Was anderswo schon lange zuvor realisiert war, wurde in Württemberg erst nach der Jahrhundertwende praktiziert: das Wettbewerbsprinzip beim Bahnhofsneubau. So wurde für den Vorortbahnhof Feuerbach ein Wettbewerb ausgeschrieben, den die Stuttgarter Architekten Georg Friedrich Bihl und Wilhelm Woltz für sich entschieden. Bei zwei anderen Neubauprojekten in Plochingen und Balingen kam mit Theodor Fischer einer der renommiertesten Architekten seiner Zeit als künstlerischer Berater zum Zug, der maßgebliche Akzente setzen durfte. Bedeutendstes Beispiel ist hier jedoch der Wettbewerb

um den Neubau des Stuttgarter Hauptbahnhofs, den Paul Bonatz mit seinem Mitarbeiter Ferdinand Scholer 1911 gewann.

*Der Bau des Bahnhofs in Stuttgart ist für meine Entwicklung als Baumeister das wichtigste Kapitel. So beginnt Paul Bonatz (1877–1956) in seinen Lebenserinnerungen das Kapitel über den Stuttgarter Bahnhofsneubau. Der Wettbewerbsentwurf, unter dem Kennwort «umbilicus sueviae» eingereicht, wurde aber in den folgenden Jahren so stark korrigiert und überarbeitet, daß der von 1914 an realisierte Bau kaum noch Gemeinsamkeiten mit dem Ur-Modell aufwies. Den Umplanungen fielen dabei solche Einfälle zum Opfer wie die hochgewölbten Bahnsteighallen oder der ursprünglich dreistufig geplante und in der vorderen Baulinie plazierte Turm. In Bonatz' Lebenserinnerungen heißt es hierzu: Von der Notwendigkeit, härter und einfacher zu werden, war ich wohl überzeugt, aber wie dies den Beamten der Eisenbahndirektion klarmachen, die in den Konventionen, sagen wir im Stil Hotel Marquardt, ergraut waren? Der Chef des Hochbaues war Oberbaudirektor Neuffer, der mich wie einen Sohn liebte. ( . . . ) Diesen betrübte ich nun am tiefsten. Als ich ihm die letzte Änderung des Turmes vorlegte, das Weglassen des Tambours und das gradlinige Hinaufführen, da seufzte der liebe Mann tief auf: 'S wird immer wüschter, aber 's paßt zum andere – meinetwege, machet Sie 's.*

Und Paul Bonatz machte weiter. Der Bahnhof sollte nicht nur das Tor zur Landeshauptstadt sein, sondern ein Bau, wie er einmal schrieb, der mehr bedeutet als früher ein Stadttor, mehr als alle Tore dieser Stadt zusammen; er sollte auch in seiner städtebaulichen Funktion ein «Mehr an Stadt» darstellen. Vom innerstädtischen Kernbereich der Bolzstraße hinunter zum damals noch stehenden Königstor war es rund ein halber Kilometer Urbanität, der hinzugewonnen werden konnte.





Der Stuttgarter Hauptbahnhof – hier der Nordausgang – um 1930.

◀ Linke Seite: das preisgekrönte Modell von Bonatz und Scholer aus dem Jahr 1911.

Mächtig in der Achse der Königstraße stehend, als Zentrum unübersehbar: der Bahnhofsturm, Uhrenturm und Stadtzeichen zugleich. Unmittelbar daneben, einem Schlund ähnlich, die «Große Schalterhalle». Geht man den Arkadengang entlang die knapp 160 Meter hinüber zur «Kleinen Schalterhalle», so läßt sich die proportionale Entsprechung zwischen großer und kleiner Halle und beiden Straßen feststellen, die auf sie zulaufen: die breitere Königstraße auf die große und die schmalere Lautenschlagerstraße auf die kleine Schalterhalle.

Es dauerte dreizehn Jahre, bis dieses «Monument», das heute in kaum einem Architekturhandbuch fehlt, endlich fertig war.

Kontrovers aber fiel wieder einmal das Urteil über den «Anblick» jener Bahnhofsarchitektur aus. Offensichtlich noch an die üppigen Gründerzeitbauten gewöhnt, stand eine ratlose Öffentlichkeit vor einem Gebäude, das provozierend selbstbewußt auf jegliches klassizistische Dekor verzichtete. Die Diskussion über die architektonische Qualität des Stuttgarter Hauptbahnhofs beschäftigte von nun an über

Jahre eine Öffentlichkeit, die in ihrer Kritik das Bauwerk als «reaktionär», «imperial» und «neoägyptisch» abqualifizierte, die aber auch voller Bewunderung anerkannte, daß hier eine «wegweisende Architektur» im Entstehen war. Heutzutage, inmitten der geschichts- und gesichtslosen Einheitsarchitektur der Stuttgarter Innenstadt, ist der Hauptbahnhof ein Ruhepunkt für das Auge, längst als Kulturdenkmal der Neuen Sachlichkeit anerkannt –, ein Monolith aus jener Kulturlandschaft, in die Stuttgart während der zwanziger Jahre einmal eingebettet war und auf die wir heute nur neidvoll zurückblicken können.

#### Der Bahnhof als Kulturdenkmal

Der immer rapidere technische Fortschritt hat die Industriearchitektur des vergangenen Jahrhunderts im besten Fall zu technikgeschichtlichen Denkmälern werden lassen. Natürlich gelten sie als unrentabel; Schmutz, Dreck, Ruß, Wind und Wetter haben sie gezeichnet. Trotzdem: was uns davon geblieben ist, ob Fabriken, Wassertürme oder Kraftwerke, ob alte Zechen oder Bahnhöfe: Diese Bauwerke haben eine solche Vielfalt und Originalität, daß es schwerfällt nachzuvollziehen, weshalb es in der Bundes-

republik 30 Jahre und länger gedauert hat, diese Eigenwerte zu erkennen, weshalb man sich so lange Zeit mit der öden Behauptung zufriedengab, Industriearchitektur müsse halt zweckmäßig sein und dürfe deshalb auch so häßlich sein, wie sie wolle. Darauf käme es schließlich nicht an.

Betrachten wir den Bahnhof als verkehrstechnisches Denkmal, so läßt sich beispielhaft jener Konflikt erkennen, bei dem Worte und Taten in eklatantem Widerspruch stehen. Einerseits ist sich die Bundesbahn ihrer denkmalpflegerischen Verantwortung bewußt, andererseits aber läßt die Umsetzung dieser Verpflichtung nur allzu oft noch große Wünsche übrig. Der aufmerksame Beobachter kann dies exemplarisch entlang der S-Bahn-Linien im Großraum Stuttgart verfolgen. Der Bahnhof ist, so verkündet es der Werbeprospekt der Bundesbahn, zum «Reisezentrum» erklärt worden. Rein äußerlich repräsentiert er diese Benennung, indem man ihn uniformiert, ihn in ein neues «Anzüge» gesteckt hat. Seine Fassaden sind durch überdimensionale Werbetafeln verhängt, digitalisierte Fahrkartenautomaten sind ihm in den Weg gestellt worden, und die Bahnsteigüberdachungen blitzen überall im gleichen graublauen Farbton in der Sonne. Seine Fenster sind entsproßt und haben zur Krönung Aluminiumblenden bekommen, hinter denen sich moderne Rolladensysteme verstecken. Irgendwann soll es einmal so etwas wie Fensterläden geben haben, aus Holz und mit Verzierungen. Die Bahnhofsgaststätten sind zu rustikalisierten Imbißbuden oder zu aufgemotzten «Intercity-Restaurants» im Kunstfaser-Look der ersten Wagenklasse geworden. Längst ist auch der Bahnhof von der Moderni-

sierungswelle erfaßt, die seit Jahr und Tag unsere Städte und Dörfer verschandelt. Gerade hier im Land ist schon immer versucht worden, alles unter einen Hut zu bringen: Heimat und High-Tech. Dennoch hat es offensichtlich auch bei der Bahn spätestens seit Beginn der achtziger Jahre Veränderungen gegeben, hat ein Erkenntnisprozeß Spuren hinterlassen: Statt kurzentschlossenem Abbruch gibt es jetzt auch hier mehr Sensibilität im Umgang mit der alten Bausubstanz. Zudem ist es geradezu schick geworden, in alten «ausrangierten» Bahnhöfen zu wohnen. Lange genug waren die Bahnhöfe Nutzbauten, die, unter ausschließlich betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten betrieben, einer rein technokratischen Interpretation überlassen waren. Doch nun haben sie wieder Verbündete: Kunsthistoriker und Denkmalschützer, Eisenbahnfreunde und Kulturwissenschaftler und nicht zuletzt eine wachsame Öffentlichkeit versuchen zu retten, was noch zu retten ist.

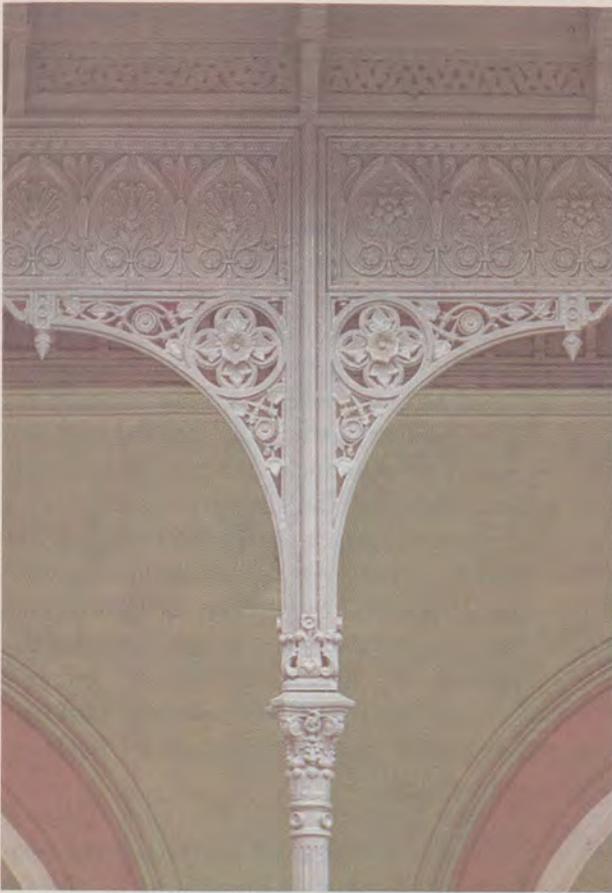
«Erhaltenswerte Bahnhöfe» – zum Beispiel Wildbad

Die Deutsche Bundesbahn trägt diesem Klimawechsel Rechnung, in den Amtsstuben werden Listen mit «erhaltenswerten Bahnhöfen» erstellt, die Denkmalpfleger werden konsultiert! Manch ein Bahnhof ist so in den Genuß einer mustergültigen Renovierung gekommen. Die Stuttgarter Bundesbahndirektion weiß ihr historisches Erbe zu verwalten. Zeugnis davon geben nicht zuletzt die gelungenen Projekte in Neuenbürg, Möckmühl und Marbach am Neckar.

Wildbad hat es seinem Ruf als bedeutendste Bäderstadt im damaligen Königreich Württemberg zu verdanken, daß der Anschluß an die Bahn bereits 1868 vollzogen war. Hier war ein Bahnhof der «Dienstleistung Reise» entstanden, der seinesgleichen sucht. Eleganter wurde im Württembergischen nirgendwo mehr gebaut. Die ganze Pracht ist zur Straße hin dargeboten: Gußeiserne Ringsäulen bilden ein mächtiges Portal, das von einem umlaufenden Ornamentfries noch betont wird. Nur bei genauem Hinsehen entdeckt der Besucher die reliefartig eingelassenen württembergischen Symbole: Löwen- und Hirschkopf. Dem Vorbau verleiht die in rotbraun gehaltene Kassettendecke zusätzlich Eleganz. Der Mittelbau findet seinen krönenden Abschluß in einem Quergiebelchen mit geschnitzter Holzeinfassung und einem Radfenster als Blickfang: Ein Bahnhof als Gesamtkunstwerk.

Wildbad: eine Station mit ganz und gar unwürttembergischer Eleganz.





Detail vom Bahnportal in Wildbad: ein gelungenes Beispiel der Denkmalpflege.

Der Wildbader Bau durfte aber nur außen seine Schönheit bewahren, in seinem Innern hat er längst all die Pracht verloren, die den königlichen Kurgästen einst eine heitere Ankunft auf dem Lande vermittelte. Die Wartesäle waren mit Allegorien des Wald- und Badelebens in der Region «würdig ausgemalt». Doch jetzt ist der ehemalige Empfangsalon zur rustikal verbauten Bahnhofsgaststätte verkommen.

Rundbogenfenster gliedern – noch immer – das Erdgeschoß. Im ersten Stock hat man ihnen eine zweiteilige Fensterordnung entgegengesetzt, die mit ihrer Fensterbekrönung keinen Zweifel am ehemaligen Eigentümer, der Königlich Württembergischen Eisenbahn, aufkommen läßt. Hatte man zur Gleisseite hin auf jegliche Pracht verzichtet, so wurde den Seitenflügeln wieder mehr kunsthandwerkliche Aufmerksamkeit gewidmet.

Die vierte Bauperiode der Bahnhofsarchitektur hat in Wildbad ihr architektonisch prägnantestes Beispiel geschaffen. Die Weltläufigkeit dieser Bade- stadt, der auch schwäbische Dichter wie Justinus Kerner und Ludwig Uhland lyrische Referenz erwiesen haben, hat dieses glanzvolle Beispiel württembergischer Profanarchitektur erst ermöglicht.

Die Station Wildbad ist heute ein gelungenes Beispiel für denkmalpflegerische Verantwortung. Mit Sorgfalt, Einfühlungsvermögen und Respekt vor seiner Originalität hat man 1984 renoviert.

## Flaute – doch keine wirksamen Luftreinhaltemaßnahmen beim Autoverkehr

*Harald Knauer*

Eigentlich hätte man schon 1982 der Luftverschmutzung den Kampf ansagen können und müssen. Das Waldsterben war in aller Munde, und eine ausgewachsene Smogwetterlage im Januar 1982 – mit dem ersten und einzigen Smogalarm für Stuttgart – lieferte eine spektakuläre Kulisse für die politische Arena in der Landeshauptstadt.

Man hätte sich z. B. schon 1982 anhand der Dauermeßstationen ein ungefähres Bild von den Schadstoffbelastungen bei Schwefeldioxid (SO<sub>2</sub>), Stick-

oxiden (NO und NO<sub>2</sub>) und Kohlenmonoxid (CO) machen können. Und man hätte in jenem Jahr die Hauptverursacher der Luftverschmutzung eingrenzen und erste Gegenmaßnahmen ausarbeiten können. Zum Beispiel den Kraftfahrzeugverkehr: Da fragte doch mit Datum vom 23. Januar 1982 eine Fraktion im Stuttgarter Gemeinderat ganz bescheiden an, ob man denn nicht dazu – unter anderem – den privaten Kraftfahrzeugverkehr eindämmen müßte.

## Bundesgesetz für Immissionsschutz bestimmt den Kurs: flächendeckende Messungen und Erhebungen in Stuttgart und Umgebung

Man hätte – aber man hat dann doch nicht. Dabei wäre es keinesfalls ein Wagnis gewesen, von Stuttgart aus einen Umweltdampfer in Richtung Luftreinhaltung auslaufen zu lassen. Kurs und Kommando waren bundesweit durch das Bundes-Immissionsschutz-Gesetz vorgegeben: flächendeckende Immissionsmessungen, Erhebungen über den Schadstoffausstoß bei den Quellengruppen Hausbrand, Industrie und Verkehr sowie ein mit Verbesserungsmaßnahmen angereicherter Luftreinhaltungsplan, zu erstellen von den Landesbehörden. Die Schiffsbesatzung wäre auch keinesfalls allein auf hoher und vermeintlich rauher See gewesen, denn solche Luftreinhaltungspläne gab es schon in anderen Bundesländern. So aber blieb es bei weniger wagemutigen Erwägungen: Ob etwa die Mannheimer Smogverordnung auf Stuttgart zu übertragen sei, ob das Sozialministerium Alarm geben durfte, ohne die Stadt vorher zu fragen; wie es zu einem Alarm kommen konnte, wo doch das Wetteramt längst Entwarnung gegeben hatte. Und es blieb bei dem gewohnten Eigenlob – «wir haben schon seit Jahren» – bis hin zur Verheißung auf die vorhin genannte Anfrage, die Sache mit dem Kraftfahrzeugverkehr werde man durch neue Umfahrungen – Weilimdorf, Heschl, B 312 – schon in den Griff bekommen. (Vgl. hierzu «Über Umfahrungsstraßen» in der Schwäbischen Heimat 1989/2 Seite 96 ff.) Nach einem zweijährigen Intermezzo mit lufthygienischer Flaute, aber immerhin medienwirksamen Verwaltungsreformen – 1985 Verlegung des Immissionsschutz-Referats vom Sozialministerium zum damaligen Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten, ein Jahr zuvor Gründung einer Koordinierungsstelle für Umweltschutz bei der Stadtverwaltung Stuttgart –, nach diesem Intermezzo hieß es dann aber doch noch «Leinen los» für den behördlichen Umweltdampfer: Im Januar 1985 begannen die ersten flächendeckenden Luftgütemessungen in Stuttgart und Umgebung. Zunächst ließen die vollmundigen Ankündigungen erwarten, es sollte tatsächlich Kurs «Bundes-Immissionsschutz-Gesetz» gefahren werden. So ganz hinaus schien sich der damalige «Kapitän» aus dem Ministerium für Ernährung, Gerhard Weiser, aber doch nicht zu trauen: Bei der generellen Richtung sollte es wohl bleiben, aber die Fahrt wurde merklich gedrosselt und durch gelegentliche Wendemannöver weiter zurückgenommen.

Größere Teile Stuttgarts, deren Luftschadstoffbelas-

stung sich im nachhinein als ernst erwiesen, wurden zunächst vergessen. In benachbarten Meßgebieten, z.B. Ludwigsburg, wurde das Meßprogramm von 26 auf 13 Messungen halbiert, in Sindelfingen und auf den Fildern überläßt man das Messen dem Goodwill der Gemeinden, die selbst- und problembewußt ihre eigenen, freilich nicht abgestimmten Meßprogramme in Angriff nahmen.

Anstelle der sonst gesetzlich obligatorischen Emissionserklärungen vertraute das Ernährungsministerium auf die Kooperationsbereitschaft der Industrie und begnügte sich mit freiwilligen Emissionserklärungen. Und was schließlich die Maßnahmen anlangt, wurde auf verbindliche Ankündigungen, zumindest auf einen Zeitplan ganz verzichtet.

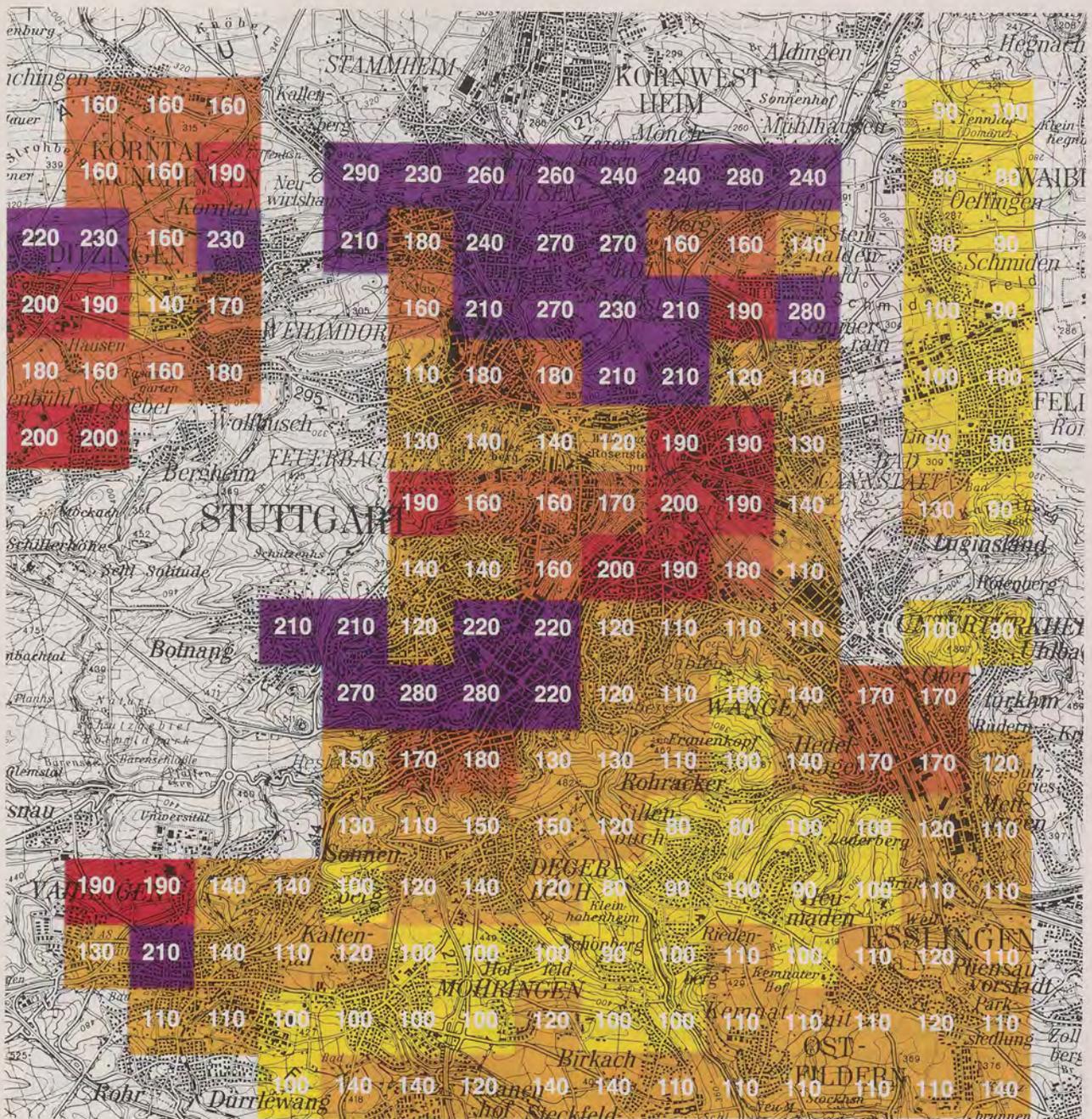
Was wie in anderen Bundesländern auch hätte sein sollen – oder ganz nach Art des Musterländles viel, viel besser –, nämlich lückenlose Erfassung von Emissionen und Immissionen, das blieb bis heute – fünf Jahre nach den ersten Meßfahrten – ein unrühmliches Durcheinander. Von den nach fünf Jahren fälligen Wiederholungsmessungen ist 1990 erst recht keine Rede.

Die Meßergebnisse: Grenzwert bei Stickstoffdioxid in der Stuttgarter Innenstadt überschritten

Immerhin offenbarten die 1986 veröffentlichten Teilmeßergebnisse den Ernst der Lage: flächenhafte Überschreitungen des TA-Luft-Kurzzeit-Grenzwertes bei Stickstoffdioxid von  $200 \mu\text{g}/\text{m}^3$  in der Stuttgarter Innenstadt und vor allem im Stuttgarter Norden sowie lokale Grenzwertüberschreitungen in den Stadtbezirken Vaihingen und Botnang.

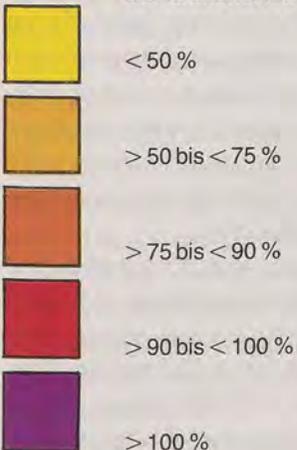
Das 1986 veröffentlichte Emissionskataster – wieder nur eine Teillösung, denn die Umlandgemeinden warten bis heute auf ihre Angaben –, die Erhebung der im Stadtgebiet vom Verkehr, vom Hausbrand und von den Industrie- und Kraftwerksanlagen im Bezugsjahr 1985 ausgestoßenen Luftschadstoffe liefert aber wenigstens für Stuttgart die zweifelsfreien Ursachen der gemessenen Luftschadstoffkonzentrationen, der Immissionen.

Wenn nicht 1982, so hätte man immerhin Mitte 1986 Kurs auf erste Maßnahmen nehmen können, denn die Ergebnisse waren keineswegs überraschend: Der erste Stuttgarter Umweltbericht «Luftreinhaltung» von 1984 wurde in seiner Lagebeurteilung bestätigt und lieferte ein ausbaufähiges Maßnahmenpaket. Das Kommando des Jahres 1986 hieß freilich: «Volle Kraft zurück!» Ein großangelegtes Wiederholungsmeßprogramm sollte endgültig Klarheit über die Luftbelastung zwischen Bietigheim und Plochingen bringen und das bisherige

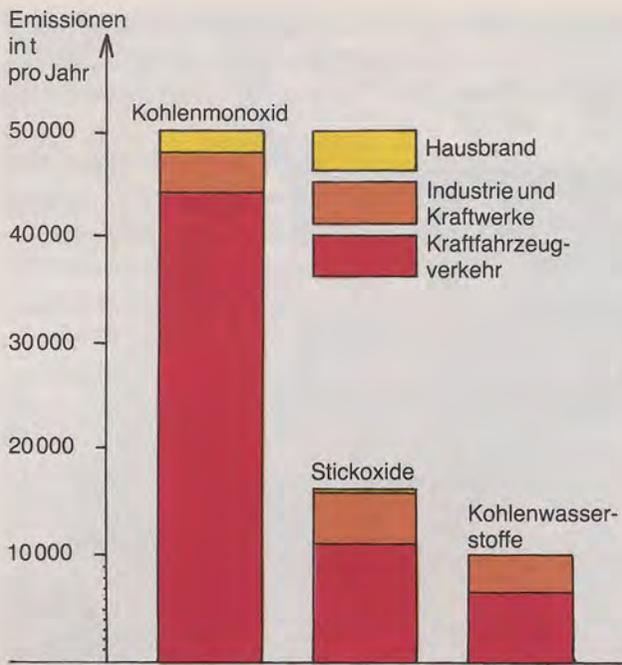


Kartengrundlage: Topographische Karte 1:100000, Ausschnitt aus den Blättern C 7118 und C 7518, herausgegeben vom Landesvermessungsamt Bad.-Württ. Vervielfältigung genehmigt unter AZ 5.11/626, thematisch ergänzt durch den Autor.

Der Grenzwert ist erreicht zu



Die Stickstoffdioxid-Kurzzeitbelastung in Stuttgart und Umgebung 1985/88 in bezug auf den TA-Luft-Grenzwert ( $200 \mu\text{g}/\text{m}^3$ ). Durch die rein zufällige Lage der Meßpunkte im Kilometer-Raster sollten die gemessenen Kurzzeitwerte in den einzelnen Quadraten nicht über- oder unterbewertet werden. Entscheidend ist, daß es im Stuttgarter Norden und entlang der Autobahn A 81 zu Grenzwertüberschreitungen gekommen ist: Der Zusammenhang zwischen hoher Stickoxidbelastung und stark und schnell befahrenen Straßen ist offensichtlich.



Menge und Herkunft der drei stärksten Luftschadstoffkomponenten in Stuttgart

Meßdatengeflecht entwirren. Doch auch hier wieder ein Zickzackkurs: Das Ernährungsministerium verzichtete auf Wiederholungsmessungen in Stuttgart und Esslingen. Der hier 1985 gemessenen Luftqualität stehen somit die Ergebnisse aus den angrenzenden Gebieten von 1988 gegenüber; einem Jahr mit einem bekannt milden Winter und demzufolge niedrigerer Beiträge der Gebäudeheizung zur Luftbelastung. Dies hatte seine guten Seiten: Die noch drei Jahre zuvor in Kornwestheim und Ludwigsburg längs der Autobahn registrierten Überschreitungen der  $\text{NO}_2$ -Kurzzeitwerte lösten sich bis 1988 in buchstäbliches Wohlgefallen auf. Ein Erfolg konsequenter Luftreinhaltepolitik oder eine Laune der Witterung?

### Das «Bulling»-Gutachten – eine Wende in der Verkehrsplanung

Im Herbst 1987 betritt ein neuer Steuermann die Kommandobrücke unseres Umweltdampfers: Regierungspräsident Dr. Manfred Bulling und die Stadt Stuttgart vereinbarten, die weitere Kursbestimmung in die Hände von Gutachtern zu legen, allerdings mit der Vorgabe, innerhalb kurzer Zeit, nämlich bis 1990, eine Minderung der vom Verkehr erzeugten Stickoxide um 20–40% zu erzielen.

Ein Jahr später präsentierte das Ingenieurbüro Steierwald-Schönharting & Partner, federführend für eine Gutachtergruppe, das Gutachten zur Senkung der Verkehrsemissionen als Teil des Luftreinhalteplans. Die Gutachter bestätigten, was längst bekannt war:

In Stuttgart wurde zu viel und auch zu schnell gefahren, der Kraftfahrzeugverkehr müßte tatsächlich eingedämmt werden. Die dazu vorgeschlagenen Maßnahmen, aus einem breit angelegten Auswahlverfahren entwickelt, bilden drei Pakete, die bis 1990 aufzuschnüren sind:

- Planfall 1/90: Tempobegrenzung 60 km/h auf bisher mit höheren Geschwindigkeiten befahrenen Hauptverkehrsstraßen. Tempobegrenzung auf 50 km/h auf bisher mit 60 km/h befahrenen Hauptverkehrsstraßen und Tempoüberwachung auf den mit 50 km/h befahrenen Hauptverkehrsstraßen. Tempobegrenzung auf 30 km/h im übrigen Straßennetz.

- Planfall 2/90: Umbau aller Straßen mit mehr als zwei Fahrspuren in zweispurige Straßen und Anlage von Busspuren auf den so gewonnenen freierwerdenden Spuren. Außerdem zusätzlich mindestens 11 000 Park-and-Ride-Plätze und zusätzliche S-Bahn-Züge.

- Planfall 3/90: Wie Planfall 1/90, jedoch etwas moderater, dafür umfassende Verkleinerung der Innenstadt-Parkplätze.

Damit wären, je nach Planfall, die Stickoxidemissionen des Kraftfahrzeugverkehrs um 17, 12 oder bis zu 21% verringert worden. Weil sich jedoch die angestrebten Verbesserungen nur an der Untergrenze der Vorgaben – 20–40%ige  $\text{NO}$ -Minderung – bewegten, entwarfen die Gutachter noch eine «dynamische» Variante: den sogenannten  $\text{NO}_x$ -Alarm. Danach sollten beim Ansteigen der Luftschadstoffkonzentration auf ein kritisches Maß kurzfristige Fahrverbote für Fahrzeuge ohne geregelten Katalysator mögliche Grenzwertüberschreitungen verhindern.

Im Stadtverkehr Stickoxide zu 80% aus schnellem, zu 10% aus stockendem Verkehr

Es ist nicht das Verdienst der Gutachter, neue, völlig veränderte Erkenntnisse über das Verkehrsgeschehen und dessen Auswirkungen hervorgebracht zu haben. Aber es ist ihr Verdienst, sich eben solchen Erkenntnissen nicht zu verschließen – was ja gelegentlich rufschädigend sein kann! –, diese Erkenntnisse nicht ohne kritische Überprüfung zu bestätigen und – umzusetzen. So räumt dieses Gutachten mit zwei gängigen Vorurteilen auf.

Ein besonders hartnäckiges, vom forscheren Teil der Kraftfahrer sogar regelrecht gepflegtes Vorurteil besagt, im Verkehrsstau würden besonders viele Abgase erzeugt. Dies ist zu einem Teil richtig. Umfangreiche Messungen des TÜV-Rheinland haben für verschiedene Pkw-Modelle und standardisierte,

d. h. genormte Fahrtafeln – Fahrmodi – folgende Durchschnitts-Emissionen ergeben:

NO<sub>x</sub>-Abgasemissionen für Pkw, Otto- und Dieselmotoren für das Bezugsjahr 1985

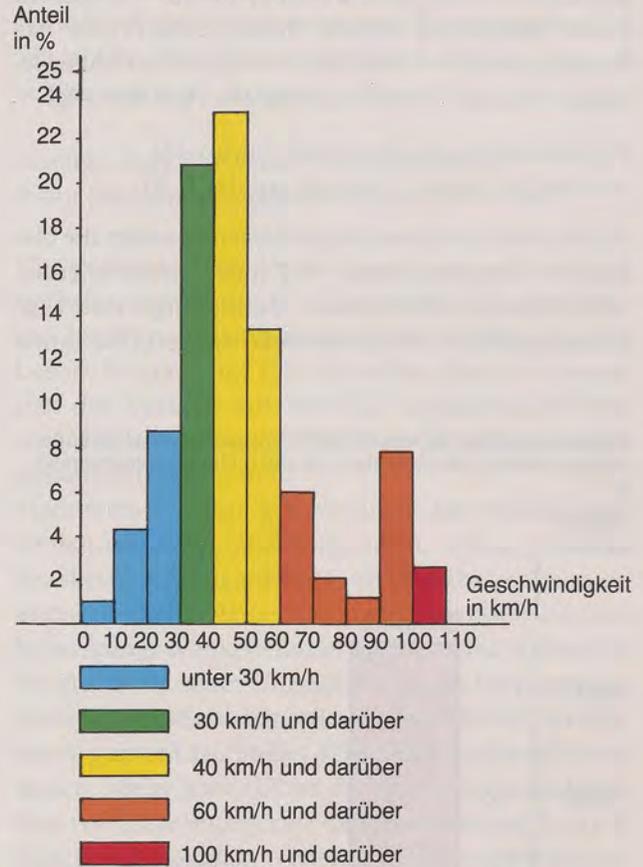
Fahrmodus	mittlere Geschwindigkeiten	konstante Geschwindigkeiten	NO <sub>x</sub> -Emission
M 7	1,2 km/h		2,67 g/km
M 6	6,3 km/h		1,41 g/km
M 5	13,5 km/h		1,49 g/km
M 0	19,5 km/h		1,46 g/km
M 4	26,6 km/h	20 km/h (2. Gang)	0,37 g/km
		30 km/h (2. Gang)	1,46 g/km
M 3	42,5 km/h	30 km/h (3. Gang)	0,63 g/km
		45 km/h (3. Gang)	0,37 g/km
		45 km/h (4. Gang)	1,51 g/km
M 2	60,0 km/h	45 km/h (4. Gang)	0,73 g/km
		56 km/h (4. Gang)	0,62 g/km
		67 km/h (4. Gang)	1,17 g/km
		75,0 km/h	1,54 g/km
		85,0 km/h	2,05 g/km
		90 km/h (4. und 5.)	2,45 g/km
		95,0 km/h	2,57 g/km
		105,0 km/h	2,81 g/km
	125,0 km/h	3,22 g/km	
	145,0 km/h	4,23 g/km	
	165,0 km/h	5,81 g/km	
		7,88 g/km	

Tatsächlich ist Fahrmodus 7 mit einer mittleren Geschwindigkeit von nur 1 km/h im Stop-and-go-Verkehr besonders unheilvoll: 2,67 g Stickoxide stehen z. B. 1,54 g bei zügiger Fahrt mit knapp 60 km/h gegenüber (Fahrmodus 2).

Wie aber sind die Verkehrsabläufe im Stadtverkehr tatsächlich? Überwiegt hier der Stau oder geht es flotter voran, als man glaubt? Dies zu überprüfen war Aufgabe der Gutachter: Sie schickten Meßfahrzeuge in die Verkehrsströme, mit denen die im Tages- und Streckenverlauf gefahrenen mittleren Geschwindigkeiten einschließlich der dabei auftretenden Beschleunigungs- und Verzögerungsphasen ermittelt wurden.

Dabei ergaben sich erstaunliche Resultate: Der be-

Anteil der verschiedenen Fahrgeschwindigkeiten an der Gesamtfahrleistung der Pkw in Stuttgart



Entgegen der landläufigen Meinung ist der «Verkehrsstau» nicht die beherrschende Form des großstädtischen Straßenverkehrsablaufes. Dies wird auch dadurch klar, wenn man einerseits an das hervorragend ausgebaute Straßennetz und den sehr flüssigen Verkehrsablauf außerhalb der Spitzenstunden denkt.

sonders problematische Fahrmodus 7 war de facto nirgendwo in nennenswertem Ausmaß festzustellen. Selbst die stadtwie bekannten «Durststrecken» über den Pragsattel oder die Neue Weinsteige wurden in den Spitzenzeiten des Berufsverkehrs weit zügiger befahren. Dies kann im Nachhinein übrigens jeder selbst feststellen, der diese Strecken befährt: So dauert die Fahrt über die B 10 vom Bahnhof Zuffenhausen zum Pragsattel eben nicht zweieinhalb Stunden – wie sie im Fahrmodus 7 dauern müßte –, sondern auch an ausgesprochen schlechten Tagen keine zwanzig Minuten mit einer mittleren Geschwindigkeit von 6 km/h (Modus 6) und darüber.

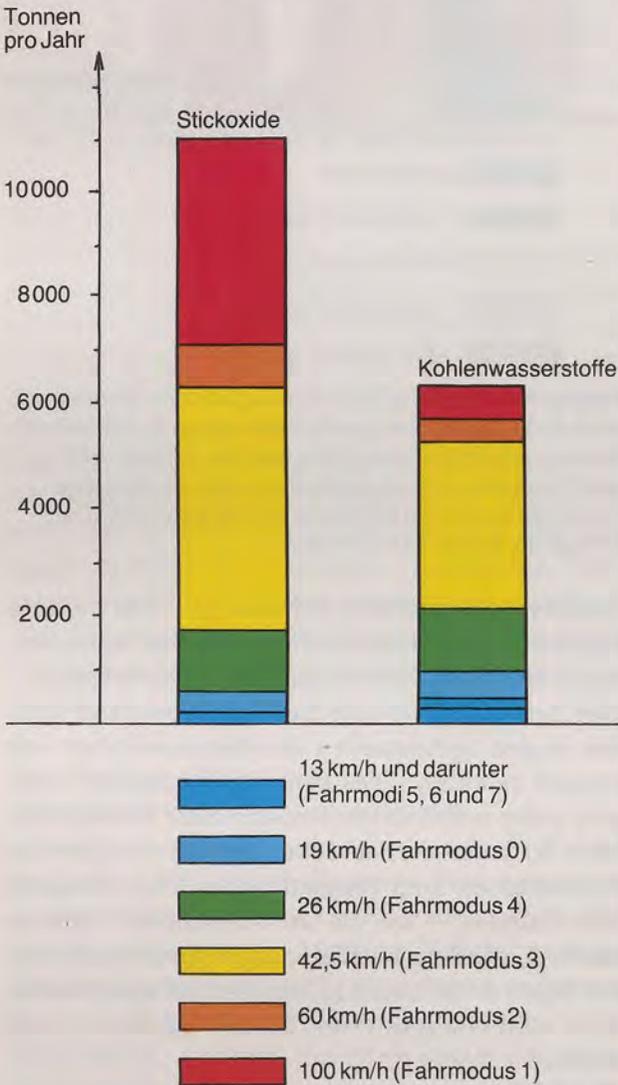
Alle Strecken und Zeiten des Verkehrsablaufs in Stuttgart zusammengefaßt, machen Fahrgeschwindigkeiten unter 10 km/h gerade 1% der Gesamtfahrleistung aus. Berechnet man aus den geschwindigkeitsbezogenen Fahrleistungsanteilen die jeweiligen Schadstoffemissionen, so zeigt sich, daß vor allem die Stickoxide zu mehr als 80% von den höhe-

ren Geschwindigkeiten über 40 km/h und zu weniger als 10% vom «stockenden Verkehr» herrühren. Diese Erkenntnis lieferte freilich schon 1986 das Emissionskataster Verkehr; der Gutachter hat es lediglich für den Verkehr des Jahres 1988 bestätigt.

Bei 60 km/h nur halb so viele Stickoxide wie bei 100 km/h – Versuch auf der B 10

Aufbauend auf diesen Ergebnissen konnten die bisher als abgasmindernd und lufthygienisch entlastend betrachteten Schnell-, Bündelungs- und Umfahrungsstraßen nicht die Rolle spielen, die ihnen

Stickoxid- und Kohlenwasserstoff-Emissionen des Kraftfahrzeugverkehrs in Abhängigkeit von der mittleren Geschwindigkeit



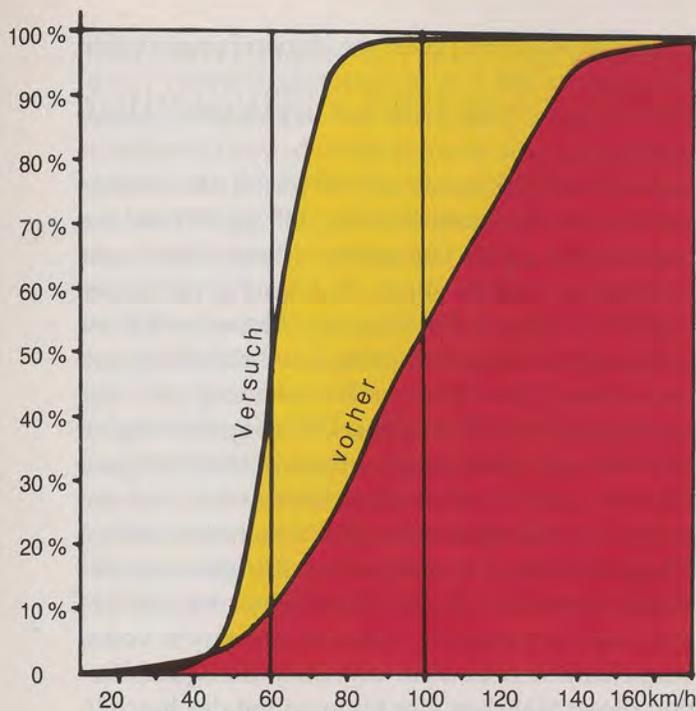
Weder Stickoxide noch Kohlenwasserstoffe werden im großstädtischen Verkehrsablauf in nennenswertem Maß durch Verkehrsstauungen produziert. Selbst bei den Kohlenwasserstoffen, deren Emissionen bei höheren Geschwindigkeiten im Gegensatz zu den Stickoxiden abnehmen, spielen die niedrigen Geschwindigkeiten kaum eine Rolle.

bisher zugedacht waren. Und ganz folgerichtig fehlt in den Maßnahmevorschlägen des Gutachters der sonst so gern geforderte Bau neuer Straßen. Die Gutachter erkannten vielmehr nicht nur die verheerenden Wirkungen des schnellen Verkehrs auf schnellen Straßen, sondern auch die darin sich bietenden Möglichkeiten, die Stickoxidemissionen zu senken. Denn der Tabelle 1 zufolge bietet die Absenkung der Geschwindigkeit von 100 auf 60 km/h einfache, preiswerte Reduzierung der Stickoxidemissionen um die Hälfte: Der «Tempoversuch auf der B 10» war geboren. Und der aufmerksame Leser bekommt als Dreingabe sogar den Nachweis, daß die «städtische Wunschtrasse» der B 10/27 am Pragsattel dem ohnehin geplagten Stadtteil Zuffenhausen von seiten der Stickoxide her den Rest geben würde.

Kaum waren die Vorschläge der Gutachter und mit ihnen ein leidlich geradliniger Kurs zu einem fest umrissenen Ziel auf dem Tisch, da erfaßten den noch auf Reede liegenden Umweltdampfer plötzlich orkanartige Böen und schwere Seen in Gestalt tagtäglicher, gereizter Leserbriefe – Tenor: schikanös! – und öffentlicher Stellungnahmen – Tenor: Verwaltungshochmut –, fegten über das Schiff und trafen vor allem den Rudergänger Bulling, während unter Deck Gutachter und Mannschaft windgeschützt über ein Sofortprogramm zur Umsetzung der Maßnahmen beratschlagten.

Der Seegang blieb nicht ohne Einfluß auf das Ergebnis: Aus drei Maßnahmepaketen wurde nur der Planfall 1/90 – Geschwindigkeitsreduktion – herausgegriffen und aus einem einst flächendeckenden Straßennetz gerade eine Straße: Auf der B 10 zwischen Stuttgart und Esslingen sollte Tempo 60 eingeführt werden. Und dies auch nicht sofort, auf Dauer und gar auf ganzer Länge, sondern als «Versuch» auf sechs Kilometern mit Zusatzgutachten, so als stamme der Vorschlag nicht von einem renommierten Ingenieurbüro, sondern aus Extremistenkreisen. Die Versuchsergebnisse sind rasch zusammengefaßt und erscheinen beinahe trivial:

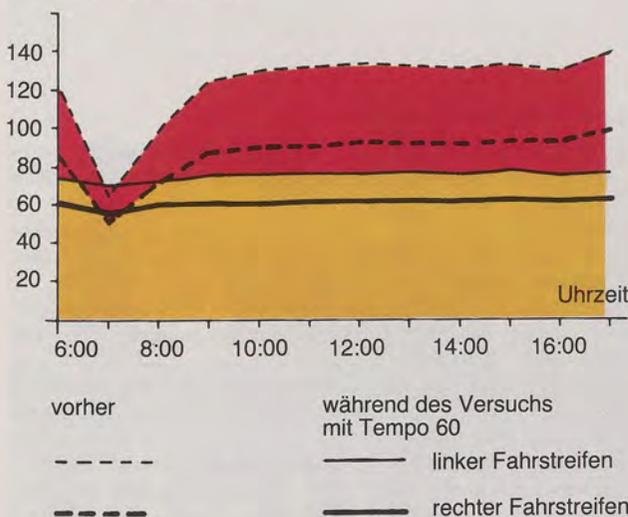
- Intensive Radarkontrollen veranlassen den Großteil der Autofahrer, sich an Tempo 60 zu halten; nur ein Viertel aller Kraftfahrer durchbrach während des Versuchs die Verwarnungsgeld-Schwelle von 68 km/h, vorher war es ein Drittel, das sogar schneller als 108 km/h fuhr.
- Die Streuung der gefahrenen Geschwindigkeiten ging stark zurück und führte so zu einem harmonischen Verkehrsablauf.
- Wegen des vorher unstillen Verkehrsablaufes bei 100 km/h kam es am Ende der Schnellstraße immer



Summenhäufigkeitsverteilung der Fahrgeschwindigkeiten auf der B 10, Querschnitt Großmarkt

Die Grafik zeigt den harmonischen Geschwindigkeitsablauf während des B-10-Versuches mit Tempo 60: Rund 80 % aller Pkw halten sich an Tempo 60 und fahren höchstens 70. Vor dem Versuch fuhr nur knapp die Hälfte 100 km/h, 20 % fuhr sogar mehr als 120 km/h.

mittlere Geschwindigkeit in km/h



Kaum zu glauben: Im morgendlichen Berufsverkehr wird die Engstelle der B 10 am Mineralbad Leuze bei Tempo 60 mit beinahe 10 km/h schneller befahren als bei Tempo 100.

wieder zu Geschwindigkeitseinbrüchen und Stauungen, nicht jedoch während der Versuchsphase. So wurde im Berufsverkehr flüssiger und sogar schneller gefahren als bei Tempo 100.

Hinzu kommen erhebliche Lärminderungen, denen die Halbierung des Verkehrs entsprochen hätte, und ein bemerkenswerter Rückgang der Unfallzahlen. Bei Personenschäden 95% – fast zu schön, um wahr zu sein!

Hastige Rückwärtsfahrt: Tempo 80 km/h treibt Stickoxide wieder kräftig in die Höhe!

Das gesuchte Haar in der Suppe war auch schnell herbeigezaubert, denn – Gutachten hin oder her – die Leserbriefstürme waren ja schließlich noch in bester Erinnerung: Die Gutachter fanden heraus, daß der Verkehr auf der B 10 abgenommen hatte und daß es wo möglich zu Verkehrsverlagerungen gekommen sein mußte.

Handfeste Beweise gab es außer den rückläufigen Verkehrsmengen allerdings nicht, schon gar nicht in Gestalt signifikant höherer Verkehrsmengen an anderer Stelle. Aber was nicht bewiesen ist, das kann man ja wenigstens behaupten. Und so war mit vermutetem, unter Umständen gar in Wohngebiete verlagertem «Schleichverkehr» endlich ein dankbares Argument zur Stelle, Tempo 60 wieder fallenzulassen. Mehr noch: Diese dürftigen Argumente gaben wohl im Stuttgarter Gemeinderat am 5. April 1990 den Ausschlag, weitergehende, angesichts des immensen Emissionspotentials der Autobahnen gerade dort längst überfällige Tempobegrenzungen, wie sie in den USA üblich sind, abzulehnen.

Die Kopiergeräte im Umweltministerium müssen für die Vervielfältigung des Luftreinhalteplans noch warm gewesen sein, da läßt das Innenministerium die 60-km/h-Schilder auf der B 10 durch Tempo-80-km/h-Schilder austauschen. Ein bemerkenswert wendiges Beidrehen während einer sonst so trägen Fahrt. Man vergleiche im übrigen die Stickoxidemissionen bei Tempo 60 und 85 km/h in der Tabelle! Ausgetauscht wird ganz beiläufig auch der Steuermann, der allzu geradlinig Kurs Tempolimit gedampft war.

Es kam also, wie es kommen mußte: Der vom Umweltministerium am 29. November 1989 präsentierte Maßnahmenkatalog zum Luftreinhalteplan ist ein beachtliches Ergebnis hastiger Rückwärtsfahrt. Von den im Gutachten zur Minderung der verkehrsbedingten Stickoxidemissionen mit großer Sorgfalt entwickelten Maßnahmenpaketen nur noch Bruchstücke; kein Bezug zu Zuständigkeiten, Kosten, Zeitabläufen und Wirksamkeiten. Desgleichen von der begleitenden Untersuchung zum Tempo-60-Versuch auf der B 10 wenig an Tatsachen, sondern mehr an Vermutungen und Befürchtungen orientierte Folgerungen. So wird – jetzt geht es plötzlich

ohne Versuche – ein «gespaltenes Tempolimit» eingeführt: Tempo 60 nur für Lkw, Tempo 80 für Pkw. Das geschieht, obwohl bei den früheren Erwägungen eine solche Maßnahme für Pkw ohne und mit Katalysator wegen eines möglicherweise unregelmäßigen Verkehrsablaufs verworfen wurde. Wer heute die B 10 befährt, kann dies eindrucksvoll miterleben, denn die Mehrheit der Lkw fährt tatsächlich 80 km/h und mehr – gemeinsam mit den Pkw! Der einzige sofort umgesetzte Teil der Maßnahmen des Luftreinhalteplans treibt also die zu senkenden verkehrsbedingten Stickoxidemissionen erst einmal kräftig in die Höhe, auf der B 10 um rund 50%!

Nach acht Jahren Luftreinhaltung im Ländle:  
Starke Sprüche, stickige Perspektiven

Wieder und wieder erörtert also die Stuttgarter Stadtverwaltung das Thema Tempolimit, berät der Gemeinderat die ministeriellen Ergüsse, ohne im Ergebnis das Klassenziel zu erreichen: Vom vorhin genannten Planfall 1/90 wird nicht einmal die Hälfte der vorgeschlagenen Tempolimits auf stark befahrenen Straßen übernommen. Es bleibt ein Rätsel, wie dadurch die angestrebte Emissionsminderung von 17% – nötig wären 30–40% – bei Stickoxiden erreicht werden soll.

Wo eine Prüfung von Zuständigkeiten hilfreich wäre, unterbleibt sie: So empfiehlt letzten Endes die Stadt Stuttgart dem Land Geschwindigkeitsbeschränkungen, die die Stadt selbst seit acht Jahren hätte ganz allein anordnen können. Wo das Land zuständig wäre und selbst nicht tätig werden wollte und will, nämlich bei den Autobahnen, da übt die Stadt Zurückhaltung: Dabei entstehen dort mit weit über 3000 t mehr als ein Drittel aller verkehrsbedingten Stickoxidemissionen in Stuttgart; ein Potential, das sich beispielsweise durch Tempo 80 mühelos halbieren ließe. Stattdessen setzt das Umweltministerium auf automatische Verkehrsbeeinflus-

sungssysteme, als gelte es, einen waghalsigen Drahtseilakt auf dem Immissionsgrenzwert vorzuführen. Keine Rede mehr von dauerhaftem Abbau der Belastungen, keine Rede mehr von Umweltvorsorge – die EG-Kommission empfiehlt als Leitwert für die NO<sub>2</sub>-Kurzzeitbelastung 135 µg NO<sub>2</sub>/m<sup>3</sup> gegenüber 200 µg als Grenzwert –, keine Spur mehr von «vernetztem Denken», als könne es nie darum gehen, in einer konzentrierten Aktion möglichst viele negative Umweltaspekte des Straßenverkehrs anzugehen, für die eine Reduzierung der Geschwindigkeiten der Schlüssel ist. So spielen täglich vier Minuten Fahrtzeitgewinn zwischen Stuttgart-Hedelfingen und Mineralbad Leuze oder auch anderswo und der lautstarke, aber inhaltsleere Protest PS-geblendeter Autofahrer das Zünglein an der Waage: Irgendein findiger Kopf wird uns allen zuletzt noch vorrechnen, welchen immensen volkswirtschaftlichen Gewinn wir durch die Multiplikation dieser täglichen vier Minuten mit der Beschäftigtenzahl und dem durchschnittlichen Bruttoeinkommen im wahrsten Sinne des Wortes «einfahren».

Der Umweltdampfer wird also weiterhin in seichten Küstengewässern vor sich hindümpeln, bis sich vielleicht doch noch die Luftqualität als erstrangiger «Standortfaktor» erweist. Möglicherweise kommen dann bessere Kommandos, möglicherweise auch mutigere Kapitäne. Denkbar aber auch, daß es dann schon zu spät wäre.

#### Literatur und Quellen:

Steierwald, Schönharting und Partner: Luftreinhalteplan Stuttgart. Sofortmaßnahmen zur Senkung der Verkehrsemissionen auf der B 10. Stuttgart 1989

Ministerium für Umwelt Baden-Württemberg (Hrsg.): Bericht über Immissionsmessungen im Mittleren Neckarraum 1985–1989. Stuttgart 1989

Steierwald, Schönharting und Partner/TÜV Rheinland/Fichtner: Luftreinhalteplan 1988. Gutachten zur Senkung der Verkehrsemissionen. Stuttgart 1988

TÜV Rheinland: Das Abgasemissionsverhalten von Personenkraftwagen in der Bundesrepublik Deutschland im Bezugsjahr 1985. Köln 1987

Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten Baden-Württemberg (Hrsg.): Emissionskataster Stuttgart. Quellengruppe Verkehr – Quellengruppe Hausbrand – Quellengruppe Industrie (jeweils eine Ausgabe). Köln 1986



Sie standen nur einen Sommer . . . Beschilderung an der B 10 während der Versuchsphase mit Tempo 60.

# «Subordinationswidriger Geist» – Rottenburger Bürgerwache während der 1848er Revolution

Tamara Citovics

Als während der 1848er Revolution das liberale Bürgertum unter der Devise *Einheit und Freiheit der deutschen Nation* zum Angriff gegen die ins Wanken geratene Front der alten Gewalten antrat, geriet auch die Rottenburger Stadtgarde ins Schußfeld öffentlicher Kritik. Bisher hatten die uniformierten «Corpus-Christi-Soldaten» hauptsächlich Ehrendienste für staatliche Welthilfe und geistliche Würdenträger geleistet oder bei festlichen Anlässen wie etwa der Fronleichnamsprozession paradiert. Doch mit dem Ruf nach einer gesellschaftlichen Umgestaltung der überkommenen feudalen Ordnung schien es unerläßlich, auch das Wehrwesen zu verändern.

## Forderung nach Volksbewaffnung

Allgemeine Volksbewaffnung war die große Forderung der Revolution, in der sich das nationale Engagement ausdrückte. Eine solche Volkswehr schien die optimale Alternative zum stehenden Heer zu sein, dem Machtinstrument der Fürsten. Dafür sprachen der erwartete höhere militärische Nutzeffekt gepaart mit geringerem finanziellen Aufwand.

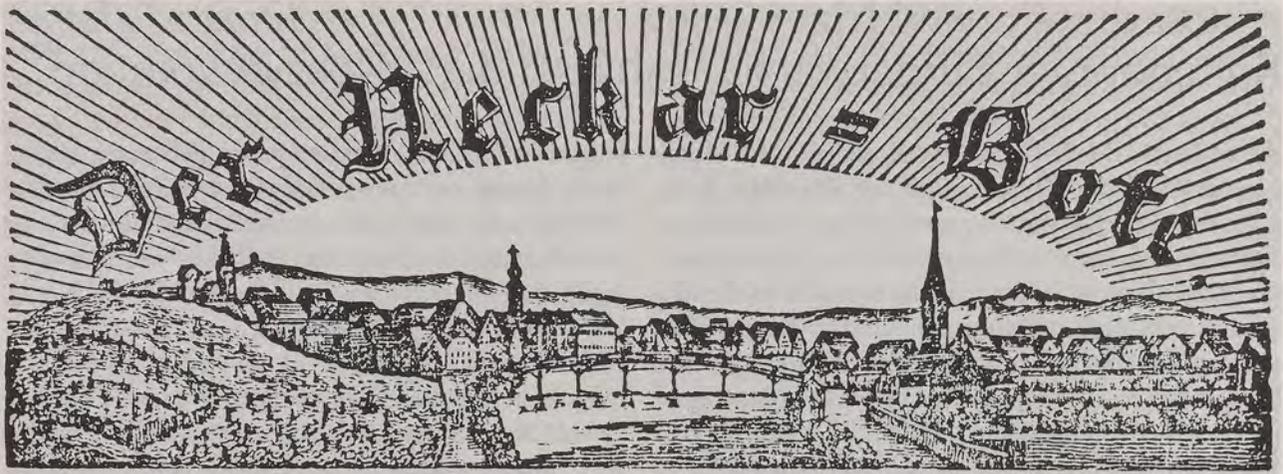
Die schwäbischen Liberalen propagierten die Volksbewaffnung, denn sie beriefen sich auf das *gute alte Recht*. Für dessen Wiederherstellung traten sie ein, nachdem König Friedrich 1809 die Volkswaffen eingeleitet hatte, die jedoch sein Sohn König Wilhelm I. wieder liberalisierte.

Nachdem am 1. April 1848 auf Drängen der liberalen und nationalen Bewegung in Württemberg das Gesetz zur Volksbewaffnung verabschiedet worden war, mußten auch in Rottenburg solche Wehren aufgebaut werden mit dem Ziel, *die Wehrhaftigkeit der Staatsbürger zu befördern, Verfassung und Gesetz zu beschützen, und die öffentliche Ordnung und Ruhe aufrechtzuerhalten*<sup>1</sup>.

Unter der Stadtbevölkerung machten viele Männer mit, um ihrer nationalen Gesinnung Ausdruck zu verleihen. Bereits vier Tage nach der Verabschiedung des Gesetzes konnte das Lokalblatt, der *Nekar-Bote*, seine Leserschaft darüber informieren, daß Gutsbesitzer v. Krafft zwanzig Gulden dem

Stadtgarde von Rottenburg am Neckar in den Jahren 1828 bis 1834.





Nro. 31.

Rottenburg, Dienstag den 18. April

1848.

Die Lokalzeitung wurde als öffentliches Forum für politische Auseinandersetzungen benutzt.

Stadtrat zur Anschaffung einer deutschen Nationalfahne als Vereinszeichen für die hier errichtete Bürgerwache zugestellt hatte<sup>2</sup>. In den ersten Apriltagen organisierte sich dann ein Schützenkorps, das eifrig exerzierte und marschierte. Ein Leserbriefschreiber begrüßte dieses Engagement im Lokalblatt und forderte weitere Schritte: *Zusammentreten und freie Wahl eines tüchtigen Hauptmannes und berathenden Ausschusses für sämtliche Waffengattungen dahier. Alsbaldiges gemeinschaftliches Zusammenwirken für die gute Sache unter dem Losungswort: Freiheit! Gleichheit! Bruderliebe!*<sup>3</sup>. Seinen Aufruf schloß er mit den mahnen den Worten: *Die Stunde der Gefahr ist näher als mancher denkt und Eintracht macht stark!*<sup>4</sup>.

Auch nationalgesinnten Rottenburgerinnen eröffnete sich ein neues Aufgabenfeld. Am 28. April rief Anna Riedinger Frauen und Jungfrauen, die der Bürgerwehr eine Fahne anschaffen wollten, auf, sich am Samstag abend 5 Uhr bei Fräulein Josephine Fischer zu treffen. Dort sollte alles weitere besprochen werden<sup>5</sup>.

**Bürgergarde contra Bürgerwehr: Gardisten wehren sich gegen Vorwurf der Puppenspiel-Parade**

Dieser nationalen Begeisterung über das erkämpfte Recht der Volksbewaffnung stand die kritische Distanz zur alten Stadtgarde gegenüber, die als zweite Kompanie in die Bürgerwehr integriert worden war. Am 11. April 1848 lobte ein Leserbriefschreiber die revolutionäre Bürgermiliz und kritisierte die alte Stadtgarde. *Die Aufgabe der gegenwärtig zu bildenden Bürgerwehr ist eine ganz andere, als die der früheren Bürgermilizen (hier Stadtgarde genannt). Während letztere sich zu nichts anderem berufen glaubte, als gegen*

*Taglohn am Fronleichnamsfeste etc. (Corpus-Christi-Soldaten) unter Sang und Klang gleich einem Puppenspiel Parade zu machen, die Schnurrbärte zu streichen und beim Durchziehen der Stadt mit einem martialischen Blicke an die Häuser hinaufzugaffen, hat die neu ins Leben tretende Bürgerwehr zunächst die Verpflichtung zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung innerhalb Eitters unentgeltlich mitzuwirken!* Diesen Vorwurf wollten mehrere Mitglieder der Bürgergarde nicht auf sich sitzen lassen. Im Neckar-Boten stellten sie unmißverständlich dar, daß früher auch Ordnungsfunktionen zu ihren Aufgaben gehörten, *die sie noch jedes Mal nach der ergangenen Aufforderung der competenten Behörde pünktlich ausgeübt hätten!*<sup>7</sup>.

**Aufruf**

*Frei und gleich geboren sind wir!  
Aller Vater ist Ein Gott,  
Aller Mutter ist die Erde,  
Darum Freiheit, Gleichheit werde,  
Brüderschaft in Glück und Noth!*

*Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe  
Herrsch' fortan im teutschen Land!  
Laßt uns ringen, laßt uns kämpfen,  
Nichts soll unsern Eifer dämpfen –  
Für Freiheit und Vaterland!*

*Zu den Waffen, teutsche Brüder!  
In dem Kampfe zeigt Euch ächt!  
Halt' Dich tapfer, Bürgerwehre!  
Schwing' die Sensen und Gewehre  
Für die Gleichheit, unser Recht!*

Erath-Freifeld, Neckar-Bote vom 21. April 1848

Die Bürgergardisten standen diesem Kind der Revolution, das mit ihrer alten Tradition gebrochen hatte, ablehnend gegenüber. Sicherlich mißfiel manchen, wie sie für politische Forderungen eingesetzt wurden, die nicht die ihren waren. Dazuhin erregte es die Gemüter, daß die neugegründete Bürgerwehr selbstbewußt die Trommeln und Fahnen der Stadtgarde übernommen hatte, wie ein Streit in der Lokalzeitung nahelegt. Am 2. Mai 1848 verwarhte sich nämlich der Stadtgardist und Flaschner Ignaz Edelmann gegen den Vorwurf mehrerer Personen, *die Mitglieder hiesiger Bürgerwehr als Räuber bezeichnet zu haben*<sup>8</sup>. Zwei Tage später berichtete der Schriftsteller Karl Freifeld, ein begeisterter Anhänger der Revolution, unter dem Pseudonym Erath-Freifeld diese Aussage. Danach sollte der Flaschner Edelmann im Gasthof Kaiser am Marktplatz vor zahlreichen Gästen erklärt haben, *die Bürgerwehre sey ein Räuber-Korps, weil sie Fahnen und Trommeln weggenommen habe*<sup>9</sup>.

Das angespannte Verhältnis zur städtischen Verwaltung bot zusätzlich emotionalen Sprengstoff. Diese versuchte nämlich auf ihre Weise, das revolutionäre Geschehen zu beeinflussen. Dabei zeigte sie wenig Verständnis für notwendige Investitionen der neuen Bürgermiliz. Kurz und bündig lehnten Gemeinderat und Bürgerausschuß der Stadt Rottenburg am 18. Juli 1848 die Anschaffung von zwei Trommeln ab<sup>10</sup>. Drei Tage später bestand auch Einigkeit darin, keine Musketen auf Kosten der Stadtkasse zu kaufen<sup>11</sup>. Statt dessen versuchte die Stadt, über Anordnungen und Befehle an die Bürgerwehr ihre Interessen durchzusetzen. Gegen diese unrechtmäßige Kompetenzüberschreitung verwarhte sich schließlich am 11. Juli 1848 der Befehlshaber und Kreisgefängnisverwalter Naschold mit seinem Antrag im Verwaltungsrat der Bürgerwehr, in dem auch Vertreter der Stadt saßen<sup>12</sup>.

Die zweite Kompanie der Rottenburger Wehr mit den ehemaligen Stadtgardisten wird aufgelöst

In den folgenden Monaten rückte die Rottenburger Bürgerwehr zum Exerzieren auf den Platz beim Gutleuthaus aus, und das Projekt Bürgerwehr nahm mehr und mehr institutionelle Formen an. Trotzdem kehrte in der zweiten Kompanie, in die die frühere Stadtgarde integriert worden war, keine Ruhe ein. Viele Männer widersetzten sich Befehlen oder fehlten unentschuldigt beim Exerzieren<sup>13</sup>. Deshalb baten die beiden Offiziere der zweiten Kompanie, Ankerwirt und Stadtrat Ruckgaber sowie Stadtrat Konrad Manz, um die *Reorganisation* dieses Sorgenkinds. Am 20. Juli 1848 befaßte sich der Verwal-

N a c h t r a g.  
R o t t e n b u r g.  
**B ü r g e r w e h r.**

Diejenigen Nichtpflichtigen hiesigen Einwohner, welche freiwillig an der Bürgerwehr Theil nehmen wollen, namentlich Männer über 50 und unter 25 Jahren werden hiedurch eingeladen, sich am

Sonntag den 14. d. Mts.,  
Mittags 1 Uhr,

auf hiesigem Rathhaus bei der unterzeichneten Commission persönlich anzumelden, bei welcher Gelegenheit sie dann sich auch darüber aussprechen wollen, in welche Abtheilung sie einzutreten wünschen.

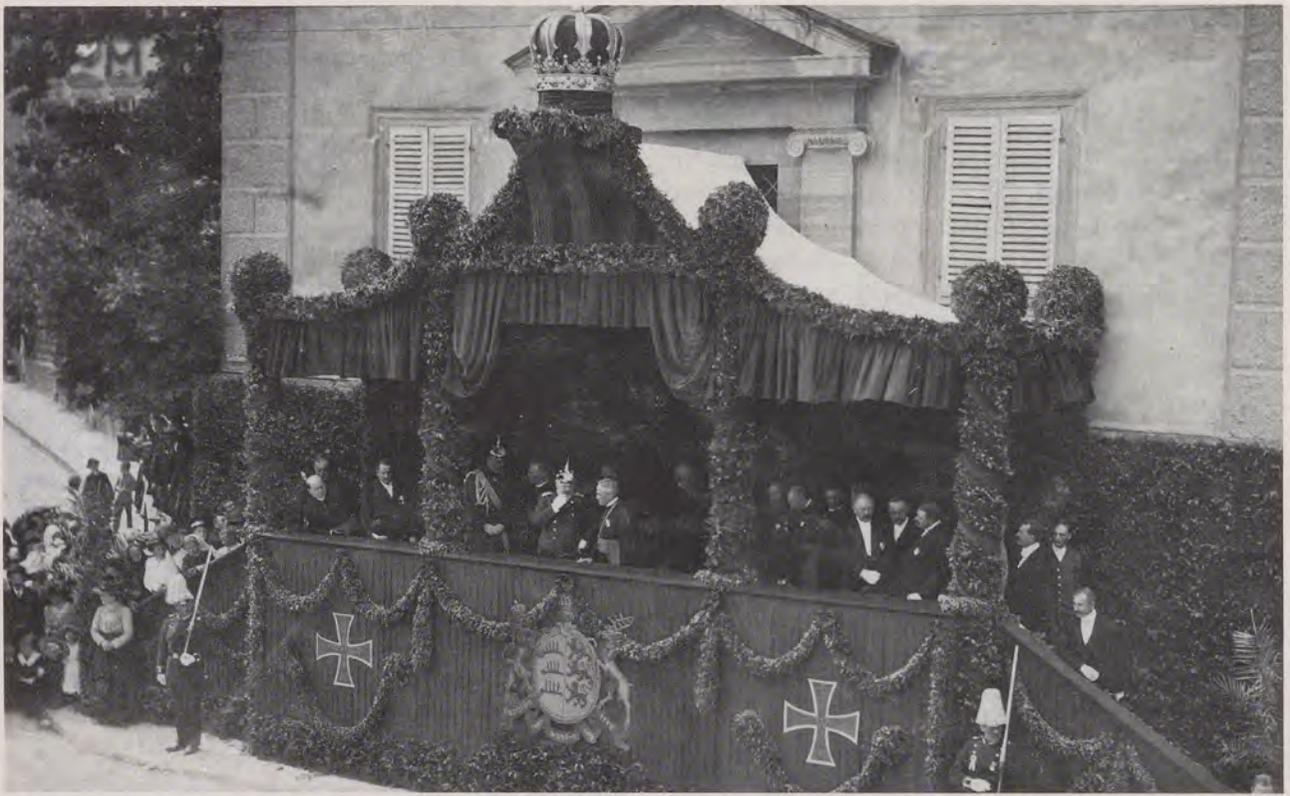
Organisations-Commission  
der Bürgerwehr.

Am 12. Mai 1848 wurden im «Neckar-Boten» alle wehrpflichtigen Männer zum Eintritt in die Bürgerwehr aufgerufen.

tungsrat der Bürgerwehr mit dem überhandnehmenden gesetzwidrigen Verhalten, nachdem sich Befehlshaber Naschold über das *unanständige Betragen* vieler Wehrmänner beschwert hatte. Der Drahtzieher dieses *strafbaren Geistes* war rasch festgemacht: Es war der Hauptmann und Speisemeister Hahn. Dieser habe seine *ordnungswidrige Gesinnung auf dem Exerzierplatze und auch gestern auf dem Rathause ganz ungescheut ausgesprochen*, brachte der Befehlshaber vor. Alle Mühe und Arbeit, in dieses Korps Ruhe zu bringen, sei unter solchen Umständen unmöglich. Schlimmer noch: Naschold sah seine Autorität in Gefahr, *die Ehre seines Dienstes auf das Spiel gesetzt*. Die frühere Stadtgarde ließ sich in dieser Form nicht mehr halten. Nachdem weder Güte, noch Geld- und Arreststrafen den *subordinationswidrigen Geist* hatten abwenden können, zog der Verwaltungsrat in seiner fünften Sitzung am 28. Juli 1848 den Schlußstrich: Hauptmann Hahn wurde abgesetzt, alle Wehrmänner über 50 Jahre ihrer Verpflichtung zum Wehrdienst entbunden und der Rest der Mannschaft in die übrigen Kompanien versetzt. Einige der betroffenen 59 Männer legten Beschwerde ein; doch damit kamen sie nicht durch. Am 13. September 1848 bestätigte die Kreisregierung den Beschluß des Verwaltungsrats.

Vorfall am Fronleichnamsfest – Zwei Jahre später wird die Rottenburger Bürgerwehr aufgehoben

Die nun aufgelöste Stadtgarde ließ sich aber nicht so leicht aus dem öffentlichen Leben verdrängen, wie



Die festlich geschmückte Ehrentribüne vor dem bischöflichen Palais bei der 600-Jahr-Feier der Rottenburger Bürgerwache am 28./29. Juni 1914 symbolisiert die Einheit von Thron und Altar: König Wilhelm II. von Württemberg war in die Bischofsstadt gekommen.

ein Vorfall am Fronleichnamfest 1850 zeigt. Arglos hatte nämlich der Befehlshaber der Bürgerwehr den Männern der früheren Garde erlaubt, wieder auszurücken, um an diesem hohen kirchlichen Feiertag Spalier zu bilden. Als die Bürgerwehr nach der kirchlichen Feier aber mit der Artillerie, die sie vom Schießplatz abgeholt hatte, über die untere Neckarbrücke wollte, kam es zum Eklat: Die zum ersten Mal wieder formierte Bürgergarde unter dem Kommando von Speisemeister Hahn versperrte den Wehrmännern den Weg. Ein Straßenkrawall am Fronleichnamstag schien unvermeidbar. Der Hauptmann der Bürgerwehrabteilung, Vollmer, mußte vorsichtshalber seine Abteilung auflösen, um Schlimmeres zu verhindern. Siegesgewiß geleitete daraufhin die Bürgergarde unter Trommelschlag die Artillerie in die festlich geschmückte Stadt.

Die Organisation von Bürgerwehren als kommunaler Einrichtung erwies sich in der Realität als undurchführbar. Vor allem die Landbevölkerung zeigte an einer aktiven Mitwirkung bei der Neugestaltung der politischen Verhältnisse geringes Interesse. Die Exerzierübungen störten den bäuerlichen Arbeitsrhythmus, und die Ausgaben für Montur und Bewaffnung belasteten die Haushaltskassen. Bereits Mitte 1849 bestand im Oberamt Rottenburg

nur noch in der Oberamtsstadt eine Wehr. Doch auch dort verdrängten die Erfordernisse des Geschäftsalltags langsam die revolutionäre Euphorie. Handwerker und Kaufleute beklagten immer häufiger die Unvereinbarkeit der Wehrübungen mit ihren Geschäften. Am 15. Januar 1852 erging schließlich eine oberamtliche Anordnung an die Stadt, der diese nur zu gerne Folge leistete: Die Bestimmungen des revidierten Bürgerwehrgesetzes vom 3. Oktober 1849 waren aufgehoben. Fortan war die Verheiratung nicht mehr an eine Bürgerwehruniform und Bewaffnung gebunden.

Erneute Gründung 1852: die «Bürgerwache» paradiert in Monarchie und Demokratie

Einige frühere Stadtgardisten nutzten diese historische Situation und das restaurative politische Klima. Am 1. Oktober 1852 stellten der Ökonom Thaddäus Hahn und «Genossen» an den Bürgerausschuß das Gesuch, die 1848 aufgelösten Corpus-Christi-Soldaten wieder zuzulassen<sup>14</sup>. Mit der Zustimmung beider bürgerlichen Kollegien, den Dienst jedes Stadtgardisten am Fronleichnamfest mit 30 Kreuzer zu honorieren, begann ein neues Kapitel in der Geschichte der Rottenburger Stadtgarde. Der deutsche Nationalismus nach der

Reichsgründung von 1871 und die Militarisierung der Gesellschaft im wilhelminischen Deutschland steigerten das öffentliche Ansehen der Gardisten, die zu einem festen Bestandteil im kulturellen Leben der Bischofsstadt wurden.

Unangefochten marschierten die königstreuen Männer in Uniform von der Monarchie in die Demokratie. Salven und Paraden zum Geburtstag «Seiner Majestät» gehörten damit der Vergangenheit an. Doch auch die neue Gesellschaftsform ist nicht arm an Ehrentagen, an denen die schmucken Männer unter Musikklangen strammen Schrittes paradiere können. Nach wie vor verleiht die herausgeputzte Rottenburger Bürgerwache auch kirchlichen Anlässen wie dem Fronleichnamsfest, der Beerdigung oder der Einsetzung eines Bischofs die nötige Würde. 1989 mußten sie in zwei Monaten gleich dreimal ihre Montur aus dem Schrank holen: Im Mai zur traditionellen Fronleichnamsprozession und im Juni anlässlich ihres 675jährigen Jubiläums sowie zur Bischofsweihe.

## Anmerkungen

- 1 Regierungs-Blatt für das Königreich Württemberg vom 2. April 1848
- 2 Neckar-Bote Nr. 27 vom 4. April 1848
- 3 Neckar-Bote Nr. 30 vom 14. April 1848
- 4 Neckar-Bote Nr. 30 vom 14. April 1848
- 5 Neckar-Bote Nr. 33 vom 28. April 1848
- 6 Neckar-Bote Nr. 29 vom 11. April 1848
- 7 Neckar-Bote Nr. 30 vom 14. April 1848
- 8 Neckar-Bote Nr. 34 vom 2. Mai 1848
- 9 Neckar-Bote Nr. 35 vom 5. Mai 1848
- 10 Stadtarchiv Rottenburg, Gemeinderatsprotokoll vom 18. Juli 1848, S. 77
- 11 Stadtarchiv Rottenburg, Gemeinderatsprotokoll vom 21. Juli 1848, S. 75
- 12 Stadtarchiv Rottenburg H 20.4
- 13 Der folgende Konflikt nach Akten des Stadtarchivs Rottenburg H 20.4
- 14 Stadtarchiv Rottenburg, Gemeinderatsprotokoll vom 1. Oktober 1852, S. 87f.

Rottenburger Bürgerwache in Uniformen der Königin-Olga-Grenadiere bei der Fronleichnamsprozession; im Hintergrund die Bischofskirche St. Martin.





Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.

I-N-R-I

✠

Am diesjährigen Dreikönigstag wurde die evangelische Pfarrkirche in Uhlbach nach umfassender Restaurierung des Innenraums und Einbau eines neuen Orgelwerkes wieder eingeweiht. Damit hat für die Gemeinde das Jubiläumsjahr begonnen, denn 1490 ist die Uhlbacher Pfarrei gegründet, im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts die Pfarrkirche gebaut worden.

Was freilich der heutige Besucher des schön gelegenen Weinbauortes antrifft, ist nicht mehr der spätmittelalterliche Kirchenbau. Jedenfalls ist davon nur noch wenig sichtbar. 1895 wurde die Uhlbacher Kirche durchgreifend umgestaltet und gänzlich neu ausgestattet. Man mag das bedauern, doch der Umbau hat einen Kirchenraum des späten 19. Jahrhunderts hervorgebracht, der – durch die jüngste sorgfältige und einfühlsame Restaurierung wiederhergestellt – wegen seiner originalen Geschlossenheit, seiner künstlerischen und handwerklichen Qualität und wegen seines großen Stimmungswertes Aufmerksamkeit und Wertschätzung verdient. Ein Besuch dieser Kirche lohnt nicht minder als ein Besuch in dem beliebten Uhlbacher Weinbaumuseum.

Seelenheil und Politik: Württemberg verbindet die Errichtung der Pfarrei mit Landgewinn

Werfen wir zunächst einen Blick auf die interessante Gründungsgeschichte der Pfarrei. Daß Uhlbach erst 1490 zu seiner Pfarrkirche gekommen ist, hängt vor allem mit der Randlage des Dorfes an der Grenze zum Gebiet der Reichsstadt Esslingen zusammen; mehr noch, das Dorf war politisch und kirchlich entlang dem durchfließenden Uhlbach zwischen Württemberg und Esslingen geteilt. Die jenseits des Baches wohnenden Uhlbacher standen unter Esslinger Obrigkeit und mußten, wie es hieß, ihr Seelenheil bei der Esslinger Pfarrkirche St. Dionysius, der heutigen Stadtkirche, suchen. Der größere württembergische Teil des Dorfes war nach Obertürkheim eingepfarrt.

Das Bemühen der Uhlbacher um die eigene Pfarrkirche traf sich mit den Interessen des Landesherrn, des Grafen Eberhard V. (im Bart). Von jeher trieben die württembergischen Grafen eine aufmerksame und aktive Kirchenpolitik und stellten sie in den Dienst ihrer Herrschaft, um diese zu erhalten und zu erweitern. In Uhlbach bot die Errichtung der Pfarrei für Württemberg den Hebel für eine Korrektur der ungünstigen Grenzsituation. Der nächste Schritt, dem sich das Domkapitel Speyer als Eigen-

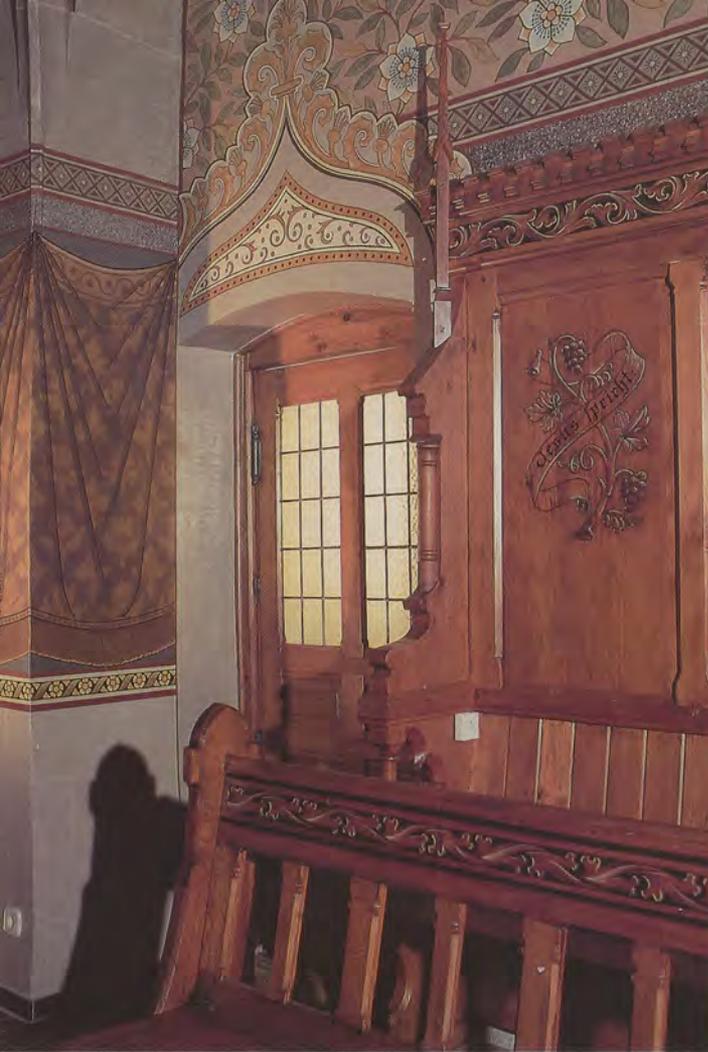
tümer der Esslinger Pfarrkirche nicht entziehen konnte, war folgerichtig 1504 die Einpfarrung der «jenseitigen» Uhlbacher in die neue Pfarre. Zwei Jahre später ging die Rechnung der Stuttgarter Regierung vollends auf. In Verhandlungen mit Esslingen gelang es, die politische Grenze ungefähr auf die heutige Linie vorzuschieben; lediglich die Zehntgrenze folgte weiterhin dem Bachlauf.

In den drei überkommenen Gründungsurkunden von 1490 – Württembergische Regesten 7954–7956 – erhält das Konstanzer Domkapitel das Patronatsrecht über die neue Kirche. Die damit verbundenen Rechte und Einkünfte wurden in der Reformation nicht angetastet. So ernannte bis 1802 das katholische Domkapitel den evangelischen Pfarrer von Uhlbach wie auch den von Unter- und Obertürkheim, war dabei allerdings an die Person gebunden, die das württembergische Kirchenregiment bestimmt hatte.

Vierhundert Jahre lang war die Uhlbacher Kirche eine schlichte Dorfkirche, allerdings mit einem stattlichen, charaktervollen Turm. Und dieser Turm war die Mitte eines schönen Orts- und Landschaftsbildes: im Talgrund und an den unteren Hängen leicht ansteigend die Häuser, gruppenweise in lockerer Verteilung, Wiesen und Gärten dazwischen und so viele Bäume, daß das Dorf unter ihnen halb versteckt war, darüber das Rund der Weinberge mit dem lebhaften Muster ihrer Trockenmauern. Reblurbereinigung, Wegebau und dichte Bebauung haben dieses reizvolle Bild, von dem das Aquatinta-Blatt von Carl Doerr (um 1825) einen Eindruck vermittelt, stark verändert, doch nicht zerstört.



Der Benger'sche Familienstuhl. Linke Seite: Blick zum Chor der Uhlbacher Kirche; über dem Chorbogen das Kruzifix aus dem alten Gotteshaus.



Teil des Chorgestühls und Wandmalerei.

### Kommerzienrat Benger baut ein «Landhaus» und stiftet einen prächtigen Stuhl in der Kirche

Gottlieb Benger, Mitinhaber des bedeutenden Textilunternehmens Wilhelm Benger Söhne in Stuttgart-Heslach, der die Uhlbacherin Luise Currie geheiratet hatte, baute 1889 am nordöstlichen Ortsrand unter dem Götzenberg eine stattliche Villa, ein «Landhaus» in einem weitläufigen Park. Die Villa wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört, der Park zum großen Teil parzelliert und bebaut. Der Geheime Kommerzienrat und königlich-rumänische Generalkonsul war, wie es nicht anders sein konnte, der eigentliche Ortsherr in Uhlbach; er ließ sich diese Stellung vielfältige Zuwendungen an die Bürgerschaft kosten.

Ein anschauliches Bild von der Ära Benger in Uhlbach, als sie zu Ende ging, gibt der Bericht von der Beerdigung des Kommerzienrates in der *Schwäbischen Kronik* vom 24. August 1903: *In dem stillen, rebenumkränzten Uhlbach, das seine zweite Heimat geworden, wurde Samstag nachm. Geh. Komm. Rat G. Ch. Benger, rumänischer Generalkonsul, zur letzten Ruhe*

*geleitet. Nach der Trauerfeier im Haus, auf dessen Giebel die rumänische Flagge auf Halbmast wehte, wurde der blumenbedeckte Sarg, den der Kirchenchor Uhlbach, als er aus der Villa getragen wurde, mit einem Choral empfing, unter dem Geläute der Glocken nach der Kirche geführt. Voraus schritten mit umflorten Fahnen all' die Vereine, deren Bestrebungen der Verstorbene unterstützt und gefördert hatte; dem Sarg folgte ein unübersehbares Trauergefolge von Angehörigen aller Berufskreise, vor allem der Finanzwelt und der Industrie. Bis zur Kirche bildeten der Turnverein und die Feuerwehr von Uhlbach Spalier. Nach einem Choral des Kirchenchors und gemeinsamem Gesang der Gemeinde hielt Pfarrverweser Renz die Trauerpredigt. (...) Wie beliebt habe er sich in Uhlbach gemacht, seiner zweiten Heimat! Hier habe er freundlich und leutselig verkehrt; das Gotteshaus verdanke die Gemeinde seinem großmütigen Opfersinn: die Räume für die Kleinkinderschule und den Jünglingsverein habe er geschaffen; für alle edlen Bestrebungen habe er Verständnis und Teilnahme gezeigt; für die Verschönerung und Verbesserung des Ortes sei er immer bereit gewesen. (...) Nach gemeinsamem Gesang bewegt sich der Zug unter Klängen eines Posaunenchorals an das mit weißen Aestern geschmückte Grab. Als der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, gab der Kriegerverein Uhlbach drei Salven ab.*

Gottlieb Benger war es auch, der die Neugestaltung der Uhlbacher Kirche im Jahr 1895 maßgeblich bestimmte und weitgehend förderte. Zeugnisse dafür sind noch heute das separate Erbbegräbnis auf dem Friedhof hinter zinnenbekrönter Mauer und geschmiedetem Tor, der prächtige Bengersche Familienstuhl links neben dem Chor und über der Brauttür auf der Nordseite ein von Benger gestiftetes beziehungsreiches Relief, darstellend die Begegnung Jakobs und Rahels am Brunnen (1. Mose 29); mit dieser ländlichen Idylle ist wohl auch auf Uhlbach angespielt.

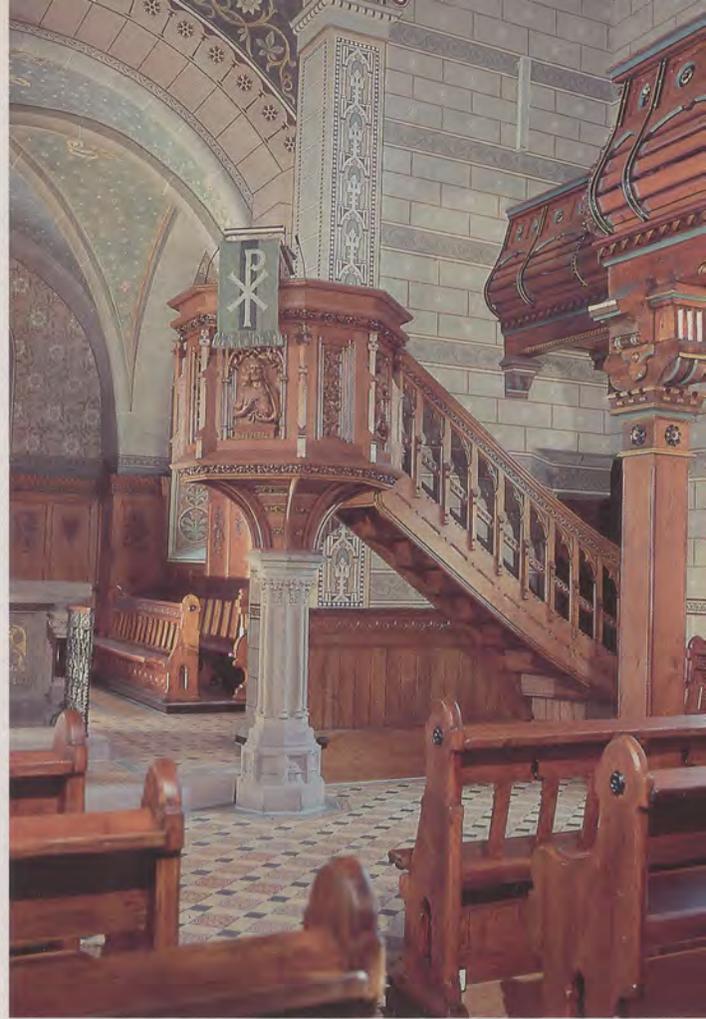
Emporen, Tonnengewölbe und Malereien:  
Dolmetsch schuf eine «gotische» Dorfkirche

Architekt des Umbaus war der Stuttgarter Oberbaurat Heinrich Dolmetsch (1846–1908), in Württemberg vielbeschäftigt mit Bau, Umgestaltung und Restaurierung von Kirchen. Hauptwerke sind u. a. die Neubauten der Paulus-Kirche in Stuttgart-Zuffenhausen und, als sein letztes Werk, die Markus-Kirche im Stuttgarter Süden, eine der besten Jugendstilkirchen im deutschen Südwesten. Auch vielen alten Dorfkirchen drückte er seinen Stempel auf; über die Wiederherstellung der Kirche von Untergruppenbach bei Heilbronn wurde in Heft 1989/4 berichtet.

Der Uhlbacher Kirchenraum stammt noch aus der

«gotischen» Periode des Architekten und zeigt eine Neugotik, die englisch-präraffaelitische Züge trägt. Bestimmend für den Raumeindruck sind die umlaufenden, weit in den Raum gezogenen Emporen, die mit teppichhafter Dekoration bemalten Wände und das hohe, zeltartige hölzerne Tonnengewölbe, das reiche figürliche und ornamentale Malerei trägt: Apostelbilder, Tugenden, Tierkreiszeichen. Reich und dicht ist die Wandmalerei im Chor, den noch das alte Kreuzrippengewölbe deckt: Die Wände über einer Art Chorgestühl sind mit Blüten und Blättern – wohl Christrosen – bedeckt, in den Gewölbefeldern vor einem Sternenhimmel vier Propheten, deren Bilder aus Pflanzenornamenten herauswachsen. Über dem Chorbogen ist das große Kruzifix, das einzige Stück aus der alten Kirche, von Weinreben und Passionsblumen umgeben. Eindrucksvoll ist auch der Blick nach Westen: die Emporen mit ihren dekorativen vorgewölbten Brüstungen, die vorspringende Chorleiterkanzel, darüber der prächtig-strahlende Orgelprospekt. Der schon erwähnte Bengersche Familienstuhl trägt einen reichgeschnitzten Baldachin mit den gemalten Bildnissen von Melanchthon, Luther und Brenz, er ist durch hölzerne Schranken und durch einen Paravent aus geprägtem Leder vom Gemeinderaum abgesondert. Erstaunlich und wohl einzigartig ist, wie hier ein bürgerlicher Unternehmer seine soziale Stellung unter Rückgriff auf Formen adliger Repräsentation dargestellt hat.

Es ist ein besonderer Glücksfall, daß die Uhlbacher Kirche in einer Zeit, als man Kunst und Kunsthandwerk des späteren 19. Jahrhunderts geringschätzte, keine größeren Eingriffe in ihre Substanz und Aus-



Die Kanzel in der Uhlbacher Kirche.

stattung hinnehmen mußte. So konnte die jetzt abgeschlossene Restaurierung einen Kirchenraum der Jahrhundertwende wiedergewinnen, der in seiner Pracht und Intimität unter den ländlichen Kirchen seinesgleichen sucht.

«Gegend bey Uhlbach. In der Ferne die Württembergischen Alpen», Aquatinta von Carl Doerr, um 1825.



# Nie wieder Krieg!

## Zur Erinnerung an Immanuel Herrmann

Manfred Schmid

Wer kennt nicht Strümpfelbach, jenen beschaulichen, kleinen Ort im Remstal, bekannt für seine guten Weine? Wer weiß aber, daß gerade Strümpfelbach von 1924 bis 1932 so etwas wie ein Wallfahrtsort der Pazifisten aus ganz Württemberg gewesen ist? Anlaß dieser Anziehung war ein noch heute vorhandenes Gefallenendenkmal bei der evangelischen Kirche an der Straße nach Esslingen.

Dieses Denkmal unterschied sich von zahlreichen anderen dadurch, daß es als erstes in Württemberg und als eines der wenigen überhaupt an der Vorderseite die Aufschrift trug: *Nie wieder Krieg!* Diese Mahnung einzugravieren, war die Bedingung des Spenders gewesen, eines ehemaligen Einwohners von Strümpfelbach, der in Amerika sein Glück und sein Geld gemacht hatte. Eingeweiht wurde das seiner Zeit ungewöhnliche Denkmal am 24. Juni 1923. Bereits ein Jahr später, im August 1924, anlässlich des zehnjährigen Jahrestages des Kriegsausbruchs, fand auf dem Platz vor dem Denkmal eine Gefallenengedenkfeier statt, veranstaltet von pazifistischen Vereinigungen in und um Stuttgart. Mitorganisator und Hauptredner dieser Veranstaltung, genauer Anti-Kriegskundgebung, war ein Stuttgarter Professor für Elektrotechnik, der in einer «packenden Ansprache» unter anderem ausführte, daß es Pflicht der Friedensfreunde sei, bei jeder Gelegenheit für die Verständigung der Völker einzutreten, daß das deutsche Volk gegen die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht Front machen müsse und daß das durchschlagende Mittel, einen neuen Krieg zu verhindern, die Kriegsdienstverweigerung sei, und zwar nicht nur die Verweigerung des Dienstes mit der Waffe, sondern auch des Dienstes zur Herstellung von Kriegsmaterial.

Das waren damals ungewöhnliche und fast gar aufrührerische Worte aus dem Munde eines Beamten und Hochschullehrers, einer anerkannten Fachkapazität auf seinem Gebiet. Wer war jener mutige Friedensfreund, der maßgeblich an der Organisation dieses bis 1932 jährlichen Antikriegstags am Strümpfelbacher Gefallenendenkmal beteiligt war?

Der Tübinger Stifter bricht mit der Theologie und studiert an der Technischen Hochschule

Immanuel Herrmann, so hieß der eben zitierte Redner, war im Remstal und darüber hinaus in Württemberg kein unbekannter Anhänger der Friedensbewegung. In Rommelshausen, einem benachbar-

ten Ort von Strümpfelbach, geboren, hatte er sich bald nach dem Ersten Weltkrieg einen Namen als Radikal-Pazifist gemacht.

Wirft man einen Blick auf seine Biographie, so deutet zunächst nichts auf den Weg hin, den er später einmal einschlagen sollte. Der Vater, Volksschullehrer in Rommelshausen und später in Stuttgart, hatte seinen ältesten Sohn Immanuel zum Theologen bestimmt. Damit war sein Schulweg vorgezeichnet. Nach dem Besuch des humanistischen Gymnasiums in Stuttgart legte er im Jahre 1884, als Vierzehnjähriger, das sogenannte Landexamen ab, Vorbedingung, um in eines der evangelisch-theologischen Seminare aufgenommen zu werden. So führt sein weiterer Weg folgerichtig von Schöntal über

Kriegerdenkmal in Strümpfelbach, zeitgenössische Postkarte, ca. 1925/30.



Urach nach Tübingen, wo er im September 1888 im Evangelischen Stift, der württembergischen Pfarrer-Schmiede, aufgenommen wird. Sein Studium verläuft ohne besondere Vorkommnisse oder Höhepunkte, so daß wir uns Immanuel Herrmann als einen unauffälligen Pfarrerkandidaten vorstellen dürfen. Der Konvention der Zeit entsprechend war er auch Mitglied einer aus dem Stift erwachsenen Verbindung, nämlich der nicht-schlagenden und nicht-farbentragenden Verbindung Lichtenstein.

Nach vier Jahren, 1892, legt Immanuel Herrmann seine erste theologische Dienstprüfung mit dem Gesamtergebnis befriedigend ab und wird somit zur *Übernahme von Vikariats-Diensten für befähigt erklärt*. Soweit sollte es allerdings nicht kommen, da Herrmann jetzt andere Wege einschlägt, weg von der möglichen Idylle eines schwäbischen Landpfarrers. Unmittelbar nach seinem Examen verläßt er Tübingen, um zunächst in Stuttgart als Einjährig-Freiwilliger in einem Infanterie-Regiment seinen Militärdienst abzuleisten. Anstatt anschließend, wie erwartet, sein Vikariat anzutreten, bittet er völlig überraschend das Evangelische Konsistorium – da er ja formal immer noch Stiffler war – um zwei Jahre Urlaub, um in München bei einer sozialdemokratischen Zeitung zu arbeiten.

Damit war wohl der entscheidende und endgültige Bruch mit der theologischen Laufbahn vollzogen, ein Bruch, der sich nach seiner Journalistentätigkeit auch in einem Brief vom 17. Oktober 1895 an seine vorgesetzte Behörde niederschlug: *...bitte ich, mich von der Verpflichtung befreien zu wollen, in den Dienst der evangelischen Landeskirche Württemberg eintreten zu müssen. Meine religiöse Überzeugung ist zur Zeit derart, daß mir die Übernahme eines kirchlichen Amtes unmöglich ist. Ich habe mich deshalb dem Studium der technischen Fächer zugewandt.*

Sein zweites Studium an der Technischen Hochschule in Stuttgart, Maschinenbau und Elektrotechnik, schließt Immanuel Herrmann ungewöhnlich rasch ab, als ob er die verlorene Zeit seines Theologiestudiums in Tübingen wieder hereinholen wollte. 1898 hat er das Examen in der Tasche, und bereits drei Jahre später, 1901, bekleidet er als Professor den Lehrstuhl für Elektrotechnik in Stuttgart.

Im Ersten Weltkrieg zum Pazifisten geworden, amtiert Herrmann als Kriegsminister

Während der ersten Jahre seiner Lehrtätigkeit bis zum Ersten Weltkrieg deutet nichts darauf hin, daß Immanuel Herrmann in den Jahren 1918 bis 1933 im Rampenlicht der Öffentlichkeit stehen sollte, als Fachgelehrter wie als Pazifist. Zwar war er schon

1894 der Deutschen Friedensgesellschaft beigetreten – zwei Jahre nach ihrer Gründung –, trat aber im Gegensatz zu dem Stuttgarter Pfarrer Otto Umfrid (vgl. Schwäbische Heimat 1984/4) aktivistisch nicht in Erscheinung. Pazifist zu sein, war für Herrmann eine selbstverständliche Geisteshaltung. Als «unbelehrbarer Optimist» dazuhin, der vom Fortschritt der Menschheit in technischer, kultureller und sittlicher Hinsicht unbedingt überzeugt war, hielt er einen Krieg unter Kulturstaaten einfach für nicht denkbar. Um so größer war seine Erschütterung, als am 1. August 1914 die Katastrophe eines Weltkrieges über Europa hereinbrach. Bereits am 13. Mobilmachungstag wurde er eingezogen und als technischer Offizier an die Westfront geschickt. Dort wird er als Ingenieur unter anderem zur Entwässerung von Schützengräben eingesetzt.

Dort in Flandern erlebt er auch tagtäglich bis zum bitteren Ende die grauenhafte Kriegswirklichkeit mit. Diese Erfahrung schlägt sich in einem Brief an einen Freund aus dem dritten Kriegsjahr nieder: *Du wendest Mühe auf, den Wahnsinn dieses Krieges zu begreifen. Es scheint mir ehrlicher, ruhig zuzugestehen, daß die Macht der Raubtiere unter den Menschen noch zu groß ist, ja größer denn je. Deine Reden vom «schönsten Tod» bitte ich Dich, nur in Flandern zu erproben. Es genügt, wenn Du die zerfetzten, verschütteten, vergasteten armen Teufel tot oder noch stöhnend und schreiend herumliegen siehst, keinen Augenblick sicher, daß du ihnen im nächsten Moment nicht Gesellschaft leistest. Ich hoffe, daß du dann gleich mir und den vielen Hunderttausenden nur noch den Fluch für die Kriegshetzer und Kriegstreiber aller Völker im Herzen und auf den Lippen hast.*

Im selben Kriegsjahr, 1917, entstand auch Immanuel Herrmanns erste Publikation außerhalb seines Fachgebietes, die Schrift *Das neue Vaterunser*, ein leidenschaftliches Plädoyer für Frieden und Völkerverständigung. Diesen Zielen, Frieden und Völkerverständigung, galt sein Kampf in Wort und Schrift nach der Niederlage von 1918. Von seiner gewandelten pazifistischen Gesinnung her stand er von nun an auf dem radikalen Flügel der Deutschen Friedensgesellschaft.

Auch auf dem eigentlichen politischen Kampffeld betätigte er sich für kurze Zeit. Gleich nach seiner Rückkehr aus dem Feld hatte er sich der SPD angeschlossen, die ihn in die verfassungsgebende Landesversammlung von Württemberg entsandte. In dieser Eigenschaft als Abgeordneter wurde Immanuel Herrmann, der überzeugte Pazifist, überraschend am 15. Januar 1919 zum Kriegsminister der Regierung des Ministerpräsidenten Wilhelm Blos ernannt. Dieser groteske Ausflug in die Regierungspolitik blieb eine kurze und auch merkwürdige Epi-



Immanuel Herrmann – ganz links – als Offizier im Ersten Weltkrieg.  
Zeitungslektüre, ca. 1933/34.

Rechte Seite: Professor Herrmann bei der ▶

sode in seiner Biographie. Bereits ein halbes Jahr später, am 26. Juni 1919, trat er von seinem Amt zurück, da er seine politischen Ziele, nämlich Ausschaltung des Militarismus, Demokratisierung des Offizierkorps und Einführung eines republikanischen Wehrsystems, nicht für erreichbar hielt. Kurze Zeit darauf legte er auch sein Abgeordnetenmandat nieder. Fortan widmete er sich – neben seiner Lehrtätigkeit – verstärkt der Friedensarbeit, wie er sie verstand.

Die Nazis entlassen den Radiopionier und Hochschullehrer wegen «pazifistischen Landesverrats»

Immanuel Herrmann gehörte zu der Richtung innerhalb der Deutschen Friedensgesellschaft, die fest von der Alleinschuld des kaiserlichen Deutschland am Ausbruch des Ersten Weltkrieges überzeugt war. Im Gegensatz dazu standen die gemäßigten Pazifisten um Ludwig Quidde, die die Schuld auf alle beteiligten Mächte zu verteilen suchten. Während für diese Richtung der Versailler Vertrag mit ihren pazifistischen Grundsätzen nicht vereinbar war, begriffen die radikalen Pazifisten wie Herrmann das Vertragswerk als das Ergebnis einer *großenwahn sinnigen preußisch-deutschen Macht- und Eroberungspolitik* und nicht nur als ungerechtes «Diktat» der Siegermächte. Aus dieser Überzeugung

heraus sahen sie in der Abwehr des Militarismus und der ihn stützenden gesellschaftlichen und politischen Kräfte die Hauptaufgabe des Pazifismus. Folgerichtig veröffentlichte Herrmann in der Zeitschrift der Radikal-Pazifisten *Das andere Deutschland* Sätze wie diese: *Wer es mit der Bekämpfung der Kriegsbestie wirklich ernst meint, muß sich klar sein, daß sie nicht mit vorkriegsmäßigen Samthandschuhen niedergewungen werden kann. Es gilt einen grimmigen Krieg gegen sie zu führen.* Folgerichtig war es aber auch, daß Herrmann mit solchen Überzeugungen Anstoß erregen mußte. So forderte die rechte Presse unmißverständlich: *Das Bekenntnis Professor Herrmanns zum pazifistischen Landesverrat muß von den verantwortlichen Stellen des Staates unverzüglich mit der Entziehung des Lehrauftrags beantwortet werden, nicht nur im Interesse der Hochschule Stuttgart, sondern im Interesse des Ansehens des gesamten deutschen Volkes.* Diese Angriffe konnten aber Herrmann nicht von seinen pazifistischen Bestrebungen abhalten. 1932 wurde er Mitglied des Rates des Internationalen Friedensbüros in Genf und im selben Jahr in den Bundesvorstand der Deutschen Friedensgesellschaft gewählt. Trotz seiner engagierten und kämpferischen Friedensarbeit vernachlässigte Professor Herrmann seine Lehr- und Forschungstätigkeit keineswegs. So veröffentlichte er unter anderem ein zu seiner Zeit unübertroffenes Standardwerk über «Elektrotech-



nik», das in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Daneben trat er auch auf seinem Fachgebiet an die Öffentlichkeit. Seinen Vortrag *Utopie und Wirklichkeit in der Radiotechnik* (1923/24) mußte er mehrere Male wiederholen, vor allem deshalb, weil er seiner interessierten Zuhörerschaft im Stuttgarter Stadtgartensaal eine Lautsprecherübertragung von einem Radio vorführte. Herrmann hatte den ersten Rundfunksender Stuttgarts in seinem Institut an der Technischen Hochschule aufgebaut und konnte so die erste Sendung in der Landeshauptstadt ausstrahlen. Damals eine Sensation!

Bis 1933 konnte Immanuel Herrmann seine vielfältigen Aktivitäten trotz Anfeindungen ungehindert ausüben. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten war auch sein Schicksal, wie das vieler Pazifisten, schnell besiegelt. Denn es war klar, daß die pazifistischen Grundsätze und Ziele in diametralem Gegensatz zur nationalsozialistischen Weltanschauung standen. Am 23. März 1933 wurde Herrmann aus seiner Wohnung in der Hegelstraße heraus verhaftet und für fast zwei Wochen in «Schutzhaft» gehalten. Dank den Bemühungen eines früheren Mitschülers von ihm, des Rechtsanwalts Albert Müller-Payer, konnte er am 3. April

das Gerichtsgefängnis in der Dorotheenstraße wieder verlassen. Kurze Zeit darauf wurde er von seinem Lehrstuhl beurlaubt und am 26. Juli 1933 durch *Entschließung des Herrn Reichsstatthalters aufgrund des § 4 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums* endgültig entlassen. Eine Eingabe, die ehemalige Schüler zugunsten Herrmanns an den damaligen Kultusminister Christian Mergenthaler gerichtet hatten, blieb erwartungsgemäß erfolglos. Da er in Stuttgart nach seiner Entlassung aus der «Schutzhaft» und aus dem Lehramt auch persönlichen Gehässigkeiten ausgesetzt war, siedelte er noch 1933 nach Berlin über, der Heimatstadt seiner Frau. Auch hier wird er polizeilich überwacht. So zieht er sich ganz auf sein Fachgebiet zurück und schreibt zahlreiche Aufsätze über elektrotechnische und mathematische Themen oder überarbeitet frühere Bücher. 1945 erlebt er noch den Einmarsch russischer Truppen in Berlin, kurze Zeit später, am 22. Mai, stirbt Immanuel Herrmann im Alter von 75 Jahren.

Epilog: «Nie wieder Krieg»  
am 8. Mai 1985 wieder enthüllt

Bis 1932 konnten in Strümpfelbach jährlich Anti-Kriegskundgebungen am Gefallenendenkmal abgehalten werden, zuletzt am 3. Juli 1932. Aber schon kurze Zeit später, am 20. Juli, wandte sich die Ortsgruppe Strümpfelbach der NSDAP in einem unmißverständlichen Schreiben an das Bürgermeisteramt: *Wir sind der Ansicht, daß das hiesige Kriegerdenkmal zur Ehrung und zum Andenken der hiesigen Gefallenen erstellt wurde. (...) Wir sind jederzeit dafür, daß in der hiesigen Gemeinde Ruhe und Ordnung herrscht, werden es aber uns niemals gefallen lassen, daß Anhänger von Pazifisten und landesverrätischen (sic!) Vereinigungen am hiesigen Kriegerdenkmal Kundgebungen abhalten.*

Die NSDAP stellte daraufhin den Antrag, Kundgebungen auswärtiger Gruppen zu verbieten, andernfalls würden Gegendemonstrationen angekündigt. Gleichzeitig verlangte man die Entfernung der Inschrift *Nie wieder Krieg!* am Denkmal.

In einer lebhaften Debatte nahm der Gemeinderat den Antrag auf Kundgebungsverbot an, lehnte aber die Beseitigung der Inschrift zunächst ab. Das besorgten dann die Nationalsozialisten selber: In einer «Nacht- und Nebelaktion» meißelten sie die Inschrift kurzerhand heraus. Die dabei entstandene Meißelrinne ist heute noch sichtbar. Erst 1985, das heißt nach über 50 Jahren, wurde auf Initiative des SPD-Ortsvereins Strümpfelbach die Inschrift *Nie wieder Krieg!* erneut angebracht. Am 40. Jahrestag der Kapitulation wurde die «neue Inschrift» im Rahmen einer Friedensfeier wieder enthüllt.

# Der Latzmann – Ein Pfingstbrauch im Altkreis Ehingen

Wolfgang Rieger

Jahr für Jahr gehört der Pfingstmontag in einigen Gemeinden des Altkreises Ehingen den Kindern und Jugendlichen, welche diesen Brauch noch üben: in Altbierlingen – Altsteußlingen – Dintenhofen/Herbertshofen – Grundsheim – Hundersingen – Untermarchtal und Volkersheim. In diesen Dörfern hängen die Kinder und Jugendlichen noch mit Begeisterung an ihrem Latzmann und ziehen mit ihrer natürlichen Fröhlichkeit von Haus zu Haus, um für den anschließenden Schmaus um Gaben zu bitten. In Dintenhofen/Herbertshofen kommt der Latzmann schon am Fasnachtssamstag, der früher als der rußige Samstag bezeichnet worden ist. Der Latzmann hat in jeder Gemeinde ein anderes Aussehen, auch die Spruchverse sind nicht identisch, aber meist kernig und forsch.

Dieser Brauch war einst auf der Schwäbischen Alb, um die Donau und im Schwarzwald verbreitet. Schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurde der Latzmann nur noch in einzelnen

Gemeinden bezeugt, die sich über das ganze schwäbische Land verteilen. Er wurde in zwei Formen ausgeübt: von den älteren Jahrgängen zu Pferde, von den jüngeren zu Fuß. Es war eine alte Sitte, so bezeugen kirchliche und weltliche Protokolle aus dem 18. Jahrhundert, daß die Hütejungen zu Pfingsten, genauer am Pfingstmontag, ein Fest feierten. In Kampfspielen und Wettritten maßen sie ihre Kräfte, und am Abend vergnügten sie sich beim Mahl und Tanz. Daß sie dafür bei ihren Dienstherrn Gaben sammelten, liegt nahe.

So verabschiedeten sie den Winter und begrüßten mit dem Sommer das neue Hütejahr. Die sinnbildliche Darstellung von Sommer und Winter ist zwar in diesem Zusammenhang bisher nicht eindeutig bezeugt, doch der strohvermummte Latz als winterliche Gestalt und die von Buben mitgetragenen, mit farbigen Bändern geschmückten Tännchen, die eine sommerbringende Gestalt symbolisieren, treten in einigen Gemeinden bis heute sinnfälligerweise nebeneinander.



Gemeinden im Raum Ehingen, in denen der Latzmannbrauch noch gepflegt wird: Altbierlingen – Altsteußlingen – Dintenhofen/Herbertshofen – Grundsheim – Hundersingen – Untermarchtal und Volkersheim.

Rechte Seite: ▶  
Der Latzmann zieht durch Untermarchtal, um Gaben zu sammeln. Von links: Trabant und Läufer vorne, dahinter Eier-sammler und Schmalzsammler mit dem Eimer, zwei Bäcker sowie Hexe und Teufel. Hinter dem Latzmann die Treiber mit ihren Geißeln. Foto von 1985.



der auf. Als die Hüttejungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine berufliche Gemeinschaft mehr bildeten, ging dieses Frühlingspiel auf eine andere Knabengemeinschaft, auf die Schulbuben, über. Die Bedeutung des Herkommens sank und erlosch allmählich. Was in der Gegenwart noch lebt, sind Trümmerformen eines einst weit verbreiteten Brauches.

#### Der Latz am Pfingstmontag in Untermarkt

*Der Latz kommt*, so heißt es jedes Jahr in Untermarkt, wenn am Pfingstmontag nach dem Hauptgottesdienst eine Schar von Buben von Haus zu Haus zieht und mit ihren Spruchversen um Schmalz, Mehl, Eier und um Geld bittet. In Untermarkt war der Latz, wie er hier kurz genannt wird, lange Zeit vergessen, bis ihn nach dem Ersten Weltkrieg ein heimatliebender Bürger wieder, wenn auch in vereinfachter Form, einführte.

Die Pfingstgestalt in Untermarkt gleicht einem wandelnden Kegel. Ein aus Stäben gefertigtes kegelförmiges Gestell hüllen die Buben in eine Lage Stroh, die sie mit Laubzweigen sorgfältig decken. Der so eingekleidete Kegel wird mit Feld- und Gartenblumen geschmückt. Die Spitze wird mit einem Tännchen versehen, das mit farbigen Bändern verziert ist. Stroh und Blumen, die Symbole des Winters und des Sommers, sind somit in einer Brauchgestalt zusammengefallen.

Für den Träger des Latzmann-Kegels wird in Kopfhöhe ein rechteckiges Sehloch geschnitten. Das lange Umhergehen in dem grünen Kegel ist anstrengend, und so kann nur ein kräftiger Jugendlicher Latzmann werden. Läufer und Trabant gehen voraus, sie sind die Wortführer. Ihnen folgen die eigentlichen Sammler für Eier, Schmalz und Mehl. Dann der Latz, umgeben von peitschenbewehrten, früher mit Schwertern bewaffneten Treibern, die ihn streng bewachen und niemand nahe herankommen lassen, denn der Träger soll unerkannt bleiben.



Pfingstmontag 1932 in Untermarkt vor dem Gasthaus zum Hirsch; von links: Eiersammler, Teufel, Hexe, Schmalzsammler, dahinter die Bäcker.

Am Schluß die Hexe mit dem Besen und der Teufel mit der Gabel. Die Hexe war ehemals stumm, hatte einen langen Stroschwanz und besaß das Stehrecht. Sie verlegte sich, während die Hausfrau die Gaben austeilte, aufs Stehlen in Küche und Keller. Die zentrale Gestalt, der Latz, bleibt stets im Hintergrund; er bedankt sich auch nicht für die Gaben. Die Spruchverse werden hier in zwei Fassungen wiedergegeben, um den Wandel zu veranschaulichen. Die Fassung von 1879 ist überliefert von Altbäcker Franz Josef Fundel aus Untermarkt, der damals als Dreizehnjähriger in der Oberklasse saß und beim Latzumzug mitwirkte. Er starb 1950 im 84. Lebensjahr; mit ihm erlosch auch das Bäckergerwebe im Dorfe.

#### Läufer 1879

*Ich bin der Läufer und lauf voraus  
und sprich voran an jedem Haus,  
das Sprechen könnt ihr mir nicht verwehren!  
Kommt her, ihr Latzmannbuben,  
sprecht eure Sprüche deutlich,  
deutlich ist nicht genug,  
Courage, Courage gehört auch dazu!  
Der Herr, er zieht den Beutel heraus,  
er zieht eine Mark, drei, vier heraus.  
Eine Mark, drei, vier, ist viel zu viel,  
eine Zehntelsmark ist das rechte Ziel.  
Holla!*

#### Läufer 1948 bis heute

*Ich bin der Läufer, geh voraus  
und halte an vor jedem Haus,  
wollt ihr das Sprechen hören,  
oder wollt ihr es verwehren?  
Da zog der Herr den Beutel raus,  
gleich 30, 40 Mark heraus.  
30, 40 Mark ist viel zu viel,  
3 bis 4 Mark ist das rechte Ziel.  
Holla, holla!*

#### Trabant 1879

*Ich bin dem Latzmann sein Trabant,  
hab fünf Finger an jeder Hand,  
heut oder morgen muß ich mit dem Franzosen streiten,  
der Franzos hat sich schon aufgemacht,  
darüber hab ich nur gelacht.  
Viele haben sich aufgemacht,  
ich hab mir nichts daraus gemacht,  
zog mein Schwert aus der Scheide,  
hau rum, hau num,  
hau 25 000 auf einmal nieder.  
Im Blut bin ich gestanden bis unter d' Ärm,  
wenn ich hätt net so gut klimma und schwimma können,  
da wäre em Blut versoffa.*

Die kegelförmige Pfingstgestalt wird von den Untermarchtaler Kindern und Jugendlichen, die am Latzumzug mitwirken, in Stroh gehüllt. Auch das Guckloch für den Träger ist schon ausgeschnitten.



Die Strohverkleidung wird mit Farnkraut, Laub und Blumen geschmückt. Hierzu werden Garten- und Feldblumen verwendet. Die Gartenblumen – meist Flieder, Pfingstrosen und Tulpen – werden am Pfingstsamstag im Dorf gesammelt. Ein Tännchen samt bunten Bändchen ziert später noch die Spitze des Latzes.



Das Gefolge des Untermarchtaler Latzmanns hat sich vor einem Haus aufgestellt: Läufer, Trabant, Schmalzsammler, Eiersammler, Bäcker, Hexe und Teufel. In jedem Haus wird gerne gegeben, wenn die Sprüche aufgesagt sind.



## Trabant 1948 bis heute

*Ich bin dem Latzmann sein Trabant,  
hab fünf Finger an jeder Hand,  
den Säbel an der Seite.  
Kommt einer her und streit mit mir,  
den schlag ich nieder wie ein Stier.  
Viele haben sich aufgemacht,  
ich hab mir nichts daraus gemacht,  
zog mein Schwert aus der Scheide,  
hau rum und num,  
in einer Viertelstunde 300 000 Mann.  
Im Blut bin ich gestanden bis unter d' Ärm,  
wenn ich hätt net so gut klimma und schwimma können,  
da wäre em Blut versoffa. –  
Wisset ihr au was?  
Courage ha i ghett wie a Has.  
Holla, holla!*

## Sammler 1879

*Mei Hafa ist no ziemlich leer,  
drum möcht i d' Hausfrau bitta,  
a Pfunda zehna in mein Hafa nei schütta.  
Holla!*

## Eiersammler 1948 bis heute

*Weiber, Weiber, Eier raus,  
oder i laß da Marder ins Hennahaus.  
Eier, Eier nicht genug,  
Schmalz und Mehl gehört auch dazu.  
Holla, Holla!*

## Bäcker

*I be a Bäck, hau weder Mehl no Säck,  
hau weder Roß no Waga,  
muß mit der Katz en d' Mühle fahra.  
Holla, holla!*

## Schmalzsammler

*Schmalzhafa, Schmalzhafa, blenda Scher,  
mei Hafa ist no zemlich leer,  
drum möcht i d' Hausfrau bitta,  
a Pfunda dreia, viera in mein Hafa nei schütta.  
Holla, holla!*

## Hexe 1948 bis heute

*I be dui Hex von hentrafür  
und freß a alta Stubatür,  
i fraß da Schneider mitsamt der Scher,  
mei Maga ist no zemlich leer.  
Holla, holla!*

## Teufel

*Mei Vater und mei Mutter hant gmoint,  
i sei scho lang vedammt.  
Drweiltscht ben i dr best Ma auf dr ganza Welt.  
Holla, holla!*

Am späten Nachmittag, wenn alle Häuser besucht sind, werden bei einer gastfreundlichen Familie aus den gesammelten Gaben Schmalzküchle gebacken, die bei einem fröhlichen Schmaus verzehrt werden. Das Geld teilen die Buben unter sich, wobei der einzelne mal mehr, mal weniger bekommt, je nach Rang und Schwierigkeit der Aufgabe.

Zur Zeit des Bäckers Fundel spielte noch ein Lanzenträger mit, der eine balladenartige Strophe auf-sagte.

*Die Pfiingstfeiertage sind gekommen,  
der Herr und die Frau, sie wollten spazierenreiten,  
ins nahe Feld, ins weite Schloß,  
die Buben, die Buben, sie nahmen das beste Roß,  
sie ritten die Brücke in den Boden hinein,  
ach, was wollen wir machen?  
Wir wollen sie bedecken,  
mit schön Mehl und Wecken.  
Holla!*

In früheren Jahren hatten die Facklabuaba, die Funkenbuben, meist Oberkläbler, das Vorrecht, am Latz mitzuwirken. Das galt als wohlverdienter Lohn für die im Winter ausgestandenen Mühlen, die mit der Errichtung der Fackel verbunden war, dem Funken am Sonntag nach Aschermittwoch, einem gewaltigen Holzstoß, der am Abend dann in weithin sichtbaren Flammen aufging und bis heute aufgeht.

Ein vier Mann starkes Fernsichteam des Südwestfunks und des Bayerischen Rundfunks weilte am Pfiingstsonntag, dem 26. Mai 1985, in Untermarchtal, um unter Aufnahmeleiter Hans Dieter Barth aus Beilstein diesen alten Brauch festzuhalten. Viel Ausdauer zeigten die dreizehn mitwirkenden Buben, denn von 8.30 bis 14.30 Uhr dauerten die Dreharbeiten, und erst gegen 20.15 Uhr hatten sie an diesem Pfiingsttag ihren Gang durch das Dorf beendet. Aufgenommen wurden einige Vorbereitungen wie Blumenpflücken, Holen des Tännchens, Einhüllen der Pfiingstgestalt mit Stroh und das Schmücken mit Laub und Blumen; auch das Schminken der Buben wurde nicht vergessen. Gefilmt wurde das Umherziehen des Untermarchtaler Latzmannes mit seinen



Der Latzmann zieht durch Altsteußlingen, aufgenommen am Pfingstmontag des Jahres 1989.

Getreuen im Ort, das Aufsagen der Spruchverse an der Haustüre und das anschließende Kuchlesessen. Unter dem Titel *Latzmann, Lämmchen & Co.* sendete das Fernsehprogramm Südwest 3 am Pfingstmontag, dem 9. Mai 1986, einen 45 Minuten langen Film, in dem Pfingstbräuche in Berchtesgaden, in St. Engelmar und Kötzing – beide im Bayerischen Wald – und in Untermarchtal ausgestrahlt wurden.

#### Altbierlingen und Altsteußlingen: der Latzmann im Wägelchen

Wie in einigen anderen Orten hat auch in Altbierlingen die Schwere des Gerüsts dazu geführt, daß die Pfingstgestalt des Latzmanns, die früher von einem kräftigen Buben getragen worden ist, in einer etwas verkleinerten Form auf einem Wägelchen mitgeführt wird. Dieses Gefährt ist mit Tannenreisig, Tännchen und mit bunten Bändern sorgfältig und farbenfroh geschmückt. Hier fällt besonders auf, daß, wie in Volkersheim, mehrere Buben jeweils ein mit bunten Bändern geschmücktes Tännchen tragen.

Auch in Altbierlingen ziehen die Buben von Haus zu Haus, sagen ihre Sprüchlein auf und erwarten die üblichen Gaben. Aus dem Gesammelten werden Schmalzküchle gebacken, was meist in einer gastfreundlichen Familie eines der mitwirkenden Buben geschieht.

In Altsteußlingen ist der Latzmann ein von Kindern und Jugendlichen getragener Brauch, der seit Menschengedenken immer am Pfingstmontag geübt wird. Der Latzmann thront auf einem Wägelchen und ist umgeben von einer stattlichen grünen Pyramide aus jungen Tannen und Tannenreisig. Auf der Spitze befindet sich ein mit farbigen Bändern geschmücktes Birkenbäumchen.

Eine Besonderheit in Altsteußlingen ist, daß der Latzmannndarsteller – er darf niemand zu Gesicht kommen und erkannt werden – in heiteren Versen örtliche Begebenheiten aufs Korn nimmt, die das Jahr über geschehen sind. Eingeleitet wird die ganze Zeremonie mit den Versen:

*Seit ama Jahr hend'r nix mai khait  
vom Latzma ond seine luschtige Leit.*



Unter dem Latzmann-Gefolge herrscht strenge Rollentrennung. Vier Buben sind mit Glocken behängt und ziehen unter der Leitung des Fuhrmannes das Latzmann-Wägelchen. Die übrigen Akteure des Latzmanngefolges, darunter sind in Altsteußlingen auch Mädchen, heischen die üblichen Gaben. Fuhrmann und Gabenheischer haben altüberlieferte Verse für ihren Auftritt. Spruch des Fuhrmanns:

*Schier dreißig Jahr bin ich Soldat gewesen.  
 Ein alter Türk hat aufgemacht.  
 Da hab ich ihm dazu gelacht.  
 Den stärksten Säbel an meiner Seiten,  
 Heute oder morgen muß ich mit Russen und Franzosen  
 streiten.  
 Hau rum, hau numm,  
 Hau zweimal hundertvierzigtausend Mann zu Boden.  
 Wisset ihr au was?  
 Kurasche haun i wie an Has.  
 Mo haun i's gnomma?  
 Do haun i's gnomma.  
 (Er schüttelt am Geschirr der Pferde.)  
 Vor m Johr haun i älle Russa und Franzosa zwonga.  
 Huir jaich i älle hentadrei'.  
 Holla polla, des ischt fei'.*

Den Abschluß bildet auch hier der wohlverdiente Schmaus.

Altberlingen: die Buben ziehen den Latzmann auf einem Wägelchen durchs Dorf, das mit Tännchen, Tannenreisig und bunten Bändern geschmückt ist. Weitere Tännchen werden mitgetragen.

Dintenhofen und Herbertshofen:  
 der Latzmann am Fasnachtssamstag

Der Fasnachtssamstag ist ein fester Termin für die Kinder und Jugendlichen beider Gemeinden, denn an diesem Tag, früher auch als der rußige Samstag bezeichnet, ziehen sie mit dem Latzmann an der Leine durch beide Dörfer. Der Latzmann, der in einem Strohkegel verborgen wird, war auch heuer mit seinem Gefolge von 9.00 bis 16.00 Uhr unterwegs.

Was man so zum Kühle- und Berliner-Backen braucht, wird von Haus zu Haus gesammelt, wobei die Buben ihre altüberlieferten Sprüche aufsagen. Im mitgeführten Leiterwägelchen verstauen sie die Gaben wie Milch, Schmalz, Mehl, Eier und Äpfel. Die Buben haben immer ein gutes Ergebnis zu verzeichnen. Natürlich gehört auch das Sammeln von Geld und das Anhalten der Autos mit dazu. Zum Abschluß folgt auch hier der verdiente Schmaus, natürlich mit echt schwäbischen, wohlschmeckenden Fasnetskühle, zu denen das Kakao-Getränk nicht fehlen darf.



Altbierlingen am Pfingstmontag 1987: Trabant mit Helm und Säbel, Hexe und Teufel.

Die nachfolgenden Latzmann-Verse sind entnommen aus dem Heft von Max Wohlleb »900 Jahre Dintenhofen«, erschienen 1988.

Die Gestalt des Latzmanns versinnbildlicht den scheiden- den Winter, der jetzt den guten Kräften des Frühlings weichen muß. Seine Trabanten fordern für diesen Rück- zug von den Bauern gewissermaßen einen Lohn.

*Dr Latzma kommt, dr Latzma kommt,  
er kommt em Johr amol;  
no gand em no au do reacht viel,  
no roicht ems übers Johr.*

### 1. Führer

*An einem schönen Sommertag,  
da war ich 99 Jahr Soldat,  
der Türke hat sich aufgemacht,  
ich hab' da gelacht!  
Mein Hütchen aufgesetzt,  
den Säbel in die Hand.*

*Hau rom, hau nom, in zweimal 24 Stund  
hab ich zweimal 24 000 Mann zu Platz geschlagen.*

*Groß war der Lärm,  
im Blut bin i gstanda bis unter d' Ärm,*

*wenn i it schwemma und glemma het könnna,  
wär i em Blut versoffa. Holla!*

### 2. Führer

*Auf, auf ihr Brüder insgemein,  
laßt die Kanonen donnern,  
wir ziehen heut nach Moskau ein,  
Napoleon ist gekommen.  
Er schwingt den Säbel blank von Stahl  
bis in die Heeresmitten,  
die Russen haben keine Wahl,  
drum hört man ihre Bitten. Holla!*

### 3. Führer

*Die drei Faßnachtstäge,  
die kommen daher,  
die Latzbuben, sie reiten wohl unten,  
sie reiten wohl oben,  
sie schlagen die Brücken zu Boden.  
Mit was wend ses mache,  
mit Greeholz und Spacha,*



Der Latzmann in Dintenhofen/Herbertshofen geht nicht am Pfingstmontag, sondern schon am Samstag vor Fasnacht um; die drei Führer halten den Latzmann an Stricken.

*mit was wend ses decka,  
mit Schöamehl und Wecka,  
a Häfele voll Schmalz,  
a Beitele voll Geld,  
no wärs wieder gnug. Holla!*

Diese drei Führer sind die Begleiter des Latzmannes in Dintenhofen und Herbertshofen und führen ihn an einem Strick.

#### Sammler

*I be a armer Schweizer, gand mr au en Kreizer.  
oder heute:  
I be a armer Bua, hau bloß no halbe Schua,  
komm vom a Park, gand mr au a paar Mark.*

*Weible, Weible von Tripstrill,  
gib mir au a Schüssele süaßa Mill.  
oder heute:  
Mill, Mill, Mill, komm von Tripstrill,  
back en guate Bäckerkuacha,  
derfst en vielleicht au versucha.*

*Bäure, Bäure, Oier raus,  
sonst laß' dr da Marder ins Hennahaus.  
Oier send noit gnua, Zucker ghört au drzua.*

*I be a armer Beck, hau weder Mehl no Säck,  
hau weder Roß no Waga, muß mit der Katz (oder Rälle)  
in d'Mühle fahra.*

*Gam mr au a paar Äpfel en mein alte Hut,  
no sand mr wieder guat.*

*I komm her von Bolladinge,  
hot me hoifsa 's Säckle bringa,  
hot ghoifsa, i krieg Mehl ond Schmalz  
ond da besta Brota ussem Salz.  
oder heute:*

*I komm au no hinter drai,  
mei Schmalzhäfele ist ziemlich klei,  
i möcht ui Bäure bitta, a Pfunda viera schütte,  
i möcht no addiziera (zusprechen)  
's wär gnuag a Pfunda viera.*



Der Latzmann und sein Gefolge in Dintenhofen/Herbertshofen, aufgenommen am 24. Februar 1990.

Brauch-Version in Grundsheim –  
Grondsemmer Mädla, nammed ui en acht!

Auch in der kleinen Gemeinde Grundsheim besteht noch der Latzmann-Brauch, den am Pfingstsonntag junge Leute im Dorf ausüben. Das Latzmann-Gefolge besteht hier aus fünf jungen Burschen, die von Haus zu Haus ziehen, ihre Sprüchlein aufsagen und dafür Geld, Eier und Süßigkeiten erhalten. Angeführt wird die Grundsheimer Latzmann-Gruppe von «Läufer», der ein mit bunten Bändern geschmücktes Birkenbäumchen trägt und folgendes Sprüchlein aufsagt.

*Ich bin der Läufer und laufe voran,  
und trage Euch das Allerhöchste an  
und ob ihr mein Versprechen hören wollt oder nicht,  
so bin ich doch ein wahrer Franzmann nicht.  
Im Böhmerwald bin ich geboren,  
da wächst nichts als Wein und Korn, rotes Gold,  
ein Mägdlein ist mir lieb und hold,  
ein Mägdlein muß ein Kränzlein tragen,  
ein Kränzlein ist noch nicht genug,  
es gehören auch noch fünf DM dazu. Holla!*

Es folgt der «König» mit Krone, Orden und Abzeichen.

*Als Prinz Karl zog ich ins Feld  
in das Reich der Schwaben.  
Die Kriegsmacht ist bei uns sehr gut bestellt,  
bei Ostrach geht es an.  
Wir sind deutsche Brüder allzumal  
und nicht Kanone und Gewehr,  
Hammer, Pflug und Spaten sind uns're Wehr. Holla!*

Die nächste Gestalt des Grundsheimer Latzmann-Umzugs ist die Hexe, welche den Eierkorb trägt und peitschenschwingend ihr Sprüchlein aufsagt:

*I be d' Hex von Bulladenga,  
mi hot ma g'hoisa en Grädda mitbrennga.  
I hau gmoit i griag Oier ond Schmalz,  
da beschta Brota aus 'm Salz!  
Baur zahl aus  
odr i reis dr Hoar ond Bat raus.  
Mädla, Weibr Oier raus,  
odr i laß da Fux ens Hennahaus. Holla!*

Der Latzmann, der nun folgt, ist von Kopf bis Fuß in Stroh eingehüllt, das um ein Drahtgestell geflochten ist. Der Grundsheimer Latzmann besitzt zwei große, auffällige Ohren und ist mit Glocken behangen. Geführt wird er von zwei Latzmannführern, links und rechts, die je durch ein Band mit dem Latzmann verbunden sind. Der rechte Latzmannführer sagt:

*Ich führe den Latzmann selbst rabant,  
den Säbel hab ich in meiner Hand,  
den andern an der Seite.  
Will einer mit mir streiten,  
so wird er gleich ausgelacht.  
Hau rom, hau nom,  
en zwoimol 24 Stunda  
haue dreimol 136 000 Ma zu Boda gschlaga.  
Em Blut bene gstanda bis ibr d' Aura,  
ond wenne het id glemma ond id schwemma kenna,  
hete meßa bleiba denna.  
Ond wißeder au was,  
Courasch haue wi en Has.  
Ond wißeder woher 'se gnomma hau,  
weil e bisher jeden zwonga hau. Holla!*

Linker Latzmannführer:

*Ich führte den großen Schwedenkrieg.  
Und in der Schlacht bei Fehrbellin  
und in der großen Völkerschlacht,  
schlug ich zu Boden die fränkische Macht.  
Und hier dieser letzte Mann  
mußte machen den Latzmann.  
Zieh'n Wischt, noch goht'r Hott,  
oifach it, wian'r sott.  
Grondsemer Mädla, nammed ui en acht,  
wenn 'r loßreifst, noch schprengt 'r ibr da Bach.  
Holla!*

In diese Sprüche sind verschiedene historische Ereignisse kunterbunt eingegangen. Fast jeder im Grundsheimer Latzmann-Gefolge trägt einen alten Säbel. Im Latzmann selbst könnte man ein Symbol des Winters, im Läufer mit seinem buntgeschmückten Birkenbäumchen ein Symbol des Frühlings oder Sommers sehen.

Hundersingen und Volkersheim:  
Wächter und tännchentragende Maienträger

Auch in Hundersingen ist am Pfingstmontag der Latzmann unterwegs. Die eigentliche Pfingstgestalt wird auch hier kegelförmig aus Stroh gefertigt, mit einem Tännchen geschmückt und auf einem Wägelchen mitgeführt, das von zwei Buben gezogen wird,

die ein Geschell umgehängt haben. Ein weiteres Wägelchen – mit Tannenreis verkleidet und mit bunten Bändern geschmückt – dient der Aufbewahrung des Gesammelten. Vier Buben mit umgehängtem Geschell – Pferdeschellen – und einer Art Zuggeschirr ziehen dieses Wägelchen.

Zu Hundersingen werden, wie auch in den anderen Latzmann-Gemeinden, Autos angehalten und ein Sprüchlein aufgesagt. Die meisten Autofahrer, oft sind es auch Einheimische, geben gern ein paar Mark und entrichten so ihren Wegzoll an die säbelschwingenden Wächter. Der Zug durch das Dorf dient auch hier dem Sammeln von Mehl, Schmalz und Eiern zum Küchle-Backen.

In der Oberamtsbeschreibung Ehingen vom Jahre 1893 wird im Kapitel Bräuche und Sitten der Latzmann, insbesondere die Hundersinger Brauchgestalt, wie nachfolgend beschrieben. *An Pfingsten wer zuletzt aufsteht, der Pfingstlümmel; am Montag geht in Kirchbierlingen, Hundersingen etc. der Latzmann um, in Stroh gebunden, gefolgt von Buben, die allerlei alte Sprüche singen und Eier und Schmalz zu einem Kuchen heischen. In Hundersingen hört man z. B.:*

*Kaiser Karolus bin ich genannt,  
Fünf Finger hab' ich an jeder Hand,  
Den deutschen Säbel an meiner linken Seiten,  
Heut oder morgen muß ich mit dem Türken streiten,  
Der Türk hat sich schon aufgemacht,  
Und ich hab' ihn brav ausgelacht,  
Hau rum, hau num!  
In zweimal 24 Stunden  
Hab' ich 36 000 zu Platz gehauen.  
He, Leut, was ist das für ein Leben!  
Im Blut bin i g'standen bis unter die Ärm;  
Wenn i nit hätt' schwimma könna,  
Hätt' i müssa im Blut vertrinka.*

*Dann Verse auf die Bauern, Bäcker, Metzger, Schneider etc. Ähnlich auf der Alb in Weilersteußlingen mit dem Spruch:*

*Daniel und Darius  
Komm mer went in d'Haselnuß,  
D'Haselnuß sind no net reif,  
Komm mer went ins Besenreis.*

*Einsammeln von Schmalz, Eiern und Mehl, woraus eine gutmütige Hausfrau den Buben ein leckeres Mahl bereitet.*

Beim Latzmann-Brauch in Volkersheim geht ein Täfelesträger voran, auf dessen mit Flieder geschmücktem Täfelchen steht: *Dr Latzmaa kommt.* Das Gefolge des in einem Strohkegel aus Roggenstroh verborgenen Latzmann, der von Führern am

Seil geführt wird, besteht aus Soldaten mit Schwertern, aus Sammlern, Maienträgern und dem Vorführer. Es sind Buben und Mädchen zwischen sechs und sechzehn. Die Maienträger, die mit Farbbändern geschmückte kleine Tännchen mit sich tragen, geben der Gruppe eine farbenfrohe Note. Auch Kinder mit Holzgewehren reihen sich ein.

Der Vorführer weiß lautstark zu berichten:

*Ich als Höchster geh voran,  
die Führer und die ganze Schar  
folgen mir schon tausend Jahr.  
Weh, wer mir was zuleide tut,  
den schlag ich treu mit Gut und Blut.  
Ich bin auch ein tapf'rer Held,  
sah schon bereits die ganze Welt.  
War schon in China und Japan,  
ja, schaut mich alle nur recht an.  
Hab manche Schlacht schon mitgemacht,  
was hat geblitzt und hat gekracht.  
Und dennoch bin ich nicht verdorben,  
drum hat der Latzmann mich angeworben.*

*Zu seiner Wehr, zu seinem Schutz,  
das ist für mich ein Hochgenuß.  
Holla, Holla!*

Mit kernigen Sprüchen wird um Schmalz, Eier, Mehl und um Geld gebeten. Der Eiersammler fordert mit Nachdruck:

*Beire, Beire, d' Oier raus  
oder i schick dir a Marder ens Hennahaus,  
dr Marder ischt a gefährlichs Tier,  
der hollet alle Oier dir,  
drom ganders lieber mir.*

In den meisten Orten werden die Spruchverse eigenartigerweise immer sehr schnell gesprochen, ja teilweise sogar heruntergehaspelt.

In einem Leiterwägelchen stapeln sich die erbetenen Naturalien. Nach dem Gang durch das Dorf läßt sich die Latzmanschar die gebackenen Berliner und die entsprechenden Getränke schmecken.

Die Akteure des Grundsheimer Latzmannbrauches am Pfingstmontag: Führer mit dem Latz, einer Strohgestalt mit auffallenden Ohren und Glocken. Dann der König, die eiersammelnde Hexe und der Läufer samt Birkenbäumchen, der die Gruppe anführt.



Auf Grund der Tatsache, daß viele Teilgebiete der Volkskunde primär auf mündlicher Überlieferung beruhen, ist es ein besonderer Glücksfall, wenn wir schriftliche Quellen und das dazugehörige Anschauungsmaterial zur Entstehungsgeschichte besitzen. Für die Keramikforschung hat uns hierfür aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im schwäbischen Raum der Dichter Eduard Mörike ein beredtes Zeugnis hinterlassen.

Vom Sommer 1867 bis zum Herbst 1869 wohnt er mit kurzen Unterbrechungen in dem im Remstal gelegenen Lorch. Hier wird er schon im Juli 1867 mit dem Hafnermeister Johann Georg Groß bekannt. In einem Brief an Karl Wolff berichtet er kurz darauf: *Meine Frau hat etwas Geschirr für ihren kleinen Interimshaushalt bei dem Hafner zu kaufen, ich begleitete sie auf dem Rückweg von einem Spaziergang dahin und sah ihm in der Werkstatt mit Vergnügen eine Zeitlang bei seiner Dreharbeit zu.* Weitere Besuche in der Werkstatt des Meisters wecken in Mörike das Interesse für diese handwerkliche Kunst.

Seinem zeichnerischen Talent haben wir es zu verdanken, daß er uns zwei Porträtzeichnungen von Groß angefertigt hat. Das erste Konterfei zeigt ihn im Profil, seine Pfeife rauchend, die er in der rechten Hand hält. Auf sein Metier weisen die Krüge und Schalen hin, die im Hintergrund zu sehen sind. Unter die Zeichnung hat Mörike geschrieben: *Mein Meister, 1867.* Das andere Porträt zeigt den Hafner wiederum in seinem spezifischen Ambiente: in der Werkstatt. Im Vordergrund an einem Tisch sitzend, fallen der eindrucksvolle Kopf auf sowie der breite Daumen an der rechten Hand; letzterer durch seinen Beruf bedingt. Im Hintergrund des Raumes steht die Töpferscheibe, ihr gegenüber der Brennofen und oberhalb desselben sieht man auf einem Regal die von ihm gefertigten keramischen Erzeugnisse. Dieses Blatt ist bezeichnet: *Mein Meister in Lorch, Herbst 1867. E. Mörike.* Ein weiteres Porträt, das im Januar 1868 entstanden sein soll, ist nicht mehr erhalten; aber Mörike berichtet über ein erneutes diesbezügliches Vorhaben an seinen Freund Wilhelm Hartlaub: *Das Konterfei meines Hafners kann noch nicht mitfolgen. Ich wünsche ihn diesmal noch besser zu treffen und will ihn zu diesem Ende noch einmal scharf aufs Korn nehmen.*

Über die Situation des Hafnerhandwerks in Südwestdeutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat uns Gerd Spies in seiner 1964 gedruckten Dissertation »Hafner und Hafnergewerbe in Südwestdeutschland« detaillierte Darstellung gege-

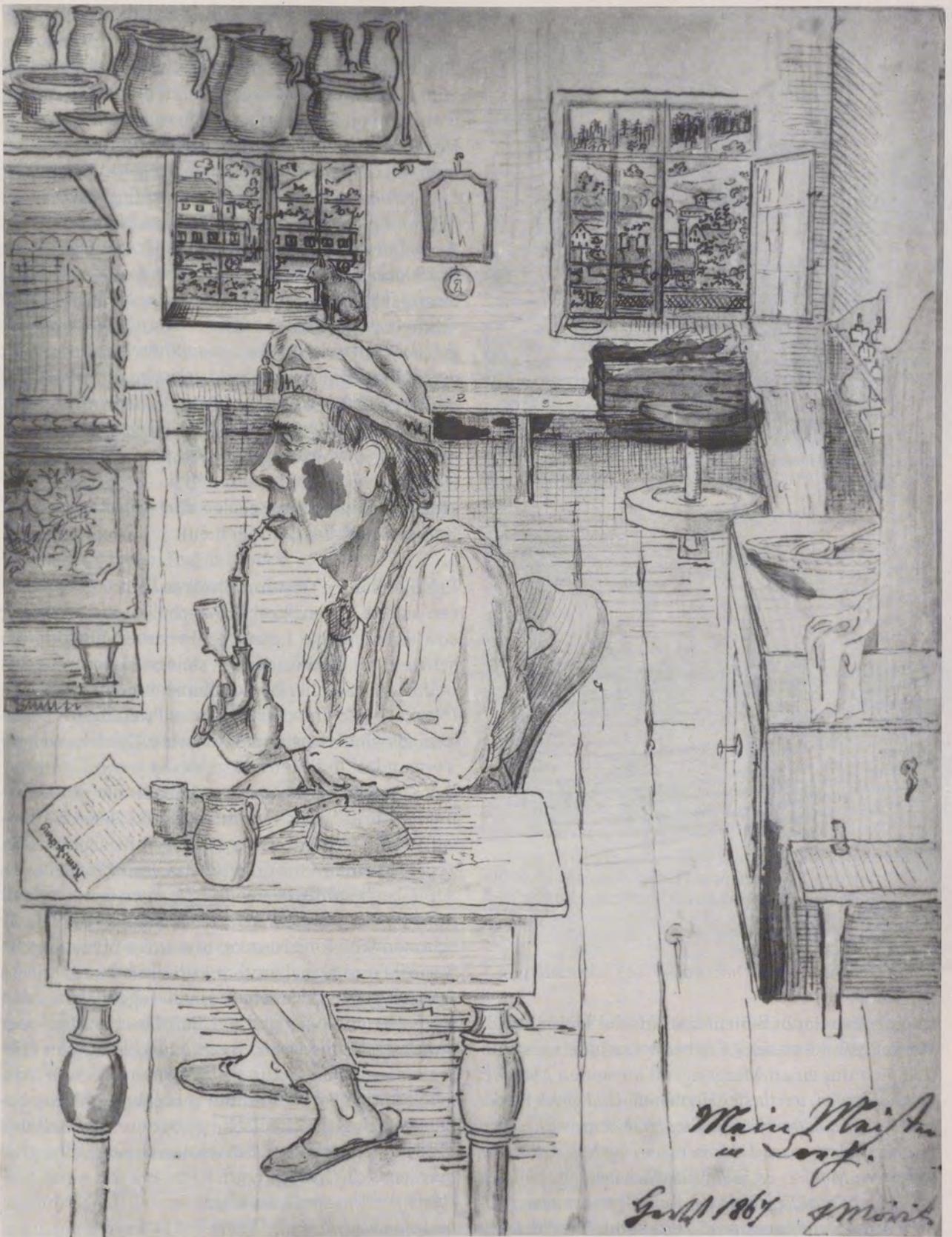
ben. Er schildert darin u. a. auch die merkantilen und sozialen Verhältnisse der Hafner in Württemberg. Im Oberamt Welzheim, zu dem Lorch damals gehörte, gab es 1859 26 Meister. Das Hafnerhandwerk war in einer Zunft organisiert, deren älteste Zunftordnung von 1555 stammte. Diese galt für die Stadt- und Landhafner. Im Jahre 1862 wurde diese Zunftordnung durch die im Königreich Württemberg in Kraft tretende Gewerbeordnung abgelöst.

Das Gerücht entsteht:

Mörike betreibt in Lorch das Hafnerhandwerk

Die keramischen Erzeugnisse, die die Nachwelt mit Mörike in Verbindung bringt, sind nicht von ihm geformt, sondern von ihm nach eigenen Entwürfen mit ornamentalem Dekor oder Sprüchen versehen worden. Der Dichter hat sich die Vasen, Schalen und Krüge, wobei es sich um gesintertes Steinzeug handelt, von Meister Groß in noch weichem Zustand, also ungebrannt, zur künstlerischen Bearbeitung geben lassen. Seine Frau Margarethe notiert darüber in ihrem Lorcher Hausbuch: *Ein ehrlicher Hafnermeister aus Lorch, welchen wir oft besuchten und arbeiten sahen. Zum Kurzweil machte es dann Eduard eine Freude: verschiedene Töpfe (noch weich) zu gravieren, brennen zu lassen, zu verschenken. Woraus dann die Welt (welche nie bei der einfachen Wahrheit bleiben kann) verbreitete, Mörike habe in Lorch das Hafnerhandwerk betrieben, Töpfe selbst geformt, und habe so zu sagen ein Verkaufslokal! während er doch nur für freundschaftliche Zwecke sich den Spas erlaubte auf des Hafners Arbeit seine Zeichnungen und Worte einzugraben! Im Ernste, es kamen Leute u. wollten kaufen und bestellen.*

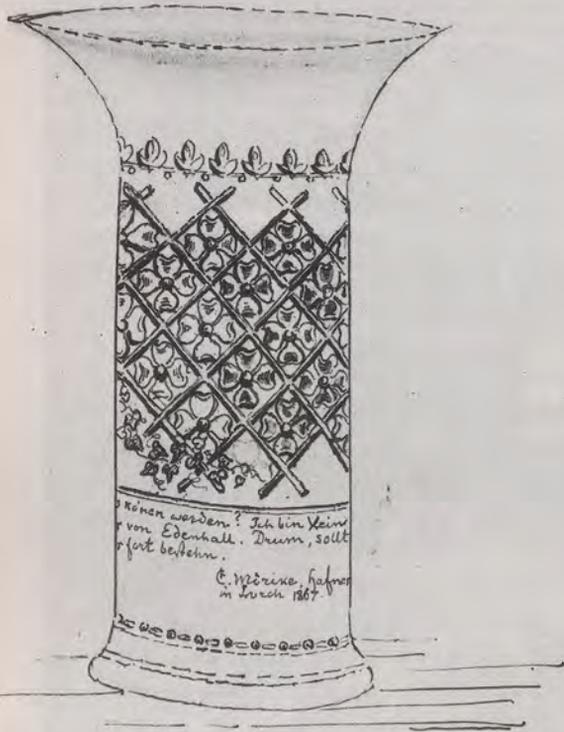
Der Hafner hat aber auch Vasenformen nach Mörikes Wünschen hergestellt, die der Dichter anschließend ebenfalls verziert hat. In einem Brief an Karl Wolff erfahren wir davon: *Da fielst Du mir ein, und es wurde sofort ein Blumentopf nach meiner Zeichnung bestellt, der mir ins Haus geschickt würde, solange er noch weich genug wäre, um darin zu gravieren. Der Alte lächelte ein wenig zweifelhaft, das sei ihm noch nicht vorgekommen, war aber zu Allem bereit; nur müsse der Topf schön »lederhärte« sein, wenn ich ihn erhalte. Dies machte nachher bei der Bearbeitung mit dem Griffel (einer Schusterpfrieme) einige Schwierigkeiten; es gab ein trockenes Gebrösel, jede Furche mußte mehrmals übergangen und ausgeräumt werden. Auch sonst ist nicht Alles nach Wunsch ausgefallen. Das Schildchen hat mein Meister nach eigenem Geschmack so eingefasst und meine Schrift ist krumm. Nun wie es sei, die erste Probe meines neu er-*



Mein Meister  
in Lorich.  
Herbst 1867 Mörke.

«Mein Meister in Lorich. Herbst 1867 E. Mörke.»

Diese Zeichnung von Eduard Mörke zeigt den Hafnermeister Johann Georg Groß in seiner Werkstatt. Man erkennt vor dem Fenster die Töpferscheibe, ganz links den Brennofen, darüber auf dem Regal Hafnerware. Durch das Fenster sieht man einen Zug der Remstalbahn; ein hübsches Detail des Eisenbahnfans Mörke.



können werden? Ich bin Xein  
von Edenhall. Drum, sollt  
fast bestehn.  
E. Mörke, Hafner  
in Lorch 1867.

für Frau Marie Wolff  
Lorch im August 67.

Ich bin ein schlafes Geseß aus Lorch,  
Was sollt ich Luffert Lorch werden?  
Ich bin ein schlafes Geseß aus Lorch,  
Was sollt ich Luffert Lorch werden?  
Ich bin ein schlafes Geseß aus Lorch,  
Was sollt ich Luffert Lorch werden?  
Ich bin ein schlafes Geseß aus Lorch,  
Was sollt ich Luffert Lorch werden?

«E. Mörke, Hafner in Lorch 1867.»

So steht auf dem Entwurf für ein Gefäß, das er Marie Wolff schenkte, der Frau des Rektors am Stuttgarter Katharinenstift.

wählten Metiers soll hiermit in das Wolff'sche Haus gestiftet sein.

In einem weiteren Bericht läßt uns der Hobbyhandwerker Mörke an seiner Arbeit teilnehmen. Es handelt sich um einen Morgengruß an seinen Meister: Guten Morgen, werthester Herr Groß! Und gleich wieder etwas vom Handwerk! Wenn Sie die Geschirre nicht schon grundirt haben, so wird es besser seyn, wir lassen es bei der bisherigen Manier. Es fiel mir nemlich heut erst ein, daß ich den brösligen Erdbfall, der beim Graviren immer mit dem Messer weggenommen werden muß, nicht leicht werde wegbringen können, ohne die Farbe zu verwischen. Sind aber die Sachen schon grundirt, so bleibt nichts übrig als daß sie nach meiner Arbeit nochmals in die Farbe gebracht werden. Grüßend Ihr M.

Wie wir aus dieser Schilderung ersehen, hat sich Mörke redlich bemüht, die handwerklichen Fines-

sen zu meistern. Die vorhin erwähnte Schusterpfrieme, die er in Ermangelung eines Griffels zum Gravieren benutzt, dient sonst den Schuhmachern zum Löcherstechen ins Leder. Ein Brief an Hartlaub berichtet von den Schwierigkeiten, die das Brennen, Verzieren und Glasieren bereiten können, wenn man mit der Technik noch nicht so sehr vertraut ist: (...) bekommende Probe meiner neuen Profession nehmt in Güte auf. Sie steht schon, ich weiß nicht wie lange, zur Absendung bereit; jetzt folgt sie in Begleitung etlicher Stücke meines Meisters. (...) es wird Euch an dem Blumentopf eine etwas paradoxe Verzierung auffallen, die ich lieber gleich selber erkläre. Beim Brennen nämlich hob sich die Glasur an vielen Stellen und splitterte herab, so daß ich anfangs meinte, ihn gar nicht schicken zu können. Da mich die Arbeit doch gedauert hätte, so half ich mir durch diese Marmorierung mit Ölfarben. Von einiger Entfernung angesehen wird es sich nicht übel ausnehmen.

Auf Vasen und Trinkschalen ritzt Mörke Sprüche und Verzierungen ein

Erhalten haben sich von Mörkes Hand an Geschirren sieben Vasen, drei Trinkschalen und ein Krug sowie als einzige figürliche Tonarbeit ein Briefbeschwerer in der Form eines kleinen Hasen, die sich heute im Schiller-Nationalmuseum in Marbach (Neckar) und in schwäbischem Privatbesitz befinden. Es sind Geschenke für seine Kinder, weitere Verwandte und Freunde gewesen.

Bei Keramik ist es durchaus üblich, sie mit Ornamenten und Sprüchen zu verzieren. Jede Hafnerwerkstatt in Württemberg hatte ihre eigenen Rezepte. In einem uns erhaltenen Glasurbüchlein aus Alpirsbach von 1846 stehen u. a. auch Sprüche, mit denen man die Hafnerware versehen hat. Dieser schönen Sitte folgt Mörke, und uns sind zahlreiche Spruch- und Ornamententwürfe, die er auf dieses Steinzeug eingraviert hat, erhalten geblieben. Meistens beziehen sie sich auf den Beschenkten oder auf das Ereignis wie z. B. eine Hochzeit. Von ehemals vier Schalen für seine beiden Töchter, die zwölfjährige Fanny und die zehnjährige Marie, haben sich zwei gleiche flache gelbgraue Trinkschalen mit Henkeln erhalten. Sie weisen in Form eines Bilderrätsels die Inschrift auf:

Wenn die Amseln wieder singen  
und zum Nest fliegt der Storch  
Trinkt man den Cafe zu Sechsen  
Dort im Klosterwald zu Lorch.

Hierbei sind der Storch und der Klosterwald als Zeichnung wiedergegeben. Am Standing sind die Namen Fanny bzw. Marie eingraviert.

Für Marie Wolff, die Frau des Rektors Wolff vom

Stuttgarter Katharinenstift, hat er ein Gefäß mit folgendem Vers beschriftet:

*Ich bin ein schlecht Gefäß aus Erden,  
was hätt ich besser's können werden?*

*Ich bin kein seltsamer Krystall  
wie jener Becher aus Edenhall,  
Drum, sollt ich heut in Scherben gehn,  
Dein Glück wird immerfort bestehn.*

*E. Mörike, Hafner in Lorch 1867.*

Eine Vase, ein Hochzeitsgeschenk für Julius und Marie Klaiber, ist von zylindrischer Form in braunrot lasiertem Ton gehalten. Um ihre Mitte läuft ein Schmuckband, das – in drei Reihen übereinander angeordnet – vierblättrige Kleeblätter in über Eck gestellten Quadraten zeigt. Umrahmt wird dieses Motiv von einem doppelt geritzten Bandstreifen. Am Standing befinden sich feine, nicht näher zu definierende Ornamente. Die Höhe der Vase beträgt 19,5 cm; sie ist damit fast ebenso hoch wie die folgenden. Unterhalb des Schmuckbandes sind die Verse zu lesen:

*Wie mag ich armer Topf aus Erden  
Am Hochzeitstisch empfangen werden?  
Doch Freunde lacht so viel Ihr wollt,  
Ihr werdet Wunder noch erfahren,  
Denn wißt, von heut' in fünfzig Jahren,  
verwandl' ich mich in pures Gold!*

*E. Mörike, Hafner in Lorch 1867.*

Ein weiteres Gefäß, für seine Base Marie Lempp bestimmt, weist den Vers auf:

*Nimm hier mit Gunst die arme Kunst,  
Womit wir Dich begaben  
Mein Griffel hat bei manchem Strich  
Die treusten Wünsche still für Dich  
darunter einen auch für uns mit eingegraben.*

*E. Mörike, Hafner in Lorch, mit seiner Frau 1867.*

Auf dieser Vase, von gleicher Form wie die vorige, lesen wir oberhalb dieses Spruches eine Widmung: *Der lieben Frau Gevatterin Marie Lempp.* Diese Dedikation wird von doppelt geritzten Linien umrahmt, die von herabhängenden Weinlaubranken umgeben sind. An seiner oberen Innenseite haben wir noch einige Rauten, an der unteren kleine aneinandergereihte Rundbogen als Verzierung. Der Standing weist ebenfalls miniaturhafte Ornamente auf. Für seine Schwester Clara graviert er in eine Vase zylindrischer Form anlässlich ihres Geburtstags: *Zum 10. Decemb. 1867 von Deinem getreuen Bruder,* *Hafner in Lorch,* nebst dem Vers:

*So heiß wie dieser Topf im Ofen hat geglostet  
ist meine Lieb zu dir, die nun und nimmer rostet.*

Zudem zeigt die Vase noch den Namen der Beschenkten, umrahmt von einem Sternenkranz. Am oberen Rand umziehen Efeuranken, am unteren



Trinkschalen für Mörikes Tochter Fanny. Der Storch und der Lorcher Klosterwald bilden mit dem Text ein Bilderrätsel.



vierblättrige Kleeblätter das Gefäß. Seinem Freund Wilhelm Hartlaub widmet Mörike auf einer Vase die Worte:

*So alt ich bin, so bin ich doch  
Der Kunst noch nicht gar abgestorben,  
was ich als Dichter nicht erworben,  
verdien ich mir als Hafner noch.*

Bemerkenswert ist, daß Mörike sich mehrfach auf diesen Inschriften als Hafner bezeichnet, obwohl er dieses Handwerk doch nur dilettantisch betrieben hat. Ein Briefumschlag, der uns erhalten ist, zeigt den Entwurf eines Musters, das auf der Vase für das Brautpaar Klaiber Anwendung gefunden hat. Ein weiterer Entwurf einer Vase für den Postdirektor von Scholl zeigt auf der oberen Hälfte eine umlau-



Mit einem Schusterpfriem gravierte Eduard Mörke in die Gefäße, die Meister Groß geformt hatte, Verzierungen und Inschriften ein. Auf dem unteren Rand: «E. Mörke, Hafner in Lorch mit seiner Frau. 1867.»

fende Efeuranke, darunter ein Posthorn, das sich sinnfällig auf den Beruf des Empfängers bezieht und die Inschrift:

*Des Dampfes Pfeife schauervoll  
schallt jetzt durch Berg und Thal wie toll  
Wo sonst mein lustig Hörnlein Sch(oll).*

Als die Tochter des Malers Moritz von Schwind, mit dem Mörke im Alter eine herzliche Freundschaft verbindet, heiratet, bedauert er in einem Brief an Schwind, daß er ihr keine Vase zur Vermählung schenken kann, da das Geschenk sie nicht mehr rechtzeitig erreichen werde. Aber gleichzeitig berichtet er enthusiastisch von der neuen *Kunst-Espece*, zu der er sich hat verführen lassen. Bald darauf sendet er Schwinds Tochter doch noch eine getöpferte Vase, die denselben Spruch aufweist wie die Klaibersche Hochzeitsvase und die Widmung: Zum 9. September 1867, Ferdinand und Marie. Auf ein Krüglein für Marie Ehmann ritzt er im August 1867 die lateinischen Verse ein:

*Si bene commemini sunt causae quinque bibendi:  
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,  
Et vini bonitas et quaelibet altera causa;*

ferner die Zeilen:

*O Lindenbaum! O Lindenbaum,  
wie grün sind deine Blätter!*

*Hast du deine Garten-Panscherle schon kriegt?*

Ein auf einer Trinkschale für Lina Hibschenberger stehender Vers beweist, daß Eduard Mörke sich der Zerbrechlichkeit der Keramik und somit ihrer irdischen Vergänglichkeit durchaus bewußt ist:

*Schüsselchen, wie lang du lebst,  
muß ich heut schon sorgen,  
hälst du nicht ein Leben lang,  
halte doch bis morgen!*

# Museen des Landes

## Nr. 14: Das Städtische Museum Ravensburg

Regina Schmid

Weithin sichtbar kündeten die mächtigen, für die Stadtsilhouette so charakteristischen Türme der alten Stadtbefestigung vom Reichtum und der Bedeutung der ehemaligen Reichsstadt Ravensburg. Die außergewöhnlich gut erhaltene historische Altstadt mit ihren Stadttoren, Kirchen, Spitälern, stolzen Patrizierhäusern und den stattlichen Gebäuden des Handelswesens legt ein beredtes Zeugnis ab von jener traditionsreichen Vergangenheit, die die Stadt bis in die Gegenwart hinein als wirtschaftlichen und kulturellen Mittelpunkt Oberschwabens bestimmt. Auf eine Gründung der Welfen zurückgehend, entwickelte sich Ravensburg von einem kleinen Marktflecken am Fuße der 1088 erstmals erwähnten Veitsburg vor allem nach dem Verkauf an die Staufer im Jahr 1191 zur bedeutendsten Stadt zwischen Donau und Bodensee. Nach deren Untergang erlangte Ravensburg die Reichsunmittelbarkeit und stieg zur

Freien Reichsstadt mit eigener Gerichtsbarkeit, Verwaltung und eigenen Münz-, Markt- und Zollrechten auf. In den folgenden 250 Jahren stand die Stadt auf dem Höhepunkt ihrer wirtschaftlichen Entwicklung. Das Leinen- und Barchentgewerbe machten sie seit dem 14. Jahrhundert zu einer der führenden Fernhandelsstädte Oberdeutschlands. Von 1380 bis 1530 prosperierte eineinhalb Jahrhunderte lang die «Große Ravensburger Handelsgesellschaft», die mit weiten Teilen Europas Geschäftsbeziehungen unterhielt. Der Dreißigjährige Krieg bereitete dann um 1630 der wirtschaftlichen und kulturellen Blüte Ravensburgs ein jähes Ende. Das 18. Jahrhundert war von eher bescheidenem Wohlstand geprägt, und

Das Vogthaus beherbergt das Städtische Museum Ravensburg. Im Hintergrund: der «Gemalte Turm».



erst die einsetzende Industrialisierung des 19. Jahrhunderts konnte der nunmehr württembergischen Oberamtsstadt neue Impulse geben.

1955 von Albert Walzer im Vogthaus eingerichtet:  
Konzentration auf wenige Ausstellungsstücke

Der Rückblick auf das Mittelalter und die frühe Neuzeit und somit die Darstellung einstiger reichsstädtischer Größe prägen denn auch im wesentlichen den Charakter des 1955 im sogenannten «Vogthaus» eingerichteten städtischen Museums Ravensburg. Dem Vogthaus – benannt nach dem reichsstädtischen Vogt zu Schmalegg, Peter Späth, der das Haus 1486 erwarb – kommt im baulichen Gefüge der Unterstadt eine besondere Bedeutung zu. Es ist eines der beiden letzten Ravensburger Fachwerkhäuser, die mit Sicherheit noch ihre spätmittelalterliche Form bewahrt haben.

Die Bestände des heutigen Museums, unter denen sich unter anderem Wohnstuben aus dem 15. bis 18. Jahrhundert, Zunft- und Rechtsaltertümer, Waffen, Plastiken, Malerei, Möbel und Münzsammlungen, kulturgeschichtliche und volkskundliche Pretiosen von der Gotik bis ins Biedermeier befinden, gehen auf die alte Sammlung des 1887 gegründeten Kunst- und Altertumsvereins Ravensburg zurück, ergänzt durch Stiftungen und Leihgaben aus den Kreisen der Bürgerschaft sowie Exponate aus städtischem Besitz. Nachdem 1897 das Ravensburger Konzerthaus eingeweiht worden war und damit die bisher



vom Theater genutzten Räumlichkeiten in der ehemaligen «Brotlaube» frei geworden waren, konnte der Kunst- und Altertumsverein dort seine Sammlung präsentieren. Zu den Beständen des Museums zählten damals auch ein Naturalienkabinett und eine sogenannte «ethnographische Sammlung», für die Ravensburger Bürger Andenken aus aller Welt gestiftet hatten. In dieser Form hatte das Museum bis in die 30er Jahre hinein Bestand. Dann sollte wie vielerorts in Deutschland auch in Ravensburg das Heimatmuseum nach den Vorstellungen der NS-Kulturbehörden neu geordnet werden. Der Krieg verhinderte allerdings dieses Vorhaben; die Bestände wurden ausgelagert und auf verschiedene Örtlichkeiten verteilt.

Die Einrichtung des heutigen Städtischen Museums im Vogthaus besorgte Mitte der 50er Jahre Professor Dr. Albert Walzer (1902 bis 1978), ein gebürtiger Ravensburger, der als Hauptkonservator des Württembergischen Landesmuseums in Stuttgart und zusätzlich als Museumsbeauftragter des Amtes für Denkmalpflege von den 30er bis in die 60er Jahre die Gestalt der württembergischen Heimatmuseen in Theorie und Praxis wesentlich bestimmte. Den Heimatmuseen alten Stils, die oft überfrachteten Raritäten- und Kuriositätenkabinetten glichen, hatte Walzer bereits vor dem Krieg eine neuartige Museumskonzeption entgegengestellt, die neben einer durchaus sinnvollen und nötigen Reduktion der Objekte und einer Konzentration auf das Wesentliche doch auch eine museologische Gleichschaltung sämtlicher Heimatmuseen im Blick hatte. Nicht so sehr auf die Fülle der Exponate komme es an, als auf die gute Herausstellung einiger weniger ausgezeichneter Gegenstände, die nach einem allgemeingültigen, gleichsam von oben verfügten Schema dargeboten werden sollten. Diese Konzeption, die 1936 bei der Eröffnung des von Albert Walzer eingerichteten Aalener Museums als richtungsweisend und vorbildlich – nämlich zur Hervorhebung völkischer Ideale – gefeiert wurde, überlebte unbeschadet den Krieg und wurde in den Jahren danach nur unwesentlich verändert, nämlich «entideologisiert», weiterverfolgt. *Wir haben heute im alten Land Württemberg wieder an die 40. (...) Von diesen 40 sind die meisten nach modernen Grundsätzen übersichtlich aufgestellt und in ihren Beständen so ausgewählt, daß kein allzu großer Ballast die Freude am Wesentlichen beeinträchtigt*, schrieb Albert Walzer 1952 in der *Schwäbischen Heimat*.

Das Vogthaus, Ravensburg, Charlottenstraße 36, vor der Restaurierung.



Im ersten Stock des Ravensburger Vogthauses; auffallend die gewölbte spätgotische Stubendecke.

### Bürgerliche Wohnkultur in gotischen Stuben

Im Vogthaus ist Albert Walzers ordnende Hand nach 35 Jahren noch allenthalben zu spüren. Nach seinen Vorstellungen präsentiert sich das Städtische Museum Ravensburg mit jener Reduktion auf relativ wenige Gegenstände und der von ihm propagierten Konzentration auf ausgewählte Themenbereiche. Mit dem sorgfältig restaurierten Inneren und der ursprünglichen Raumeinteilung bildet das Vogthaus auf vier Stockwerken an sich einen idealen Rahmen für eine historische Sammlung. Das sich vom Erdgeschoß bis unters Dach erstreckende gemütlich-behåbige Ambiente schafft eine besondere Atmosphäre, die dazu einlädt, sich auf Vergangenes einzulassen, und die so die sinnliche Wahrnehmung der ausgestellten Objekte erleichtert, unter denen sich Stücke von großer künstlerischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung befinden.

Ob die beiden im Originalzustand erhaltenen gotischen Stuben zusammen mit zwei nachträglich eingebauten Zimmern aus dem 16. und 18. Jahrhundert einen *selten so markanten Überblick über die bürgerliche Wohnkultur des 15. und 18. Jahrhunderts* vermit-

teln, wie dies Albert Walzer im Vorwort des 1972 erstmals aufgelegten kleinen Museumsführers meint, bleibt indes fraglich angesichts der etwas willkürlichen Zusammenstellung von Exponaten in diesen Räumen, die in keinem deutlichen Bezug oder thematischen Zusammenhang zu ihrem Aufstellungsort stehen. So vereint etwa ein aus einem Ravensburger Bürgerhaus stammendes Renaissancezimmer (1587) mit original erhaltener Täferung und Kassettendecke zwei in moderne Butzenscheiben eingefügte gotische Wappenfenster – darunter jenes der Handelsfamilie Mötteli –, einen grünen Kachelofen auf Löwenfüßen, ein barockes Astrolabium zur Berechnung von Sternkonstellationen, ein Porträt eines Ravensburger Ratsmitgliedes aus der Zeit um 1600 und das eher in ein Raritätenkabinett passende Bild einer Riesenforelle, die laut Führer 1764 geangelt, dem damaligen Bürgermeister Franz Balthasar verehrt und von den patrizischen Ratsmitgliedern verspeist wurde. Will man sich nicht mit der banalen Feststellung begnügen, daß alle ausgestellten Stücke mehr oder weniger im Zusammenhang mit der städtischen Oberschicht, dem Patriziat, stehen, so wird man einen thematischen Zu-



Ravensburg, gemalt im Jahre 1622, Ausschnitt aus einem Ölbild von Andreas Rauch. Über der Reichsstadt die Veitsburg. Die rote Kette markiert die Grenze der städtischen Blutgerichtsbarkeit.

sammenhang wohl vergeblich suchen. Ohnehin hat der Besucher seine Schlüsse selbst zu ziehen, denn außer einer Datierung und einer knappen Anmerkung, um was es sich handelt, sind die Objekte nicht näher gekennzeichnet und erklärt.

Gleichsam einfürend in die Thematik Reichsstadt empfängt im Flur des Erdgeschosses das große Ölbild von Andreas Rauch *Ravensburg und Kloster Weißenau von Norden* (1622) den Besucher. Aus der Vogelperspektive stellt das Bild unten die Reichsstadt, darüber das Kloster Weißenau samt Schussental-landschaft dar. Kleine, stadthistorisch interessante Details sind es wert, erwähnt zu werden: Im Stadtgraben (heute Hirschgraben) äsen Hirsche, die dort seit dem 15. Jahrhundert gehalten wurden; nördlich der Stadt erkennt man längliche weiße Leinwandstreifen auf der städtischen Bleiche, ein Erwerbszweig, der den wirtschaftlichen Aufschwung Ravensburgs begründet hatte. Links und

rechts der ummauerten Stadt erscheinen zahlreiche Mühlen, darunter auch Papiermühlen, die an einem die Stadt durchfließenden Bach liegen, der schließlich in die Schussen mündet. Die in einigem Abstand um die Stadt laufende rote Kette kennzeichnet die Grenze der städtischen Blutgerichtsbarkeit. Als zwei von vier Winden blasen der Nordwind Schneeflocken gegen die Stadt, der Südwind hingegen Totenköpfe, die den Föhn symbolisieren. Der Maler war offensichtlich nicht nur bemüht, die Stadt möglichst genau – bis hin zu den Winden – abzubilden, sondern auch ihren speziellen Rechtscharakter und ihre wirtschaftliche Kraft zu verdeutlichen, Themen, die das Museum übrigens aufnehmen wird. Da spezielle Erklärungen zu den genannten Details beim Bild fehlen, bleibt das Gemälde für den Besucher meist wenig aufschlußreich. Ähnliches gilt für eine Reihe anderer Stadtansichten, die mehr oder weniger zufällig über das Museum verteilt sind.

Scheiben der zünftigen Handwerke –  
eine Rarität ohne Erläuterung für den Besucher

Zentral zum Themenkreis «reichsstädtisch-bürgerliche Kultur» gehören ohne Zweifel die mehr als zwei Dutzend Zunfiftafeln, die sich in Ravensburg erhalten haben und von denen acht im Städtischen Museum im ersten Obergeschoß ausgestellt sind. Diese Tafeln dürfen in Deutschland als kulturgeschichtliche Rarität gelten. Neben Ravensburg kann nur noch Nördlingen, gleichfalls ehemals eine Reichsstadt, heute solche vorweisen. Diese prächtig bemalten «Mitgliedslisten» der Weber, Schneider, Schmiede, Schuhmacher, Zimmerleute, Metzger, Bäcker und Rebleute vom 16. bis ins 19. Jahrhundert mit den Haus- und Handwerkszeichen der jeweils neu aufgenommenen Meister hingen einst in den Häusern und Trinkstuben der Zünfte. In chronologischer Reihenfolge ist die Aufnahme der Meister, häufig mit dem Eintrittsjahr, auf den hölzernen Rundscheiben festgehalten. Das Zentrum der im Durchmesser etwa 60 Zentimeter messenden Tafeln wird neben dem Wappen der jeweiligen Zunft von einem doppelköpfigen Adler, dem Reichssymbol, und von dem Ravensburger Stadtwappen ausgefüllt. Die Zunfiftafeln zeugen nicht nur von dem bürgerlichen Selbstverständnis der Zünfte und dem Selbstbewußtsein ihrer Mitglieder, sondern sie sind auch wahre Fundgruben für die Geschichte des heimischen Handwerks, da sie eine Vielzahl kultur- und wirtschaftsgeschichtlicher Details erschließen. So geben sie Aufschluß über die vielen Gewerbe in einer verhältnismäßig kleinen Reichsstadt, über die Zuordnung einzelner Berufe zu einer bestimmten Zunft sowie über deren Werkzeuge und Produkte. Stolz wie eine Fürstenkrone von Löwen gehalten ist auf der Zunfiftafel der Bäcker die Brezel, neben dem Mühlrad das häufigste Haus- und Handwerkszeichen. Neben dem «Beck» gehörten unter anderem auch Wirte und Kornhändler offensichtlich dieser Zunft an. Hufeisen, Hammer, Zangen und Amboß weisen ein anderes Schild als Tafel der Schmiedezunft aus. Weitere Handwerkszeichen beweisen, daß auch die anderen metallverarbeitenden Berufe wie Schlosser, Plattner, Bogner, Gürtler, Glocken- und Bronzegießer, Kannen- und Zinngießer zur Zunft der Schmiede zählten. Die nicht vollständig ausgefüllte Zunfiftafel der Metzger, deren Eintragungen in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts plötzlich abbrechen, weist auf das Ende der alten Zünfte in ihrer ursprünglichen Bedeutung hin. Die in der württembergischen Gewerbeordnung von 1828 gesetzlich verankerten Zünfte des 19. Jahrhunderts besaßen eher den Charakter von Innungen.



Herbergszeichen der Steinmetzen aus dem frühen 19. Jahrhundert. – Auf der nächsten Seite: Ausschnitt aus einer Ravensburger Zunfiftafel. Unten: Ziegel mit Judenkopf vom Grünen Turm; Ton glasiert, 14./15. Jahrhundert.



Die obsolet gewordenen Tafeln der aufgehobenen reichsstädtischen Zünfte wurden nun zu musealen Gegenständen, zu «reichsstädtischen Altertümern», die sich in Ravensburg durch glückliche Umstände bis in die Gegenwart erhielten. Die kulturgeschichtliche Bedeutung und Aussagekraft der Zunfiftafeln zu erfassen, bleibt indes für



den Besucher schwierig, da dem Hinweis, daß es sich um Zunftscheiben der Ravensburger Handwerkerzünfte handelt, keinerlei Erklärungen und Informationen folgen, die das für Ravensburg so reichhaltige und wichtige Thema Handwerk und Zünfte erschließen und die «Zunftaltertümer» – neben den Zunftscheiben befinden sich in dem Raum noch eine Prozessionsstange der Schuhmacher, Tafeln der Vorgesetzten verschiedener Zünfte sowie sogenannte Stubenzeichen – in einen gesellschaftlichen, sozialen und wirtschaftlichen Bezugsrahmen setzen. Ebenso fraglich ist es, ob die an der Decke aufgehängten Stubenzeichen der Papierer, Nagelschmiede, Gerber, Maurer, Weber aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich dem Betrachter ohne nähere Erklärungen erschließen, sofern sie neben der Pracht der Zunfttafeln überhaupt wahrgenommen werden. Hervorgehoben sei das Zeichen der Papierer, ein verkleinertes Schöpfsieb, wie es die Papiermacher verwandten, um einzelne Papierbögen aus dem Hadernbrei zu schöpfen. Deutlich zu erkennen ist das kleine Warenzeichen aus Draht, das «Wasserzeichen».

Das Thema Papierherstellung wird in der gotischen Stube des gleichen Obergeschosses im Vogthaus nochmals aufgenommen. Hier wird der Besucher knapp darüber informiert, daß es die ersten deutschen Papiermühlen 1390 in Nürnberg und 1395 in Ravensburg gab. Ein kleiner Lageplan von 1622/25, auf dem sieben Ravensburger Papiermühlen zu erkennen sind, das Familienbild des Papiermachers Jörg Dietrich (1650) – das Bild eines weiteren Papierherstellers befindet sich in einem Raum des zweiten Stocks –, eine schematische Darstellung der verschiedenen Entwicklungsstufen der Ravensburger Wasserzeichen sowie alte originale Riesumschläge sollen in dieser Stube auf die Bedeutung hinweisen, die die Papierproduktion für die Reichsstadt besaß. Immerhin deckte Ravensburg im 15. und 16. Jahrhundert einen beträchtlichen Teil des mitteleuropäischen Papierbedarfs.

Eng verknüpft mit den wirtschaftlichen Aktivitäten einer prosperierenden Handelsstadt des Mittelalters und der frühen Neuzeit sind die wohltätigen bürgerlichen und kirchlichen Stiftungen. In Ravensburg zeugen bis heute noch einige Bauten von diesem Aspekt bürgerlichen Lebens, so etwa der Spitalturm und das Bruderhaus, eine Stiftung des 15. Jahrhunderts, das als eine Art Altersheim jeweils zwölf ehrbaren alleinstehenden männlichen Bürgern Nahrung und Pflege bis zum Tod garantierte. Die Truhe des Bruderhauspflegers im ersten Obergeschoß des Museums ist eines der Objekte, die dem Themenbereich «Stiftungstätigkeit und Al-

mosenwesen» entstammen. Diese Truhe, ein barocker Tresor mit Beschlägen und ausziehbaren Innenfächern aus den Jahren 1622/1627, diente zur Aufbewahrung der Stiftungsgelder, aber auch von Urkunden und Papieren der Pflugschaft.

Almosen und Krankenversorgung:  
die Stifertafel des Ravensburger Leprosenhospitals

Die ebenfalls zu dem genannten Bereich gehörende sogenannte Stifertafel (um 1600) des Leprosenhospitals zum Heiligkreuz wäre eigentlich geeignet, in besonderem Maße die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich zu ziehen. Mit diesem Stück besitzt das Ravensburger Museum ein Kunstwerk von überregionaler Bedeutung. Bei der aus drei Teilen bestehenden Tafel handelt es sich möglicherweise um Stücke eines Schrankes aus dem 1450 errichteten Hospital. Im Grunde stellt die Tafel nichts anderes dar als ein öffentliches Spendenverzeichnis. Ihre seitlichen Teile sind bedeckt mit Eintragungen über Stiftungen aus der Bürgerschaft; dort sind die Namen der stiftenden Bürger und Bürgerinnen mit der Summe verzeichnet, die nach ihrem Tod dem Hospital jährlich an einem bestimmten Tag zugewendet werden sollte. Mit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges brechen die Stiftungseinträge ab. Das Mittelstück der Tafel birgt in seiner unteren Hälfte die einzige bildliche Darstellung eines Stifters, des Bruderhauspflegers Gregorius Senner: *Der Ernest herr gregorius Senner Des Rathes alhir und pflieger des haus, hat gestiftt Disen hauskindern jährlich auf Sant Gregorytag aus zu theilen ein gulden, auf Gregory anno 1598 angefangen. Ist in Gott verschiden den ... anno 1616.* Religiöse Szenen begleiten diese bürgerliche Selbstdarstellung im eigentlichen Sinne: In der Mitte links die Auferstehung Christi und die erstaunten Wächter am Grab, rechts davon die Himmelfahrt Christi. Die in einem Halbkreis angeordneten Werke der christlichen Barmherzigkeit bilden gleichsam einen Nimbus für den über allem thronenden Gnadenstuhl, für den gekreuzigten Christus im Schoße Gottvaters.

Eher unscheinbar zwischen den neutestamentlichen Darstellungen und unterhalb der durch Spruchbänder näher bezeichneten barmherzigen Werke, auf denen die Aufgaben eines Christen den Zeitgenossen bildlich und ausdrücklich vor Augen geführt werden, befindet sich der zentrale Bezug zum Leprosenhospital zum Heiligkreuz: Ravensburger Lepröse erbitten die Gnade Christi. Die Darstellung der Aussätzigen mit den für sie typischen Krankensäcken und Krankenkappen und Holzklappern in ihren Händen, mit denen sie ihre Um-



Ein Kunstwerk von überregionaler Bedeutung: die Stiftertafel des Leprosenhospital, um 1600. Rechts und links Spendeneinträge. Um den Gnadenstuhl halbkreisförmig die Werke christlicher Barmherzigkeit. Darunter links Christi Auferstehung, rechts die Himmelfahrt. In der Mitte: Ravensburger Lepröse mit ihren Krankenmänteln erbitten die Gnade Christi.

welt vor Ansteckungsgefahr warnen mußten – wie wir heute wissen, eine überflüssige Vorsichtsmaßnahme –, ist von besonderem kulturhistorischem Interesse. Einzig das Betteln auf der Straße war den von der Umwelt Ausgegrenzten und in Isolierung Gehaltenen erlaubt.

Die Tatsache, daß Albert Walzers Konzeption die spezielle Thematik «Almosen und Wohltätigkeit» nicht vorsah, brachte es mit sich, daß diese Stiftertafel wohl in aller Regel nicht die ihr gebührende Aufmerksamkeit erhält. Ist die Tafel doch in der großen Halle des Erdgeschosses untergebracht, die der reichsstädtischen Geschichte gewidmet ist. Dort finden wir sie unglücklich eingezwängt zwischen

den Themen «Stadt» und «Stadtentwicklung», zwischen einer grauen Schautafel mit schematisierten Grundrissen der Ravensburger Türme und vergrößerten Reproduktionen von Ravensburger Münzen. Außerhalb des inhaltlichen Zusammenhangs und ohne Erklärung bleiben die Funktion und der Stellenwert dieses Kunstwerkes dem Besucher weitgehend verborgen.

#### Judenkopfziegel und Schandmantel

Auf das Motiv Ausgrenzung und Marginalität – in engem dialektischen Verhältnis zur bürgerlichen Wohltätigkeit stehend – stoßen wir im gleichen

Raum des Ravensburger Vogthauses auch beim sogenannten «Schandmantel»: Diese auch aus anderen Orten bekannten Schandmäntel dienten vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert als gebräuchliche Strafinstrumente dazu, einzelne Personen öffentlich und vor aller Augen, nämlich am Pranger – in Ravensburg auf dem Marienplatz –, für eine gewisse Zeit außerhalb der Gemeinschaft zu stellen. Im Ravensburger Schandmantel, einer Art Holzfaß, in dem der Verurteilte weder stehen noch sitzen konnte, mußte der Delinquent so in gekrümmter Haltung verharren, dem Gespött und der Mißachtung der Mitmenschen preisgegeben. Die Haken an der Außenseite dienten zum Aufhängen von – strafverschärfenden – Gewichten. Kulturhistorisch aufschlußreich sind die über das ganze Rund verteilten Darstellungen der einst mit dem Mantel geahndeten Straftaten: Der Schandmantel wartete auf den überführten *Traubendieb*, den *Obststehler*, den *Kräuter- und Rübenräuber*, den *Fischdieb*, den *Graßdieb*, den *Baum- und Holzschädiger*, aber auch den *Säufer und Rauffer*, den *Flüecher* und *Spiler*.

Ein einzigartiges Fundstück, das auf eine weitere Gruppe gesellschaftlicher Außenseiter verweist,

Diesen «Schandmantel» mußten zum Prangerstehen Verurteilte eine bestimmte Zeit tragen.



birgt eine Vitrine im zweiten Obergeschoß des Vogthauses. Unter den dort ausgestellten fünf farbig glasierten Tonziegeln des «Grünen Turms» überrascht ein Ziegel, dem ein plastisch ausgearbeiteter bärtiger Kopf mit dem charakteristischen spitzen Judenhut aufgesetzt ist. An den aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammenden «Grünen Turm», der heute noch seine ursprünglichen grün und gelb glasierten Dachziegel besitzt, grenzte im Mittelalter das bis 1429 bestehende kleine jüdische Ghetto der Reichsstadt. Vermutlich hatte der sogenannte «Judenkopfziegel» apotropäische Funktion und sollte als Abwehrzauber gegen die in der Nachbarschaft des Turms lebenden Juden wirken. Eigentlich ein Symbol für Diskriminierung und Feindschaft, bleibt der «Judenkopfziegel» inmitten von Kupfergefäßen, Eichmaßen, Gebäckmodellen und Tonfiguren jedoch allenfalls ein Kuriosum und wirkt nicht als Träger einer historischen Information.

Zeugnisse sakraler Kunst, Dokumente des Einflusses und der Bedeutung der Kirchen im Leben der Reichsstadt, setzen weitere Akzente im Städtischen Museum Ravensburg. Mit seinen – wiederum über alle Stockwerke verteilten – mittelalterlichen Skulpturen besitzt das Museum Stücke von zum Teil beachtenswerter Qualität, die, sofern sie aus reichsstädtischem Erbe stammen, den Reichtum einer bedeutenden Stadt widerspiegeln. Ein Teil der Figuren und Statuetten vom 15. bis 18. Jahrhundert geht allerdings auf eine Privatsammlung zurück und stammt zumeist aus Bayern und Österreich. So wurde die expressive Figur des hl. Hieronymus, dekorativ an einem der Holzpfeiler in der großen Halle im Erdgeschoß angebracht, um 1500 in der Wiener Werkstatt des Lorenz Luxemburger gearbeitet. Nicht mehr die starren Formen der Hochgotik bestimmen die Skulptur des großen lateinischen Kirchenvaters und Gelehrten, der mit seinen charakteristischen Attributen, dem Kardinalshut, dem Buch und dem Löwen, dargestellt ist. Spätgotisch bewegt wendet sich der asketische Heilige mit gutigem Blick dem Löwen zu, dem Hieronymus der Legende zufolge einen Dorn aus der Tatze zog, die Wunde pflegte und das Tier als Haustier und Freund gewann. Der Löwe verharrt in der Ravensburger Skulptur nicht in der Art eines starren Attributs, sondern richtet sich in aktiver Bewegung zum Heiligen auf; die Blicke treffen sich, eine Beziehung zwischen Tier und Mensch wird erkennbar.

Mängel in der Präsentation,  
Lücken in dem zeitlichen Umfang

Das Städtische Museum in Ravensburg nennt zweifelsohne eine ganze Reihe künstlerisch und kultur-

historisch interessanter Ausstellungsstücke sein eigen. Die näher vorgestellten Beispiele mögen dies verdeutlicht haben. Ihre oft zufällige und willkürliche Aufstellung, bar inhaltlicher Zusammenhänge und thematischer Bezüge, lassen aber bedauerlicherweise ihren kunst- und kulturgeschichtlichen Stellenwert wenig zur Geltung kommen. In ihrer Vereinzelung bleiben die Exponate meist dekorative Fassade, ohne ein tiefer reichendes Verständnis für geschichtliche Entwicklungen und Zusammenhänge vermitteln zu können. Auch der Überblick über die reichsstädtische Geschichte im Erdgeschoß, der die Entstehung und Entwicklung der Stadt vorstellen will, gibt nur eine vage Ahnung dessen, was den Charakter und die Privilegien einer mittelalterlichen Stadt ausmachten.

Im nächsten Stock des Ravensburger Vogthaus wird andeutungsweise auf zwei gesellschaftliche Gruppen, die Patrizier und die Handwerker, verwiesen. Der Rest bleibt trotz aller guten Intentionen Albert Walzers eine bunte Zusammenschau von Raritäten und Pretiosen. Welchen didaktischen Aussagewert besitzt eine Mischung von Ausstellungsgegenständen, wie sie den Besucher beispielsweise im Flur des ersten Geschosses erwartet: hier Kuchen- und Sulzenmodel aus dem 17./18. Jahrhundert, dort ein Marienbild, oberschwäbisch um 1506, hier eine Ravensburger Puppenküche aus dem 19. Jahrhundert mit allerlei Kochgeschirr, dort ein Bischof um 1300. Alles sicherlich hübsch und ansprechend, doch bleibt die Frage nach der Aussage unbeantwortet.

Doch fragen wir weiter: Was vermittelt eine weit verästelte Stammtafel der Welfen, aus einer Weingartener Handschrift reproduziert, von der spezifischen Bedeutung dieses im 11. Jahrhundert mächtigsten Geschlechts in Oberschwaben für die Stadt? Kann die Kopie einer Porträtbüste Kaiser Barbarossas den staufischen Anteil an der Stadtgeschichte erhellen?

Wie sehr das Walzersche Prinzip der Reduktion auch die didaktische und ästhetische Präsentation bestimmt, mag nochmals am Beispiel der «Großen Ravensburger Handelsgesellschaft» vor Augen geführt werden. Einer der zweifellos bedeutendsten Aspekte der Ravensburger Geschichte findet sich auf eine Fotomontage reduziert: In das vergrößerte reproduzierte Bild eines Kaufmannsgewölbes um 1500 – ohne Bezug zu Ravensburg – sind eine kleine Karte mit den wichtigsten Niederlassungen der Gesellschaft in Europa sowie ein kleines Foto des sich in der evangelischen Stadtkirche befindenden Grabsteins von Henggi Humpiß, einem der Gründer der Handelsgesellschaft, eingeklebt. Selbst für den mit



Vogthaus in Ravensburg: Blick in die Erdgeschoßhalle. Vorne am Holzpfeiler eine Figur des hl. Hieronymus, Wien um 1500, ganz links der «Schandmantel».

der Ravensburger Geschichte vertrauten Besucher wird dieses unkommentierte Montagepotpourri wenig aussagen über die Entstehung und Organisation der Gesellschaft und deren wirtschaftliche und soziale Bedeutung.

Im Ravensburger Humpiß-Quartier ein neues attraktives Stadtmuseum?

Albert Walzers Gedanken bedeuteten für die württembergische Museumslandschaft gewiß einen nicht zu unterschätzenden Fortschritt, indem er berechtigten, auch heute noch gültigen, ästhetisch dekorativen Prinzipien Rechnung trug, überfrachtete Museen entstaubte und sie durch die Konzentration auf ausgewählte Objekte zu überschaubaren und ansprechenden Orten gestaltete. Heutzutage jedoch erscheint diese Konzeption schon beinahe anachronistisch, ist sie selbst historisch geworden. Ein Museum, das sich fast ausschließlich auf das Mittelalter und die frühe Neuzeit beschränkt, das 19. und 20. Jahrhundert völlig ausblendet, das sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Zusammenhänge unberücksichtigt läßt, wird man weder als zeitgemäß noch als der historischen Bedeutung der Stadt angemessen bezeichnen können. Das Ravensburger Museum im Vogthaus wird den Ansprüchen und Erwartungen eines zunehmend an Museen und Ausstellungen interessierten Publikums nicht mehr gerecht.



Das Ravensburger Humpiß-Quartier: Bald Standort für das neu eingerichtete «Stadtmuseum für Kunst und Kulturgeschichte»?

Stetig sinkende Besucherzahlen, die offensichtliche Unlust zu weiteren Investitionen und der Mangel an musealen Aktivitäten von seiten der Stadtverwaltung sind Ausdruck der Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustand. Neu erworbene Objekte kommen längst nicht mehr ins alte Heimatmuseum; gesammelt werde für die Zukunft, so heißt es. Denn nicht nur die derzeitige Präsentation, sondern auch die Größe des Vogthaus schafft Probleme angesichts der sich im Besitz der Stadt befindenden Bestände, die gegenwärtig auf zehn verschiedene Örtlichkeiten verteilt sind. Ein vom Land Baden-Württemberg gefördertes Inventarisierungsprojekt erfaßte mehr als 3600 Objekte, von denen nur etwa 300 im Vogthaus ausgestellt sind.

Die Erweiterung des Städtischen Museums Ravensburg unter Einbeziehung einer Präsentation nach modernen didaktischen Gesichtspunkten ist um so wünschenswerter, als sich mit den Objekten im alten Vogthaus und den Schätzen in den Magazinen – angefangen von archäologischen Funden, über das Waffenarsenal der Bürgerwehr 1848 bis hin zu den von der Stadt im Laufe der Zeit angekauften Kunstwerken der Moderne – nicht nur eine der Zeit angemessene, sondern auch für den oberschwäbischen Raum einmalige Museumskonzeption realisieren ließe. Nachdem der ursprüngliche Plan, durch Umbauten und Einbeziehung von Nachbargebäuden die Ausstellungsflächen im Vogthaus zu erweitern und das Museum zu modernisieren, aus stadtplanerischen Gründen nicht möglich war, rückte vor einigen Jahren das sogenannte Humpiß-Quartier ins

Blickfeld: ein aus sieben Häusern bestehender historischer Gebäudekomplex in der Oberstadt, benannt nach der Patrizier- und Handelsfamilie Humpiß. Dazu gehört auch der älteste erhaltene Fachwerkbau der Stadt, das sogenannte Humpißhaus um 1450, und das Haus der Ravensburger Handelsgesellschaft. Die von der Stadtverwaltung unterstützten Pläne sehen vor, in diesen wahrhaft historischen, traditionsreichen Gebäuden ein neues «Stadtmuseum für Kunst und Kulturgeschichte» einzurichten.

Ließe sich dieses sicherlich anspruchsvolle Vorhaben realisieren, so würde die ehemalige Reichsstadt Ravensburg ein Museum mit einem individuellen Charakter erhalten, das sich deutlich von der übrigen Museumslandschaft in Baden-Württemberg abhebt. Die Begehrbarkeit einer ganzen überkommenen Hauslandschaft mit Wohn- und Gewerbebereichen, Dachgeschossen und Innenhöfen wäre zweifellos ein Bildungserlebnis besonderer Art. Man wird in den derzeitigen Plänen also nicht nur ein teures Prestigeobjekt sehen dürfen, sondern auch eine zentrale Aufgabe, der Öffentlichkeit ein Museum mit einer lebendigen, bürgernahen Präsentation von Stadt-, Heimat- und Regionalgeschichte verbunden mit entsprechenden Aktivitäten wie Wechselausstellungen, stadtgeschichtlichen Arbeitskreisen etc. anzubieten. Bleibt zu hoffen, daß in diesem Sinne auch die politisch Verantwortlichen der Stadt Ravensburg sich mit den Gedanken an ein neues Museum im Humpiß-Quartier anfreunden können.

# Erinnerungen eines Landpfarrers

## Teil 1: Student in Tübingen

Immanuel Fischer

Gustav Immanuel Fischer ist am 19. Mai 1888 als erstes Kind des Lehrers Gustav Fischer und seiner Ehefrau Emilie geb. Vögele in Münchingen geboren worden. Beide Eltern stammten aus Bauernhäusern, der Vater aus Gündelbach, die Mutter aus Ötisheim. Seine Schulzeit verbrachte er in Schorn-dorf, wo er die Lateinschule besuchte. Nach dem Landexamen im Jahre 1902 besuchte er bis 1906 die theologischen Seminare in Schöntal und Urach. Danach wurde er Stiftler und Student der evangelischen Theologie in Tübingen.

Nach dem theologischen Examen 1911 wurde Immanuel Fischer Pfarrvikar der deutsch-evangelischen Pfarrgemeinde in Banja-Luka und in Bifac in Bosnien. Dort lernte er auch seine spätere Frau Marta Schlör, Religionslehrerin aus Esslingen, kennen, die er 1918 heiratete. Ab Januar 1914 hatte er «unständige Dienststellen», zuletzt war er Stadtvikar in Reutlingen. Während des Ersten Weltkriegs war er Soldat, wurde dreimal verwundet und 1919 als Oberleutnant entlassen. Bis 1927 war er Pfarrer in Hausen an der Lauchert. Dort sind seine Tochter Inge und sein Sohn Richard geboren. Danach zweiter Stadtpfarrer in Murrhardt. 1935–39 Pfarrer der evangelischen Gesellschaft in Stuttgart und Geschäftsführer der Inneren Mission in Württemberg. Während des Zweiten Weltkrieges war er wieder Soldat, zuerst in Ludwigsburg, dann an der Ostfront und in Kroatien. 1944 wurde das Stuttgarter Heim durch einen Bombenangriff zerstört, der einzige Sohn fiel in Estland. Im August 1945 wurde er als Major aus englischer Gefangenschaft entlassen. Von 1947 bis 1957 war er Pfarrer in Möglingen. Am 29. Dezember 1962 starb Immanuel Fischer im Ruhestand in Althütte. Er hat handschriftliche Erinnerungen hinterlassen, aus denen seine Enkelin Eva Christina Zeller einige zusammenhängende Passagen herausgeholt hat. In diesem Heft und in den folgenden Ausgaben veröffentlichen wir in der Schwäbischen Heimat einige Kapitel. *Aufgeschrieben am 15. Januar 1942, als mein Kommandant in Urlaub fuhr*, steht unter der Überschrift.

### Die Kiblerei in der Burgsteige 14

Nach drei Jahren Stift 1906–09 war ich des Wohnens im Evangelisch-Theologischen Stift zu Tübingen satt. Im ersten Tübinger Jahr 1906/7 war ich als Einjährig-Freiwilliger durch das Stiftstor einmarschiert, nachdem ich der Vorschrift entsprechend beim

Stiftsaufseher Reuter, genannt «Scheißhäusler» – er saß im Erdstock des gleichnamigen Gebäudes –, meinen Namen durchs Fenster gerufen hatte und mit einem Anwesenheitsstrich in der Stiftlerliste versehen wurde. Ich konnte also nicht mehr wegen «Abnokiens» (Ausbleiben über Nacht) belangt werden. Ich hatte im Stift auf Stube Jerusalem ein Doppelkav bewohnt, im Stift gegessen und im «Ochsenstall» unter dem Dach (es gab auch einen «Saustall») mit anderen Stiftssoldaten geschlafen: fest und traumlos, meistens zu kurz. Also nach drei Jahren zog ich mit Genehmigung des Herrn Ephorus aus dem Stiftsgebäude. Die Genehmigung wurde auf Grund einer «Schäde», vielleicht von griechisch: Gesuch, Blatt, Bittschrift, erteilt. Es wurde nicht gerügt, wenn man als Grund für die Auswanderung in eine «Stadtbude» angab, so wie auch ich: *um mich dem Studium der Theologie mehr widmen zu können*. Die Schäde wurde asso (= also, Anknüpfungswort von Ephorus Buder) genehmigt.

Pfarrer Immanuel Fischer als Ruheständler in Althütte, 1961/62.



In der Burgsteige 14 unter dem Schloßtor mit seinen Hakenschützen wohnte der Schuhmachermeister Kibler mit zwei altledigen Töchtern. Er selber war schon Siebziger, die Töchter wohl auch im kanonischen Alter, also gefeit und ungefährlich. Die ältere Schwester war Kindergärtnerin und hatte ihren Kindergarten im Runden Turm des Schlosses. Man sah die Tante mit der Brille selten. Um so mehr sah und hörte man Fräulein Kibler, genauer Fräulein Marie Kibler. Sie führte das Regiment im rebenumrankten Häuschen in der Burgsteige. Man stieg von der Steige einige Treppen hinab, kam in einen engen Gang, geschmückt mit farbenprächtigen, schillernen Riesenschmetterlingen und anderem exotischen Getier zwischen altväterischen Kästen – ein Sohn war Schmetterlingsjäger in der Südsee und weit gereist. Rechts vom Eingang zwei Stübchen: Wohn- und Schlafzimmer der Familie, studentisch

ausgedrückt: des Philisteriums. Hinten hinaus in einem dunklen Winkel lag die Schuhmacherwerkstatt.

Schuhmacher Kibler: «Die Herre schafftet nix ond versaufet ihrer Väter Geld»

Ich habe den Alten mit seinem Patriarchenbart nur selten schustern hören. Und wenn er es einmal tat, dann hatte er ohne Zweifel, wie andere seines Berufs auch, den Eindrücken von innen und außen nachgehängt und nachgegeben. Kam es zum Beispiel an schönen Sommertagen nicht allzu selten vor, daß die Roigels auf der Schloßmauer saßen, Studentenlieder sangen und immer wieder einen letzten Becher leerten – der König von Thule war ihr Leiblied und seine Endstrophe *trank nie einen Tropfen mehr* war wehmutsvoll gesungenes, nie gehaltenes Gelübde –, wenn also so brausende Jugendlust sich hören ließ, dann warf unser Schuhmachermeister Kibler seinen Schusterhammer in die Ecke und den Stiefel dazu, setzte seinen breitrandigen Hut auf und eilte auch zum Schoppen mit dem Ruf: *Die Herre schafftet nix ond versaufet ihrer Väter Geld – i schaff au nix mei*. Alle beschwichtigenden und beschwörenden Rufe des Fräulein Marie halfen nichts mehr, die moralische Entrüstung konnte nur im Alkohol ersäuft werden. Nie aber habe ich unseren biederen Schuhmachermeister betrunken gesehen, damit unterschied er sich vorteilhaft von seinen Nachbarn auf der Schloßmauer, die manchmal die Burgsteige «herunterroigelten».

In unserer Burgsteige 14 wohnten mindestens ein halbes Dutzend Studenten, – Studenten gab es damals etwa 2000 in der Alma mater Tubingensis. Studentinnen konnte man an den zehn Fingern zählen, auch waren sie meistens älter und weniger begehrenswert, dagegen um so strebsamer und fleißiger. Wir hatten zu unserer Zeit 1909–11 die Kiblerei fast ganz mit Bundesbrüdern (Luginsländern) besetzt und so eine Verbindung im kleinen. Wir hausten in mehr oder weniger hellen Buden mit Blick auf die Burgsteige, Neckarland oder hinten hinaus auf die Haaggasse und Ammerland. Ich wohnte hinten hinaus im ersten Stock; man stieg eine enge Treppe hinauf, kam vor eine bescheidene Tür, daran stand: Immanuel Fischer, stud. theol. mit Verbindungszirkel, später wurde aus dem stud. ein cand. Das schönste am Zimmer war die Aussicht, allerdings



Teil des Evangelisch-Theologischen Stifts in Tübingen; linker Hand ist der Eingang zu denken, den der Student Fischer 1906 zum ersten Mal durchschritt.



Tübingen, Seelhausgasse 9, am 30. Oktober 1901, beim Weingärtner Schmid wird der Neue ausgesetzt.

ohne Sonne. Unter meinem Blick ein Blechdach mit Eingang in eine Bühne, Kinderwindeln zum Trocknen hängte täglich Frau Flaschnermeister Pflück auf. Die Staren im Starenkasten machten Musik dazu. Durch einen Spalt zwischen der Häuserreihe sah ich den Ausschnitt der Haagasse mit der Wirtschaft Ratsstube. Aber nach oben sah man blauen Himmel, die Häuser am Steinenberg bis zu seinem Gipfelwald, und wenn man sich zum Fenster hinausbeugte, eröffnete sich der Blick ins Ammertal – also Glückes genug.

Möbel von Auktionen,  
die Bude von Spirituslampe erhellt

Die Zimmereinrichtung war «genormt», den Möbelstücken insgesamt nach: Tisch, zwei Stühle, Stehpult, Kommode, Kasten, Bett. Mein Bett stand keusch verdeckt hinter einem Vorhang im Alkoven, also eine Art Kastenbett, wo man sich wegen der nahen schiefen Wand über dem Haupt ruhig verhalten mußte. Ein Nachttischchen mit dem Gefäß der Nacht war auch da; letzteres wurde wohl nur in großer Not, die bei Seekrankheit entsteht, zu Hilfe genommen. Eine solche innere Anfechtung kam auch gelegentlich bei den frommen Luginländern vor, deren Ruf vielfach besser war als ihr Leben, umgekehrt wie bei den Roigels.

An der Wand, dem verhängten Bett gegenüber, stand ein Sofa, ein altehrwürdiges, vielgeschundenes Möbel. Ein Bücherständer war auch noch vorhanden, auf dem teils Wissenschaft, teils Kaffeetasen, Spirituskocher, Häfen und Teller sich ausbreiteten. Das Waschbecken auf einem wackeligen, eisernen Dreibein hinter dem Bettvorhang sei nicht vergessen. Die Möbel zeigten die verschiedensten Stilarten und waren wohl meistens auf Auktionen oder aus Nachlässen zusammengekauft. Auf dem Tisch brannte bei Nacht eine Erdöllampe, später brachte ich es zu einer Spirituslampe mit Strümpfchen, das oft genug wegen unsanfter Behandlung in Asche zerfiel. An der Wand billige Bilder, aus der damals beliebten «Jugend» ausgeschnitten und mit Reißnägeln angeheftet, auch einige gerahmte Jugendköpfe, entweder das «Gretchen» mit blonden Zöpfen um den Kopf und Backenrot oder die «Sehnsucht», schwarzes, gescheiteltes Haar mit Ohrenschnecken, manchmal auch das «Mädchen im Unterrock am Fenster», ich glaube von Schwind, sonst poetischer «Morgensonne» genannt. Oder die «Melancholie», eine neuzeitliche Mona Lisa. Ich hatte mir in einer beschwingten Stunde den feinen «Kreuzritters Abschied» (Radierung von Vogeler – Worpsswede) beigelegt; ein Bundesbruder in Geldnöten bot die Radierung gerahmt mir an. Seither hat dieses Bild mich auf meiner Erdenwanderung be-

gleitet, in die Vikarsbuden, nach Bosnien, in meine sonstigen Studierstuben und Adjutantenzimmer, auch heute abend sehe ich es vor mir – ich kann mich daran nicht sattsehen.

Da wir Luginsländer eine «schwarze» Verbindung waren und keine Mützen und Bänder trugen, fielen diese sonst beliebten und geistlosen Wandbehänge wie auch Schläger und Säbel weg. Wir bestritten wie gesagt unseren nicht unkünstlerischen Wanderschmuck aus «Jugendprobekbänden» um 1 Mark. Nur mit dem Pfeifensystem an der Wand konnte man studentische Embleme guten Gewissens beziehen, falls man nicht abgebrüht genug war, seine Tanzkärtchen, Kotillonorden und -bänder, vielsagende Blumen aus zarter Hand zur Schau zu stellen. So etwa sahen die Luginsländer Buden in der Kiblei aus, alle in dieser Art möbliert und nach der persönlichen Eigenart gestaltet. Manche hatten auch Blumen in Töpfen, zum mindesten einen Efeustock, der die Pfeifen «begrünte», andere hatten einen lebendigen Vogel.

Fräulein Marie Kibler zügelte  
den studentischen Übermut der Luginsländer

Man kann nicht sagen, daß wir immer studiosi gewesen sind, aber Studenten waren wir. Das spürte namentlich Fräulein Kibler, und sie hielt unseren studentischen Sturm und Drang im Zügel. Wir ha-

ben es ihr nicht gerade leichtgemacht, sie uns auch nicht immer. Abgesehen von mancher Großzügigkeit im Putzen, Abstauben, Bedienen – sie bemutterte uns. Wir ließen es gerne geschehen, denn sie war eine gute Seele, gesprächig, etwas derb und neugierig, aber für unser seelisches Gleichgewicht besorgt. Auch der Hinweis auf unsere Eltern und späteren Beruf wurde gelegentlich nachdrücklich angebracht. Zwei Jahre lebte ich in der Kiblei, vier Semester. Ich machte dort meine erste Predigt, schuftete mit Freund Ernst Lang aufs erste theologische Examen, hielt meine Examenspredigt an die Bilder an der Wand. Ich erlebte in nächtlichen, miternächtlichen Gesprächen und Aussprachen Lust und Leid der ersten Liebe mit meinem Freund und seiner Hedwig – meine eigene Jugendliebe verschloß ich tief innen und auf den Blättern eines gelegentlich geführten Tagebuchs, in Kneipgedichten tarnte ich sie unter frivoler Abgebrühtheit.

Gelegentlich traf man im Zimmer Spuren seiner Vorbewohner: Namen und Verbindungszirkel im Fenster eingeritzt, oder aber anerkennende, beziehungsweise ablehnende Beurteilungen aus dem Mund von Fräulein Kibler. Wenn sie morgens den Frühstückskaffee brachte, hielt sie gern ein Plauderstündchen mit Andeutung der Tagesereignisse und sonstiger, auch weiblicher Skandale. Der Kaffee, den sie servierte, war eine gute Vorübung für gesundheitliche Ernährung: *ächt Heinrich Frank Söhne.*



Tübingen, Am Kleinen Ämmerle im Jahr 1900.

Die Wecken waren frisch und mundeten auf jeden Fall. Meistens hatte man zum gemütlichen Frühstück wenig Zeit, außer sonntags, wenn man die Kirche schwänzte oder um acht Uhr die Schloßkirche mit aner kennenswerten Kurzpredigten der theologischen Kandidaten besuchte. Dann konnte man schon um halb neun Uhr wieder daheim sein und das Frühstück in Ruhe genießen, meistens mit einem oder zwei Bundesbrüdern, wobei Verteilung der Lasten – jeder stiftete etwas – sich ergab. Unsere eigenen «Bundesbrüder- und Damenkaffees» waren echte Bohnen mit russischen Brezeln vom Bäcker Hornberger am Faulen Eck oder mit Butter gestrichenen Laugenbrezeln, die an einer Schnur aufgereiht über den Häuptern griffbereit waren. Ach, was haben wir gemütliche Kaffees gehalten nach dem Ständerling an der Stiftskirche, wo man sich einladen ließ. Es ging meistens auf Gegenseitigkeit – nach dem Grundsatz *do ut des*. Egoistischen Bundesbrüdern, die gerne Kaffee tranken ohne andere zu tränken, half man nach, indem man sich ohne Einladung einlud, das heißt man erschien und brachte Brezeln oder Zigarren mit, und der Bundesbruder mußte dann wohl oder übel den Kaffee machen. Diese Kunst lernte allmählich auch der geistige Bundesbruder, heute Intelligenzbestie genannt. Es kam freilich vor, daß solche Geistesgrößen die Kaffeebohnen nicht in der Kaffeemühle mahlen, sondern ganz mit kaltem Wasser ansetzten und auf dem Spirituskocher zu Kaffee sieden wollten. Oder daß sie die Kaffeebohnen in der Kaffeemühle unten in die Schublade taten und erstaunt waren, wenn sie ohne Ende drehten und nichts Gemahltes herausfiel. Aber nur einmal kam solches vor, der Spott und die Aufzieherei waren wirksame Be lehrungsmittel.

«Die holde Weiblichkeit –  
war ein seltenes Schmuck- und Schaustück»

Wir hatten auch Damenkaffees auf unserer Kiblerei; auch für Fräulein Kibler immer interessant. Da kamen Bundesschwestern, unmittelbar vom Land, schüchtern und züchtig, allmählich auftauend, da kamen Basen, die es waren und die man so vorstellte, Tanten, Mütter und Tanzmütter, Backfische, Ehefähige und solche von der Torschlußpanik Angekränkelte, die man an irgendeinen harmlosen Fuxen als Tischnachbarn zur Unterhaltung abschob. Solche Kaffees dauerten oft lange, endeten oft mit einem Mondscheinspaziergang oder Alleinbummel, mit einer Stocherfahrt im Verbindungskahn auf dem Neckar: Man konnte so schwer ein Ende finden – alle Lust will Ewigkeit.



Der Theologiestudent Immanuel Fischer, der als «Einjährig-Freiwilliger» seinen Militärdienst ableistet.

Im Grund war es harmlose Jugendschwärmerei, nur gelegentlich sollte diese Jugendschwärmerei ernsthafter werden und aus der Kahnfahrt auf dem Neckar eine gemeinsame Lebensfahrt mit Ehehafen werden. So habe auch ich geschwärmt und meine Jugend- und Studentenliebe gehabt, zu meiner Schande sei es gestanden: Es war nicht bloß die eine. Aber die meinem Herzen am nächsten stand und noch heute in der Erinnerung dieser Tage weiterlebt, hat ein schweres Leben durchkämpfen und durchleiden müssen, und wir haben uns nie gesagt, wie wir zueinander stehen. Vielleicht mag damit erklärt sein, daß diese Jugendliebe wirklich die «einzig» im tiefsten Grund geblieben ist, weil sie unerfüllt blieb. Alle Erfüllung auf Erden ist Überschreiten des Gipfels und ein Hinab in die Niederungen. Unser Fräulein Kibler hatte bald heraus, welches weibliche Wesen einem ihrer Studenten nahestand. War es eine Tübingerin, so hielt sie gewiß nicht mit ihrem Urteil zurück und wußte Gutes und Böses zu sagen. So hat sie uns kindliche Seelen zu betreuen gesucht, meistens ohne Erfolg auf diesem Gebiet, denn wir ahnten so etwas vom ewigen Altledigenneid, auf dessen untersten Stufen unser Fräulein Marie stand. Die holde Weiblichkeit in unserem Studentenleben war ein seltenes Schmuck- und Schau-

stück. Für gewöhnlich lebten wir als Zölibatäer, nur im Anblick von Fräulein Kibler, die wohl eine gewandte Zunge hatte und ein gutes Urteil, aber sonst wenig weibliche Reize, mehr Mütterlichkeit und Tantenhaftigkeit uns gegenüber. Gelegentlich konnte sie auch zur keifenden Xanthippe werden, so wenn Freund Lang, genannt Gabriel, mit seiner Feldweibelstimme sich vernehmen ließ, die Stiefel zum Putzen die Treppe hinunterwarf oder in seiner Liebe zur Pferdewelt – er war ein ausgezeichnete Reiter, zeitweise mehr im Reitstall als im Kolleg – immer mehr «verpferdete» und mächtig zu wiehern anfang wie ein Streitroß. Oder wenn wir Bundesbrüder auf dem Juhe der Burgsteige 14 bis tief in die Nacht sangen und zechten und die Sterne vom Himmel herunterholten. Dann konnte Fräulein Kibler am Tag drauf uns eine scharfe Levitika halten und zwar abgestuft nach unserem Platz in ihrem Herzen, das heißt: *Von mir hätte sie das nicht gedacht und erwartet, vom Herrn K., dem frommen David, am allerwenigsten, vom weniger gut angeschriebenen Herrn L., trotz des Dekanvaters, aber als Rädelsführer leider vorausgesehen, und der Herr M. und H. – die hätten eben auch mit den Wölfen heulen müssen.* Aber im Grund hatte sie alle ins Herz sich geschrieben, schon weil wir Luginsländer waren, keine Schulden machten, ein alkoholisches Zuviel still ins Bett trugen und zuletzt den Ernst des Studiums – wir waren fast alle Theologen – nicht ganz vergaßen und in den Wind schlugen.

#### Wanderungen und Vorbereitungen aufs Examen

So habe ich auch in der Burgsteige 14 auf die erste theologische Prüfung mich vorbereitet, zusammen mit Freund Lang. Zu zweit blieb man eher beim Geschäft. Dazwischen haben wir unsere «Spüze» wie in der Burschenzeit gemacht: auf die Albberge, Lichtenstein, Salmendinger Kapelle, Roßberg, nach Niedernau, wo der Himmel blau und die Maibowle lockte; wir haben geritten, geschwärmt und geschantzt, den «Alten gefangen» oder wenigstens zu fangen versucht. Fräulein Kibler begleitete uns mit Wünschen, Hoffnungen und Mutterliebe. Wir waren bei ihr daheim, sonst wären wir nicht vier Semester bis zum Ende geblieben, denn als Student nimmt man einen Umzug nicht schwer. Sie saß auch in unseren Schloßpredigten, hat sich erbaut, vielleicht auch im Stillen gelächelt, wenn auf der Kanzel, im schwarzen Kirchenrock so bescheiden und schüchtern, der sonst so laute, selbstsichere Hausbewohner seine geistliche Rede losließ, immer in Sorge steckenzubleiben und nach dem Predigtmanuskript «stechen» zu müssen. Später habe ich

Fräulein Kibler noch manchmal aufgesucht: andere Gesichter, sogar weibliche, gingen als studiosi aller Fakultäten im Haus Kibler ein und aus; wir waren ihr so ein wenig «die gute alte Zeit».

Am 6. 1. 1942 lese ich in der «Württembergische Zeitung»: *Tübingen: im Alter von 74 Jahren ist Fräulein Marie Kibler, Burgsteige, die ihr Leben lang Generationen von Studierenden aller Fächer betreute und bemutterte, nun ihrem vor 5 Jahren gestorbenen, fast 100 Jahre alt gewordenen Vater, dem ältesten Schuhmachermeister Deutschlands, der ein Alter von 98 Jahren erreichte, im Tod nachgefolgt. Unzählige alte Tübinger Studenten im Lande und in deutschen Gauen werden diese Kunde in stiller Wehmut vernehmen.*

Blick auf den Tübinger Marktplatz mit dem Neptunsbrunnen im Vordergrund.



# Buchbesprechungen

GEROLD RICHTER, WOLFGANG LINKE, LOTHAR KÜR TEN (Hg): **Deutschland, Raum im Wandel – Eine Bilanz im Luftbild**. Hrsg. im Auftrag der Landesbildstellen der Bundesrepublik Deutschland, Zehnersche Buchdruckerei Speyer 1988. 184 Seiten im Folioformat mit rund 150 farbigen Abbildungen. Leinen DM 78,-

Bilder und im besonderen Maße Luftbilder sind ohne Zweifel geeignet, die z. T. rasch fortschreitenden Veränderungen in unserer Natur- und Kulturlandschaft zu veranschaulichen. Der Vergleich von älterem Bildmaterial mit neueren Aufnahmen – ein hier nur selten beschrittener Weg – kann diesen Wandel verdeutlichen. Ebenso der Blick auf gewachsene Strukturen, wie etwa das Ensemble von Altstadt, Neustadt, Vorortsiedlungen sowie vorgelagerten Industriegebieten.

Die Thematik dieses Bildbandes mit seinen aus der ganzen Bundesrepublik stammenden Aufnahmen ist sehr weit gespannt. Neben Bildern von verschiedenen Siedlungstypen, Industrieanlagen, Fluß- und Agrarlandschaften fanden beispielsweise auch Flugplätze und Messegebiete, durch Tagbergbau und nachfolgende Rekultivierungsmaßnahmen veränderte Landschaften, aber auch Naturphänomene wie die Insel Helgoland, das Wattenmeer und der Laacher Vulkan Aufnahme. Kurze Texte, leider nicht immer mit einer das Verständnis erleichternden Orientierungsskizze, begleiten die Bilder, wobei den rund 40 Autoren die Thematik «Raum im Wandel» vorgegeben war. Gemeinsamkeiten oder Gegensätze herauszuarbeiten, allgemeine Entwicklungstendenzen oder Probleme aufzuzeigen, die einzelnen Bilder in einen größeren Zusammenhang zu stellen, dies bleibt ganz dem Leser überlassen. So ist das vorliegende Werk eine Bestandsaufnahme, eine qualitätvolle Bilanz im Bild – nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Andrea Hein

HANS MATTERN und HARALD BUCHMANN: **Die Hülben der nordöstlichen Schwäbischen Alb. Bestandsaufnahme, Erhaltungsmaßnahmen**. Sonderdruck aus «Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg». Karlsruhe 1983/1987. 198 Seiten mit 92 Abbildungen. Broschiert DM 6,- (zu beziehen bei der Landesanstalt für Umweltschutz in Karlsruhe, Bannwaldallee 32 und bei der Hauptgeschäftsstelle des Schwäbischen Albvereins, Stuttgart 1, Hospitalstr. 21 B).

*Hülben (Hülen) sind kleine, meist mit einem «Lettenschlag» gedichtete Weiher oder Tümpel auf der verkarsteten, von Natur aus in weiten Teilen sehr wasserarmen Schwäbischen Alb. Viele Jahrhunderte waren sie für die Äbler als Viehtränken und zur*

*Gewinnung von Brauchwasser für verschiedene Zwecke lebensnotwendig. Der Bau der Albwasserversorgung und Wandlungen in der Landwirtschaft machten die meisten überflüssig. Dem modernen Verkehr in den Dörfern und der maschinellen Feldbewirtschaftung liegen sie im Wege. So hat sich das «Hülbensterben» bis in die Gegenwart herein fortgesetzt.*

Schon allein diese Zusammenfassung, wörtlich aus der zu besprechenden Arbeit entnommen, zeigt in wenigen Sätzen, welche existenzielle Bedeutung die Hülben für die Bevölkerung der Schwäbischen Alb hatten. Mit einer ausreichenden und gesicherten Wasserversorgung verlor aber die künstliche Wasserspeicherung auf der Alb in den Augen der Ortsansässigen ihren Sinn. Die beiden Autoren stützten sich hauptsächlich auf die um 1832 aufgenommenen Urflurkarten (1:2500), als sie in ihrem Werk eine Bilanz zogen und die Zahl der einstens vorhandenen mit den heute noch sichtbaren, teilweise wieder hergestellten Hülben verglichen. Diese Bilanz, die sich auf Altbuch und Härtsfeld bezieht, fällt bedrückend genug aus: Im Altbuch sind von 267 noch 121 Hülben vorhanden, also 45 Prozent, im Härtsfeld von 375 noch 127, also 33 Prozent. Den Verfassern gebührt das Verdienst, das «Hülbensterben» so rechtzeitig erkannt und aufgegriffen zu haben, daß viele Hülben gerettet, instandgesetzt und zum Teil sogar unter Schutz gestellt werden konnten.

Die beiden Autoren, die sich einer jahrelangen, mühsamen Arbeit unterzogen, beließen es aber nicht bei einer Beschreibung von Bestand und Lage, Größe, Zustand, Vegetation und Fauna. Dr. Mattern, Leiter der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Stuttgart, für den Text der allgemeinen Abschnitte verantwortlich, ging auch auf die naturräumlichen Verhältnisse, auf die Geschichte der Hülben und deren landschaftliche und biologische Bedeutung ein und widmete sich ausführlich den Schutz- und Erhaltungsmaßnahmen. Dabei schlugen immer wieder sein weit angelegtes Wissen, die großen Erfahrungen und die Liebe zur Sache durch. Studiert man dann noch die angegebenen 159 Literaturstellen, so wird klar, daß hier ein fundamentaler, lückenloser Beitrag geschaffen wurde, dessen Aussagen sich auch auf alle wichtigen Forschungsergebnisse und einschlägige Schriften stützen.

Nur dort, wo Bestandsaufnahmen vorliegen, läßt sich später ermes sen, welche Verluste an Kulturdenkmalen unsere schnellebige Zeit zu beklagen hat. Dies am Beispiel des «Hülbensterbens» auf der Ostalb in Wort und Bild eindringlich gezeigt zu haben, ist den beiden Verfassern voll gelungen. Ihrem Werk, leicht verständlich und übersichtlich geschrieben, wird eine weite Verbreitung gewünscht. Dazu trägt hoffentlich der geradezu lächerliche Preis von sechs DM bei. Aber was noch wichtiger wäre: Möge durch diese Arbeit der kulturhistorische Wert der Hülben in den Augen verantwortlicher Stellen und Bürger steigen und zur Erhaltung des jetzigen Bestandes beitragen.

Fritz Bürkle

HANS POHL, STEPHANIE HABETH und BEATE BRÜNINGHAUS: **Die Daimler-Benz AG in den Jahren 1933 bis 1945. Eine Dokumentation.** (Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beiheft 47.) Franz Steiner Verlag Wiesbaden 1986. 394 Seiten mit zahlreichen Faksimile. Leinen DM 78,-

1986 feierte die Daimler-Benz AG ihren hundertsten Geburtstag. Es war ein aufwendiges und von langer Hand vorbereitetes PR-Ereignis. Zu den Präsenten, die der Konzern neben TV-Show, Ausstellungen und anderen Medien-Großereignissen seinen tatsächlichen und potentiellen Kunden offerierte, gehört das anzuzeigende Buch. Diese Auftragsstudie wurde mit viel Vorschußlorbeeren bedacht, galt sie doch als offizielle Aufarbeitung der Unternehmensgeschichte während des Faschismus und schien damit ein einzigartiges Beispiel zu sein, wie sich ein Konzern seiner braunen Vergangenheit stellt.

Die Untersuchung ist als Beiheft der Zeitschrift für Unternehmensgeschichte erschienen. Für manche Detailfrage erschließt sie viel bisher unbekanntes Material; den Autoren wurden die bisher verschlossenen Unternehmensakten problemlos geöffnet. Vornehmlich jedoch dient diese Untersuchung – wie das Autoren-Trio im Vorwort erklärt – dazu, daß *das bisweilen in der Öffentlichkeit und in Publikationen aller Art skizzierte einseitige negative Bild der unternehmerischen Wirtschaft differenzierter und damit objektiver gezeichnet werden kann.* Nun ist gegen eine wissenschaftliche Differenzierung gewiß nichts einzuwenden. Problematisch wird sie nur, wenn ihr Ergebnis – so wie hier – von vornherein feststeht: eine Korrektur der bisherigen kritischen Darstellung der Unternehmensgeschichte, sprich das Primat der Politik vor den wirtschaftlichen Interessen. Positiver als bisher kann die Geschichte des Konzerns während der Zeit der Naziherrschaft aber nur dargestellt werden, wenn bestimmte Probleme ausgeklammert und bestimmte Perspektiven verschoben werden. So wird die Geschichte des Untertürkheimer Motorenkonzerns, den die nationalsozialistische Aufrüstungspolitik und die damit verbundene Forcierung der Motorisierung vor dem Bankrott rettete und dem diese allein im letzten Kriegsjahr einen Gewinn von über 250 Millionen RM bescherte, auffallend zusammenhangslos und lediglich unter unternehmensgeschichtlichen Aspekten behandelt. Das drängende Problem der Verstrickung des Konzerns in die Verbrechen des NS-Regimes, besonders die Ausbeutung der Zwangsarbeiter, wird jedoch beiseite geschoben.

Im Jubiläumsjahr, wo Millionen in die Selbstdarstellung des Konzerns flossen, wird die wissenschaftliche Behandlung der Frage nach der Verantwortung der Konzernleitung für den Einsatz und die Behandlung der Zwangsarbeiter aus der offiziellen Unternehmensgeschichte ausgeklammert. Statt dessen werden umfangreich und detailliert die Entwicklung der Unternehmensführung, die kriegsbedingte Einschränkung der Produktpalette, die Investitionen in Forschung und Lehre, der rapide gesteigerte Absatz und die frappante Vermehrung des Kapitals – um das Vierfache – sowie des Umsatzes – um das Zehnfache – behandelt. Erst dann wird auf ganzen 22 Seiten das

Zwangsarbeiter-Problem abgehandelt. Dabei beschäftigte Daimler-Benz 1944, nach der Umstellung auf die totale Kriegswirtschaft, 50000 Zwangsarbeiter. Das war mehr als die Hälfte der Gesamtbelegschaft. Eine ausführliche Untersuchung über diese Arbeiter – so erfährt der Leser in einer Fußnote – bleibt einem besonderen Forschungsvorhaben vorbehalten. So wird das Problem der Entschädigung weiter hinausgeschoben, bis es, so ist zu befürchten, für die Betroffenen zu spät ist.

Angesichts der erklärten Absicht, *das einseitig negative Bild zu korrigieren*, nimmt es dann nicht wunder, wenn die mit einem umfangreichen, aber unkommentierten Dokumentenanhang versehene Studie abschließend zu dem banalen Ergebnis kommt, daß sich die Daimler-Benz AG ebenso verhalten habe wie andere Wirtschaftsunternehmen auch. *Die Automobilindustrie, auch die Daimler-Benz AG, nahm wie andere Branchen die Möglichkeiten, die ihr durch die wirtschaftspolitischen Maßnahmen des Diktators und seines Apparates geboten wurden, wahr und baute dementsprechend Produktionsstätten und -programme aus. Den wenigsten Verantwortlichen wird Hitlers Zielutopie bewußt gewesen sein.* Sehr wohl bewußt aber war ihnen, wie die Dokumente belegen, daß nur im Rahmen der rigiden nationalsozialistischen Sozialpolitik solche Gewinne zu erwirtschaften waren.

Benigna Schönhagen

PAUL FEUCHTE: **Quellen zur Entstehung der Verfassung von Baden-Württemberg.** W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1986, 1988 und 1989. 1. Teil: Gründung des Landes und Überleitungsgesetz. 787 Seiten. Leinen DM 108,-; 2. Teil: Juni bis Oktober 1952. 756 Seiten. Leinen DM 110,-; 3. Teil: Oktober bis November 1952. 681 Seiten. Leinen DM 110,-

Die von Professor Dr. Paul Feuchte 1983 vorgelegte *Verfassungsgeschichte von Baden-Württemberg* ist für alle, die sich mit der Verfassungsfrage beschäftigen – Politiker, Studenten, Historiker, Juristen – zu einem Standardwerk geworden. Diese wird nun ergänzt durch eine Gesetzesdokumentation, in der das Verfahren der Gesetzgebung belegt wird.

In den Bänden finden sich in chronologischer Folge alle – bisher ungedruckten – Protokolle des Verfassungsausschusses, die bereits gedruckten Protokolle des Plenums der Landesversammlung, soweit sie das Thema Verfassung betreffen, die Tischvorlagen und die Gesetzestexte. Damit werden die Vorgänge erstmals *in ihrer ganzen Komplexität* nachvollziehbar. Anmerkungen des Herausgebers dienen vor allem dem Verständnis von *Ausführungen, welche die Kenntnisse bestimmter Vorgänge voraussetzen*, oder enthalten Angaben zu den Redenden oder sonstwie genannten Personen. Der 1. Teil umfaßt die Zeit vom *Zweiten Gesetz über die Neugliederung in den Ländern Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern* am 4. Mai 1951 bis zur 9. Sitzung der Verfassungsgebenden Versammlung am 29. Mai 1952 und gibt somit die grundsätzlichen Aussagen zur Verfassung wieder. In den Teilen 2

und 3, die den Zeitraum von Juni bis November 1952 umfassen, wird der Beginn der eigentlichen Verfassungsberatungen protokolliert, die dann ein Jahr später, im November 1953, zum Abschluß kamen. Der Abonnent kann so also noch einige umfangreiche und schwergewichtige Bände erwarten.

Wilfried Setzler

**MANFRED POH: Territorialgeschichte des Alb-Donau-Kreises und der Stadt Ulm.** Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft der Heimatmuseen im Alb-Donau-Kreis, Ulm 1988. 79 Seiten, 21 Karten, davon 20 farbig. DM 25,- plus DM 3,- für Porto und Verpackung. (Bestellungen unter Einsendung eines Verrechnungsschecks bei der Museumsgesellschaft Ehingen, Dr. Peter Hagenmeyer, Am Hohen Baum 12, 7930 Ehingen).

Der Versuch, die Entwicklung eines modernen Landkreises über sechs Jahrhunderte hinweg an Hand von Karten darzustellen, ist hier wohl erstmals unternommen worden. Das Vorhaben darf als rundum geglückt bezeichnet werden. Die Schwierigkeit, die Besitz- und Lebensverhältnisse im Mittelalter darzustellen, als es noch keine Territorien im modernen Verständnis gab, wird erläutert. So gelingt es, in zehn Karten den Wandel der Verhältnisse vom Spätmittelalter bis zur Übernahme des Gebiets durch das Königreich Württemberg zu Anfang des 19. Jahrhunderts zu verdeutlichen. Die folgenden drei Karten zeigen die württembergischen Verwaltungseinheiten bis zum Inkrafttreten der Gebietsreform am 1. Januar 1973. Den konfessionellen Verhältnissen, die sich aus der Geschichte erklären lassen, sind drei Karten gewidmet. Eine Grundkarte, eine Darstellung des Gebiets der Reichsstadt Ulm, der Zugehörigkeit der Gebiete zum Schwäbischen Kreis und zu weiteren Kreisen nach der Reichsreform Kaiser Maximilians I. von 1495 sowie je eine Karte der Bevölkerungsdichte und der Schlösser, Ruinen, Klöster und wichtigen Pfarrhäuser stellen weitere Beziehungen zur geschichtlichen Entwicklung her und runden somit das vorbildliche Buch ab.

Hans Binder

**JOHANN NEPOMUK V. VANOTTI: Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg. Ein Beitrag zur Geschichte Schwabens, Graubündens, der Schweiz und Vorarlbergs.** Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1845. Mit einem Vorwort und einer Bibliographie von Karl Heinz Burmeister. Verlagsbuchhandlung Lingenhölle Bregenz 1988. 687 Seiten und einige Stammtafeln. Ganzleinen DM 74,-

Die Pfalzgrafen von Tübingen gehörten in der Stauferzeit zu den Hochadelsfamilien des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, zählten zu den mächtigsten Dynastien jener Zeit. Mit dem Untergang der Staufer gerieten sie gegen Ende des 13. Jahrhunderts in immer gravieren-

der werdende wirtschaftliche Bedrängnis, verarmten und verloren ihre politische Stellung. Als Herren von Lichten-  
eck blieb ihnen bis zu ihrem Aussterben im Mannesstamm im 17. Jahrhundert nur eine recht kleine ritterschaftliche Herrschaft im Breisgau.

Einzig eine um 1200 entstandene jüngere Linie, die das von den Grafen von Bregenz angefallene Erbgut übernahm, konnte für Jahrhunderte wenigstens einen Teil der einstigen Bedeutung wahren, allerdings begrenzt auf den Bodenseeraum. Etwa um 1200 wählte der jüngere Sohn des Grafen Hugo von Tübingen und der Gräfin Elisabeth von Bregenz Feldkirch/Vorarlberg zu seinem neuen Herrschaftszentrum und nahm den Namen Montfort an. Er wurde somit zum Stammvater der Montforter, die sich allerdings in zahlreiche weitere Linien, insbesondere in die beiden größten Zweige Montfort (-Feldkirch, -Bregenz, -Tettngang) und Werdenberg (-Sarganz, -Albeck, -Heiligenberg), aufteilten. Erst mit dem Tod des Grafen Anton IV. im Jahr 1787, der sich am Tettnanger Schloß armgebaut hat, stirbt diese Familie aus.

Eine Darstellung der Geschichte dieses Familienzweiges der Pfalzgrafen von Tübingen ist seit langem überfällig und wird es wohl auch noch lange bleiben. Die einstige Zusammengehörigkeit der Montforter-Werdenberger Lande, der Besitztümer, Herrschaftsrechte und Grafschaften kommt zwar auch heute noch im Wappen einzelner Landesteile zum Ausdruck – so führt der österreichische Bundesstaat Vorarlberg, führen der Fürst von Liechtenstein, das Schloß Argen am Bodensee, die Städte Tettngang und Feldkirch das dreilätzige Fahnenwappen der Grafen von Tübingen-Montfort als ihr eigenes Wappen – doch sind sie inzwischen auf Deutschland, Österreich, die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein aufgeteilt, und *niemand fühlt sich mehr für die Gesamtgeschichte dieses Hauses verantwortlich*. Zwar gibt es eine Fülle von Aufsätzen mit Spezialthemen zu den Montfortern, insbesondere ist auf den 1982 vom Archiv des Bodenseekreises herausgegebenen Aufsatzband namhafter Autoren hinzuweisen, doch befaßt sich auch dieser fast ausschließlich mit der Kultur in den einstigen Montforter Territorien: Bildnisse der Montforter, Siegel, Münzen, Kunstwerke. Auf eine neuere Gesamtdarstellung, eine Zusammenfassung aller Forschungsergebnisse, wird man noch lange warten müssen. So lange zumindest bleibt die 1845 erschienene Arbeit Vanottis, die eben vor allem eine Dynastengeschichte darstellt, unentbehrlich.

So ist der Nachdruck des selbst auf Auktionen seit langem nicht mehr aufgetauchten Werkes uneingeschränkt zu begrüßen; zumal Karl Heinz Burmeister, Vorstand des Vorarlberger Landesarchivs, das Buch mit einer weiterführenden, immerhin 20seitigen Bibliographie angereichert hat.

Wilfried Setzler

**WOLFGANG PETZ: Reichsstädte zur Blütezeit. Alltag und Kultur im Allgäu und in Oberschwaben 1350–1550.** Verlag für Heimatpflege Kempten 1989. 200 Seiten mit ca. 146 Abbildungen, davon 16 in Farbe. Leinen DM 58,-

Der «inneren» Geschichte von neun Reichsstädten zwischen Schussen und Lech ist dieser sorgfältig bebilderte Band gewidmet. Neben der heute so beliebten Alltagsgeschichte – Arbeiten, Wohnen, Ernährung, Krankheiten, Alter, Sitten – werden politisches Regiment, Sozialstruktur, Stadtbild und bürgerliche Kultur in den durch vielerlei Beziehungen miteinander verbundenen neun Kommunen ausführlich dargestellt. Der Band vermittelt zwar keine wesentlich neuen Erkenntnisse, faßt aber das weit verstreute Material geschickt und im großen und ganzen auch zuverlässig zusammen und erschließt so insbesondere dem historisch interessierten Laien auf sympathische Weise die bunte und faszinierende Welt des spätmittelalterlichen Bürgertums.

Peter Eitel

**PAUL SAUER: Das Werden einer Großstadt: Stuttgart zwischen Reichsgründung und Erstem Weltkrieg 1871–1914.** Silberburg-Verlag Stuttgart 1988. 424 Seiten mit 120 Abbildungen auf Tafeln. Halbleinen DM 89,-

Hätte die Stuttgarter Lokalgeschichtsschreibung in den vergangenen beiden Jahrzehnten einen Boom erlebt wie die Wirtschaftskraft der Stadt, hätte die Zahl der Veröffentlichungen auch nur annähernd vergleichbare Steigerungsraten erfahren wie die Lebenshaltungskosten und die Mieten in der – seien wir nicht unbescheiden – Metropole des Schwabenlandes, Stuttgarts Vergangenheit zählte zu den besterforschten Themen der Landesgeschichte. Eigentümlicherweise führt die Geschichte in Stuttgart jedoch – anders als die Kunst etwa – ein wahres Schattendasein. Hat die Landeshauptstadt doch bis heute kein Stadtmuseum, zählten Ausstellungen in der Vergangenheit zu den kulturpolitischen Rarissima.

Stuttgarts neuer Stadtarchivar Paul Sauer hat sich nach der Berufung in sein Amt mit Elan und offensichtlich mit Freude darangemacht, diesem für die Hauptstadt eines wahrlich nicht armen Bundeslandes beschämenden Zustand ein Ende zu bereiten. Unter anderem legte der unermüdlich Tätige – die Anzahl seiner in rascher Folge erscheinenden Veröffentlichungen darf als Phänomen gelten – dieses Werk zur Geschichte Stuttgarts im Kaiserreich vor.

Es wird schwerfallen, in dem gefällig aufgemachten Band auch nur einen Aspekt des politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens im wilhelminischen Stuttgart zu finden, der dem Autor nicht wenigstens ein paar Zeilen wert gewesen wäre; und so findet der Leser eine geradezu atemberaubende Vielzahl von Ereignissen, Themen und Problemkreisen angesprochen. Im Layout des Bandes, im zwispaltigen Satz und den mehr als tausend (!) gliedernden Zwischenüberschriften spiegelt sich das hinter Werk und Text stehende, erkenntnisleitende Interesse wider: Aufarbeiten, was jahrelang versäumt wurde, Fakten festhalten, der Ortsgeschichte, aber auch dem interessierten Laien einen ersten Zugang zu einer Epoche zu ermöglichen, in der die heutige Landeshauptstadt sich von einer noch schläfrigen, mittleren Residenz

zur modernen Großstadt entwickelte. Im Mittelpunkt des – übrigens reich bebilderten – Bandes steht nicht die tief-schürfende Analyse mentalitätsgeschichtlichen Wandels, keine salbadernde Erörterung eines vermeintlichen Zeitgeistes und gewiß nicht jene schöngestige Unterhaltung, die in der landesgeschichtlichen Literatur bisweilen die Fakten verdrängt. Gedrängt und knapp, sich auf Wesentliches beschränkend, wird dieses Werk wohl für lange Zeit das Fundament für weitergehende Forschungen bilden; ganz so, wie es sich der Autor im Vorwort wünscht. Kurz, Paul Sauer hat eine Bresche geschlagen, hat erstes Licht ins Dunkel gebracht. Nun würde man sich noch ein ähnlich faktenreiches Werk über die ersten 70 Jahre des 19. Jahrhunderts wünschen.

Raimund Waibel

**GERHARD TADDEY, WALTER RÖßLER und WERNER SCHENK: Öhringen, Stadt und Stift.** (Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 31.) Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1988. XVI, 716 Seiten mit 370 Abbildungen, darunter 121 in Farbe. Leinen DM 48,-

Die anlässlich der Gründung des Chorherrenstifts erfolgte erstmalige urkundliche Erwähnung Öhringens im Jahr 1037 lieferte den äußeren Anlaß, die Geschichte der einst bedeutendsten Stadt der Hohenlohe eingehend zu würdigen. Das Ergebnis liegt nun in Form eines wahrhaft schwergewichtigen Sammelbandes vor.

Die über 40 Autoren der 50 Einzelbeiträge, zuzüglich 17 Lebensbeschreibungen *Bedeutende Öhringer*, sind sichtlich darum bemüht, neben Stadt und Stift auch die Geschichte des Umlandes mit in ihre Untersuchungen einzubeziehen. Dem Redaktionsausschuß ist es gelungen, die vorgelegten Forschungsergebnisse, in denen neben der Geographie und Archäologie nicht nur die politische Geschichtsschreibung zu Wort kommt, sondern auch wirtschafts-, sozial- und religionsgeschichtliche Untersuchungen Platz finden, zu einem umfassenden, von der Steinzeit bis in die jüngste Gegenwart reichenden Gesamtbild des Öhringer Gemeinwesens zu vereinen. So reiht sich das Werk ein in die bald unübersehbare Menge der in den letzten beiden Dezennien erschienenen wissenschaftlich exakten Ortsgeschichten. So weit, so gut.

Bei allem Verdienst von Autoren und Redaktion um die Geschichte der Stadt seien doch einige kritische Anmerkungen im formalen Bereich erlaubt. Es ist sicher kein einfaches Unterfangen, so viele Beiträge untereinander abzustimmen und zu einem Ganzen zu ordnen. Man wird sich daher den Aufbau nicht anders als chronologisch – wie geschehen – vorstellen können. An vielen Stellen wird aber die, unseres Erachtens notwendige, chronologische Darstellung durch Einschübe, die nicht einzusetzen sind, geradezu gewaltsam gesprengt. Auf die Darstellung des Mittelalters folgt zwar die frühe Neuzeit mit Bauernkrieg und Reformation, wer nun aber folgerichtig die Barockzeit und schließlich eine Darstellung der Mediatisierung erwartet, wird überrascht feststellen, daß die nächsten Kapitel *Buchdruck und Zeitungen in Öhringen* (um 1500

bis 1977) und dem *Öhringer Schloß* (1611–1975) gewidmet sind. Von der jüngsten Vergangenheit springt der Text daraufhin zurück zum Dreißigjährigen Krieg, dem ein Beitrag zur Geschichte des Hauses Hohenlohe vom 16. bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts folgt. Ohnehin ist bedauerlich, daß die die Entwicklung der Stadt wesentlich prägende Dynastie erst mit dem 16. Jahrhundert ins Blickfeld des Autors gerät, obgleich doch Gerhard Taddey im selben Werk ihr erstes Auftreten in Öhringen um 1250 erwähnt. Eine übersichtliche Genealogie wäre sicherlich auf das Interesse der Leser gestoßen.

Das Aufsprengen der chronologischen Darstellung durch sich über mehrere Jahrhunderte erstreckende Spezialthemen scheint durchaus gewollt, hat Methode, wengleich dem Rezensenten der Sinn dieses Vorgehens verschlossen blieb: Völlig unvermittelt folgen der vorzüglichen Darstellung des 19. Jahrhunderts acht verschiedenen religiösen Gemeinschaften in Öhringen gewidmete Kapitel, die vom 16. Jahrhundert bis um 1985 reichen. Die Fortsetzung dieser «Echternacher Springprozession» in Form von fünf Beiträgen zu den Schulen in Öhringen vermag dann den nun ohnehin verwirrten Leser ebensowenig mehr zu überraschen wie die sich direkt daran anschließenden Seiten zur Energieversorgung (1896–1987). Die beiden folgenden, den Jahren 1914–1945 und der Gegenwartsgeschichte seit 1945 gewidmeten Artikel sind dann erneut durch einen Einschub zur städtebaulichen Entwicklung Öhringens (1833–1985) unterbrochen.

Sehr bedauerlich ist der völlige Verzicht auf Fußnoten. Daß die Anmerkungen im Stadtarchiv Öhringen eingesehen werden können, ist alles andere als ein gangbarer Kompromiß zwischen wissenschaftlicher Sorgfalt und der offenbar von höherer Stelle verfügbaren Kostenreduzierung. Es ist dem wissenschaftlich interessierten Leser wohl kaum zuzumuten, sich zur Überprüfung der Forschungsergebnisse nach Öhringen zu begeben. Kurze Quellenhinweise am Ende der Kapitel wie *Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bestand E 146* darf man nachgerade als Hohn empfinden. Besteht dieser Bestand doch aus weit mehr als 200 laufenden Metern Akten! Bei der Fülle des Materials wird man auch ein Register – im Zeitalter der elektronischen Textverarbeitung beileibe kein Wunderwerk mehr – schmerzlichst vermissen. Ein wissenschaftlicher Apparat anstelle der hundert Seiten, die den um Öhringen liegenden Orten gewidmet sind, hätte den wissenschaftlichen Charakter des Sammelbandes unterstrichen. Ohnehin wird die Geschichte der Dörfer um Öhringen mehr gestreift als ausführlich dargestellt. Etwas weniger wäre mehr gewesen!

Raimund Waibel

**KURT SEIDEL: Die Remsbahn. Schienenwege in Ostwürttemberg.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1987. 168 Seiten mit 100 Abbildungen. Gebunden DM 59,-

Der Autor, der schon vielfach als Eisenbahnhistoriker hervorgetreten ist und unter anderem zusammen mit Albert Mühl das Standardwerk über die württembergische

Staatseisenbahn herausgebracht hat, legt ein neues Werk zur regionalen Verkehrsgeschichte vor: Es handelt von der Remsbahn, die 1861 eine alte Durchgangslandschaft erschloß. In dem Buch wird Eisenbahngeschichte – im Unterschied zu anderen Publikationen, die nur für eine gewisse Art von Eisenbahnfans gedacht sind – im Rahmen der Landesgeschichte dargestellt und macht somit mit dem Anspruch ernst, tatsächlich Geschichtsschreibung zu sein. Demgemäß beginnt der Verfasser mit der Verkehrslage vor dem Bau der Eisenbahn, d. h. mit dem Post- und Chausseewesen, und den politischen Voraussetzungen, also der napoleonischen «Flurbereinigung» im deutschen Südwesten; Mömpelgard, Horburg und Reichenweiher darf man wohl mit ihren deutschen Namen nennen, ohne gleich Nationalist zu sein, S. 16.

Geschildert wird sodann die erste Diskussion über die Eisenbahn in Württemberg, die schon 1834/35 begann, besonders in Ulm, wo bereits 1835 eine Eisenbahn-Gesellschaft gegründet wurde zugunsten der Strecke über die Geislinger Steige, während andere Interessenvertreter eine Linie durchs Remstal favorisierten. 1843 setzte sich im Königreich Württemberg das Staatsbahnprinzip durch, eine Eisenbahnkommission wurde gebildet und die Bahn über die Geislinger Steige gebaut. Doch 1858 schließlich wurde die Remsbahn per Gesetz beschlossen und gegen Ulmer Einwände und nach Erörterung verschiedenster Projekte die heutige Linienführung verwirklicht.

Was im Nachhinein kaum noch vorstellbar erscheint, nämlich politische Auseinandersetzungen, Konkurrenzdenken bei Eisenbahnstrecken zwischen Nachbarstaaten – hier zwischen Bayern und Württemberg, Stichwort «Brenztalklausel» –, wird in einem eigenen Kapitel dargestellt. Das Opfer der Klausel wurde die Verbindung Heidenheims mit Ulm, die erst 1876 hergestellt werden durfte.

Aus der weiteren vielgestaltigen Geschichte der Remsbahn seien beispielhaft genannt: erste Truppentransporte schon 1866; Mörikes Beziehung zur Eisenbahn (in Lorch); der Bau von Nebenbahnen (und viele, viele Projekte für solche); Betrieb, Fahrplan, die Lokomotiven der Remsbahn – also auch den Fans wird etwas geboten.

Der Niedergang der Eisenbahn nach 1919, die Konkurrenz des Kraftfahrzeugs, das seine Wegekosten und viele andere Kosten im Gegensatz zur Bahn nicht tragen muß, die planmäßige Untergrabung der Eisenbahn durch das Autobahnprogramm der Nazis, deren Mißbrauch der Bahn für die Verschleppung der Juden in die Vernichtungslager der Verfasser ebensowenig verschweigt wie die großwahnwitzigen Breitspureisenbahn-Pläne, die noch 1943 ausgearbeitet wurden, die Zerstörung im Kriege, schließlich der Wiederaufbau und die Modernisierung der Remsbahn führen bis in die Gegenwart. Der Verfasser findet – berechnete – kritische Worte über die Fehlentwicklung der heutigen Verkehrspolitik, insbesondere den forcierten Straßenbau und die Vernachlässigung der Nebenstrecken: *Um die Gelder, die in diesen Tagen für einen namhaften Automobilproduzenten im badischen Raume vom Herrn Ministerpräsidenten in großzügiger Manier ausge-*

worfen wurden, hätten sich mehrere Nebenbahnen der Umgebung schön sanieren lassen. Hier zeigte sich das Land sehr großzügig, verkannte aber seltsamerweise, daß diese Subventionen nur dazu dienen, die Automobilproduktion in unverantwortlicher Weise in die Höhe zu treiben (S. 152).

Die Bebilderung, die sorgfältig ausgewählt und vorzüglich wiedergegeben ist, entspricht dem im Vorwort gesetzten regionalen Schwerpunkt Schwäbisch Gmünd – Aalen vielleicht ein bißchen zu sehr. Lobend ist weiterhin, weil sonst bei Eisenbahnbüchern gar nicht selbstverständlich, ein genaues Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Namensregister zu erwähnen.

Uwe Jens Wandel

**FRIEDER STÖCKLE und ROLAND BAUER: Vom Schmied – solange die Esse noch glüht.** Alte Handwerker – die letzten ihrer Zunft. Frankh'sche Verlagshandlung Stuttgart 1989. 56 Seiten mit 22 Duotonabbildungen. Pappband DM 29,80

**FRIEDER STÖCKLE und ROLAND BAUER: Vom Wagner – aus dem Holz die Felge formen.** Alte Handwerker – die letzten ihrer Zunft. Frankh'sche Verlagshandlung Stuttgart 1989. 56 Seiten mit 30 Duotonabbildungen. Pappband DM 29,80

Manche ältere Handwerker beharren auf überkommenen Lebens- und Arbeitsformen, ignorieren die unbestreitbaren Erfolge rascher technologischer Entwicklungen und bilden eine Bastion der Zufriedenheit in einer Zeit, die mit Identitätsproblemen, Konsumzwang und Freizeitstreß belastet ist. Von den Medien und der Öffentlichkeit bisher kaum wahrgenommen, scheint der Niedergang alter Handwerke, das allmähliche, jedoch unaufhaltsame Verschwinden der letzten lebenden Repräsentanten ihrer Zunft, nahezu vollzogen. Heute können nur noch gelegentlich Schuster, Schmied oder Wagner im ländlichen Raum bei der Arbeit beobachtet werden. Mehr und mehr finden sich Werkstätten nur noch «inszeniert» in Heimat- und Freilichtmuseen, als unentbehrlicher Versuch, zumindest die Dingwelt des alten Handwerks festzuhalten. Frieder Stöckle und Roland Bauer bieten unter dem Titel *Alte Handwerker – die letzten ihrer Zunft* zwei Dokumentationen über das Handwerk des Schmieds und des Wagners. Frieder Stöckle beschreibt einfühlsam und detailliert die beiden Berufe, den gekonnten Umgang mit Werkzeug und Material, das «Wesen» der Arbeit, die keine Fragen nach Sinn und Selbstverwirklichung hervorruft, sondern vielmehr als sinnstiftend bis ins hohe Alter empfunden wird. Lebensgeschichtliche Interviews unterstreichen die atmosphärischen Eindrücke aus einem Arbeitsalltag, der das Leben früherer Generationen entscheidend bestimmt hat.

Roland Bauer gelingt es, mit der Kamera die eigentümliche Bedeutsamkeit der beiden Werkstätten festzuhalten, Arbeitsprozesse zu illustrieren und fertige Produkte vorzuführen. Hervorragende Momentaufnahmen schildern auf unspektakuläre und vielleicht gerade daher eindring-

liche Weise alltägliches Tun als Lebensgrundlage der dörflichen Gemeinschaft.

Die beiden Autoren schildern eine Arbeitsmentalität, die auf charakteristische Weise noch im Einklang mit der Natur sind. Kurz, zwei faszinierende Dokumentationen, die scheinbar neutral beobachtend dem Leser selbst eine entsprechende Wertung überlassen.

Susanne Goebel

**SIEGFRIED BASSLER (Hg): Mit uns für die Freiheit. 100 Jahre SPD in Stuttgart.** K. Thienemanns Verlag Stuttgart 1987. 240 Seiten mit etwa 80 Abbildungen. Gebunden DM 38,-

Sieht man von einer vermuteten, aber bisher nicht nachzuweisenden Sektion des *Bundes der Gerechten* in den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts einmal ab, so datiert die erste Stuttgarter Arbeiterorganisation aus den Revolutionsjahren 1848/49. Der 1848 gegründete *Arbeiterbildungsverein* wurde dann aber bereits vier Jahre darauf ebenso zur Auflösung gezwungen wie mehr als 25 Jahre später die vielen Selbsthilfeorganisationen der Arbeiter infolge des Sozialistengesetzes von 1878. Obgleich die Bismarckschen Unterdrückungsmaßnahmen 1887/88 noch Gesetzeskraft besaßen, konnten in diesen Jahren doch die ersten dauerhaften Arbeitervereine in Stuttgart – auf der Prag, in Heslach und in Feuerbach – gegründet werden, die mit Fug und Recht als Keimzellen der späteren SPD in Stuttgart betrachtet werden können.

Manchmal vermeinen wir, in den Beiträgen der engagiert und politisch Stellung beziehenden Autoren Wehmut herauslesen zu können über Siege und Niederlagen «der Alten», deren Wirken die Partei noch heute verpflichtet ist. So einfach ist das in Wirklichkeit zwar nicht; für Clara Zetkin etwa, aber auch für viele andere Mitglieder der USPD, die 1914 – nach dem Sündenfall der Zustimmung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zu den Kriegskrediten – von Stuttgart aus ihren Ursprung genommen haben soll, wäre heute in der Partei wohl schwerlich Platz. Doch ohne Zweifel können die Sozialdemokraten stolz sein auf das nach vielen Jahrzehnten der Unterdrückung, Verfolgung und der gesellschaftlichen Ächtung Erreichte. *Allein gegen rechts* allerdings, wie es Walter Nachtmann im Titel seines Beitrages über die Jahre 1926–1945 formuliert, stand die Partei weder in den 20er noch in den 30er Jahren. Schon aus Gründen der historischen Objektivität hätte auch der Widerstand der Stuttgarter KPD gegen die Nazi-Diktatur – von nicht wenigen Kommunisten mit dem Leben bezahlt – Erwähnung verdient. Gleiches gilt für den Widerstand christlicher Kreise. Der zeitgeschichtlich interessierte Leser wird die Fußnoten und eine Literaturliste im Anhang dankbar zur Kenntnis nehmen. In dem Beitrag über die schließlich auch heute noch kontrovers diskutierten Nachkriegsjahre vermißt man aber diese Sorgfalt. Um ein bekanntes Wort Heinrich Treitschkes abzuwandeln: Bernd Burkhardt meint gerade in diesem Kapitel, das politisch und historisch den meisten Sprengstoff enthält, in *voller wissen-*

*schaftlicher Unverantwortlichkeit* auf jede Anmerkung verzichten zu können. Das gleiche gilt leider für einige der dem Band angefügten Kurzbiographien (Rote Köpfe). Wenigstens die Zitate hätte man doch gerne belegt, vielleicht auch die Fundstellen für die reiche Bebilderung detailliert aufgeführt.

Nun wird man an eine von einer Partei herausgegebene Geschichte der eigenen Organisation nicht unbedingt den strengen Maßstab wissenschaftlicher Publikationen anlegen wollen. Daher ist trotz der genannten kleinen Mängel der Stuttgarter SPD zu danken, daß sie ihre bisher wenig erforschte Vergangenheit der interessierten Öffentlichkeit in diesem ansprechenden und informativen Buch zugänglich gemacht hat.

Raimund Waibel

**KARL HERMANN: Johann Albrecht Bengel. Der Klosterpräzeptor von Denkendorf. Sein Werden und Wirken nach handschriftlichen Quellen.** Reprint der Auflage von 1937. Calwer Verlag Stuttgart 1987. 488 Seiten mit einigen Abbildungen. Kartoniert DM 48,-

**WERNER HEHL: Johann Albrecht Bengel. Leben und Werk.** Quell Verlag Stuttgart 1987. 216 Seiten. Halbleinen DM 28,-

Der 1687 in Winnenden geborene Johann Albrecht Bengel gehört, obwohl ein «Stiller im Lande», zu den großen Theologen Württembergs. Nach seinem Studium am Evangelischen Stift in Tübingen und der dortigen Repeatingenzeit wurde er 1713 Präzeptor an der Klosterschule in Denkendorf, wo er 28 Jahre lang Schüler auf ihr Studium am Evangelischen Stift vorbereitete. Daneben fand er Zeit zu wissenschaftlicher Tätigkeit, bearbeitete Ciceros *Briefe an die Freunde* für eine Schulausgabe und legte eine Urtextausgabe des Neuen Testaments vor. Seine theologisch-literarische Tätigkeit erfuhr seit 1741, nachdem ihm die Prälatur von Herbrechtingen die dafür nötige Zeit verschafft hatte, eine reiche Entfaltung. Bedeutendste Frucht dieser Zeit wurde sein 1742 erschienener *Gnomon Novi Testamenti*, ein «Wegweiser», eine Auslegung des Neuen Testaments. Von 1748 an im Engeren Ausschuß des Landtags, ein Jahr später Prälät von Alpirsbach und als Konsistorialrat Mitglied der württembergischen Kirchenleitung verbrachte er seine letzten Jahre in hohen politischen und kirchlichen Ämtern. 1752 ereilte den 65jährigen der Tod in Stuttgart.

Bengel bestimmte als Lehrer, Prediger und Gelehrter zu seiner Zeit – wie zuvor etwa der Reformator J. Brenz oder J. V. Andreae – die Geschichte der württembergischen Landeskirche so sehr, daß der Kirchenhistoriker Hermelink vom 18. Jahrhundert als dem *Zeitalter Bengels* sprach. Bengels bleibendes Verdienst ist es, daß der Pietismus in der württembergischen Kirche heimisch wurde und sich nicht von ihr absonderte.

Das zum 250. Geburtstag Bengels 1937 erstmals erschienene Buch von Karl Hermann behandelt – man lasse sich

vom Buchtitel nicht irreführen – dem Umfang nach gleichberechtigt die Jugendzeit Bengels – die Ahnen, das Elternhaus, die Schulzeit in Marbach, Schorndorf und Stuttgart, das Studium, die Repeatingenzeit, die Reise nach Halle – und seine Tätigkeit als Klosterpräzeptor. Ausführlich kommen viele Zeitzeugnisse, Tagebucheinträge, Briefe, Druckschriften zu Wort. Um bei der Fülle des Stoffes eine größere Übersichtlichkeit zu erreichen beziehungsweise dem Leser ein «rascheres Vorankommen» zu ermöglichen, wechselt das Schriftbild bei weniger wichtigen Details vom Normaldruck in einen Kleindruck. Da Hermann auf eine Reihe von Quellen erstmals zurückgreifen konnte, wurde sein Buch, auch wenn der geplante weitere Band über die letzten Jahre Bengels nicht mehr erscheinen konnte, zu einem auch heute noch wichtigen Standardwerk, dessen Neuauflage begrüßt werden kann.

Das von Werner Hehl nun zum 300. Geburtstag Bengels vorgelegte Buch gibt knapp, aber sehr lebendig einen fundierten Überblick zum Leben Bengels, zu seinem Werk und zu seiner Wirkung bis heute. Auch Hehl läßt Bengel als Bibelübersetzer, Beter, Prediger, Seelsorger und Dichter in Auszügen aus Reden und Schriften selbst zu Wort kommen, doch in einem den Lesefluß nicht hindernden Anhang: Information und Lesevergnügen ergänzen sich bei diesem Buch.

Wilfried Setzler

**MANFRED HERRMANN SCHMID (Hg): Friedrich Silcher 1789–1860. Die Verbürgerlichung der Musik im 19. Jahrhundert.** Katalog der Ausstellung zum 200. Geburtstag des ersten Tübinger Universitätsmusikdirektors. Universitätsstadt Tübingen 1989. 164 Seiten mit etwa 80 Abbildungen. Pappband DM 19,80 (zu beziehen über das städtische Kulturamt, 7400 Tübingen, Postfach).

Eine Reihe von Aktivitäten begleiteten 1989 den 200. Geburtstag Friedrich Silchers. Die Bundespost feierte ihn mit einer Sonderbriefmarke, landauf, landab veranstalteten Gesangvereine Silcherfeste, Silchermonographien erschienen. Am intensivsten mit Silcher, seinem Leben, seiner Umgebung, seinem Werk, seinen Vorbildern und seiner Wirkung hat sich eine außerordentlich gute Ausstellung befaßt, die das Musikwissenschaftliche Institut der Universität Tübingen vorbereitete und durchführte. Der zu dieser Ausstellung erschienene Katalog dokumentiert deren Ergebnisse.

Deutlich wird, daß der in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsene Silcher zwar zu den *berühmten Männern der Musik* zählt, doch nicht, indem er Musikgeschichte machte wie etwa Beethoven vor oder Wagner nach ihm, sondern indem er als Musikpädagoge und als «Volkserzieher» half, *die Idee der Freiheit in nationaler Einheit* im Deutschland des 19. Jahrhunderts musikalisch zu proklamieren, indem er zum «Vater» der Sangesbewegung wurde, indem seine Lieder zum Allgemeingut der bürgerlichen Bevölkerung wurden. In Silchers Chorliedkompositionen und den Texten, die ihnen zugrundelagen, durchdringen sich Volkstümliches und Politisches, hatten

so auch politische Ziele. Politische Bünde und Sangesbünde, Liederkränze und Liedertafeln waren zusammengeknüpft. Der «Volkston» Silcherscher Kompositionen erreichte, und das war wohl entscheidend, alle Schichten der Bevölkerung, drang von der Stadt aufs Land und verhalf so nationaler Begeisterung zum allgemeinen Durchbruch.

Doch ist dies nur ein – wenngleich wichtiger – Aspekt des Katalogs, der genauso auf Silchers Bearbeitungen und Arrangements, den Musikinstrumentenbau in Württemberg zur Zeit Silchers oder auf das bürgerliche Konzertleben eingeht. Alles in allem: Der reichbebilderte Katalog gleicht eher einem Lesebuch, das – zumal außerordentlich preiswert – keinem Silcherfreund fehlen sollte.

Sibylle Wrobbel

## In einem Satz . . .

GUIDO FANO und RAINER KILIAN: **Ötlingen wie es früher war.** (Schriftenreihe des Stadtarchivs Kirchheim u. T., Band 10). Geiger-Verlag Horb a. N. 1989. 107 Seiten mit 130 Abbildungen. Efaln DM 19,50

Nach einer Einleitung mit einem Überblick zur Geschichte des 788 erstmals erwähnten Ortes zeigen 130 Ansichtskarten und Fotos aus der Zeit von 1895 bis 1943 Gebäude, Straßenzüge, Vereinsfeste und -aktivitäten, Personen sowie besondere dörfliche Ereignisse.

OTTO BORST (Hg): **Wege in die Welt. Die Industrie im deutschen Südwesten seit Ausgang des 18. Jahrhunderts.** Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1989. 279 Seiten mit einigen Abbildungen. Pappband DM 29,80

In zehn Beiträgen verfolgen ebensoviele namhafte Autoren – Peter Borscheid, Otto Borst, Wolfram Fischer, Hermann Grees, Volker Hentschel, Armin Hermann, Bernhard Kirchgässner, Hans L. Merkle, Hugo Ott und Harald Winkel – den erstaunlichen Aufstieg Baden-Württembergs zu einer der führenden Industrieregionen Westeuropas, die bis in unser Jahrhundert hinein seiner historischen Struktur und der fehlenden Rohstoffe wegen eher zu den unterentwickelten Randgebieten zählte.

HEINRICH IHME: **Südwestdeutsche Persönlichkeiten. Ein Wegweiser zu Bibliographien und biographischen Sammelwerken.** W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1988. (Veröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg). Zwei Bände. 1014 Seiten. Kartonierte DM 98,-

Diese Bibliographie zeigt auf, in welchen Bibliographien etwas zu finden ist über all jene, die im Gebiet des heutigen Baden-Württemberg geboren oder wirksam geworden sind und deren Leben oder Taten sich in gedruckter Form niedergeschlagen hat; es ist ein neues, die alten südwestdeutschen Grenzen übergreifendes Find- und Hilfsmittel für die Wissenschaft und für alle an Biographie Interessierten entstanden.

DR. FROSCH: **Traumbilder. Ausgewählte Glossen und Gedichte.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1988. 151 Seiten. Pappband DM 16,80

Aus der Froschperspektive glossiert, beleuchtet und kommentiert Prof. Dr. Herbert Winkler alias Frosch das tägliche Leben in hochdeutschen Reimen: witzig, hintergründig, humorvoll, pointiert.

HARTMUT BUCHNER (Hg): **Japan und Heidegger. Gedenkschrift der Stadt Meßkirch zum hundertsten Geburtstag Martin Heideggers.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1989. 282 Seiten und 35 Abbildungen. Leinen DM 45,-

Auf der Grundlage der Städtepartnerschaft zwischen Meßkirch, dem Geburtsort Heideggers, und Unoke in Japan, dem Geburtsort von Kitaro Nishida, Begründer einer japanischen Philosophie, dokumentiert diese Gedenkschrift erstmals an exemplarischen Zeugnissen die seit Anfang der zwanziger Jahre bestehende, erstaunlich intensive und extensive Heidegger-Rezeption in Japan.

JOSEF SEUBERT: **Von Auschwitz nach Calw. Jüdische Frauen im Dienst der totalen Kriegsführung.** Edition Klaus Isele Eggingen 1989. 80 Seiten mit einigen Abbildungen. Broschiert DM 8,-

In dieser Schrift wird der Leidensweg von 199 jüdischen Frauen nachgezeichnet, die Mitte Januar 1945 von Auschwitz in das KZ-Außenkommando Calw transportiert wurden, um dort bis zum Näherrücken der französischen Truppen Anfang April 1945 in der Rüstungsindustrie unter erbärmlichen Bedingungen und unerträglichem Zwang zu arbeiten.

**Den schönsten Sternen Gottes gleich. Philipp Matthäus Hahn. Sein Leben, Wirken und Denken,** dargestellt von Klaus Rieth mit einem Beitrag von Werner-Ulrich Deetjen. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1989. 144 Seiten mit 10 Abbildungen. Pappband DM 19,80

Die mechanischen «Spielwerke», die Hahn als Erholung von seinem Amt als Pfarrer und Seelsorger diente, begründeten seinen Ruhm als technisches Genie: ganz bewußt möchte deshalb dieser Band Hahn als Prediger und eigenständigen Theologen zu Wort kommen lassen und wieder entdecken.

ERWIN HAAS: **Uff da Zah' gfielhd. Schwäbische Mundartgedichte und Geschichten.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1988. 134 Seiten mit einigen Zeichnungen. Pappband DM 12,80

Hintergründig und nachdenklich, heiter und kritisch sind die Gedichte, die in einer bunten Mischung hier vorgestellt werden, etwa der Gedanke *A pessemischdischer Obdemischd oder a obdemischdischer Pessemischd – s geit negs, was mr ed schao hender os broachd hädde, von deam, was vor os leit.*

ANNI WILLMANN: **Der Glanz von Jahr und Tagen. Ernstes und Heiteres aus Stuttgart von gestern und heute.** J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1989. 206 Seiten mit einigen Abbildungen. Pappband DM 29,80

Geschichten aus dem Kunst- und Kulturleben Stuttgarts erzählt die Autorin nach, die ihr in ihrer Tätigkeit als Redakteurin der «Stuttgarter Illustrierte» aus der Bevölkerung zugegangen sind: von den ersten Häusern am Feuersee um 1850, über ein Eifersuchtsdrama in der Theaterwelt 1910, von Wilhelm Raabes Aufenthalt in Stuttgart 1862 bis 1870 und vieles andere mehr, meist aus dem 19. Jahrhundert.

CARLHEINZ GRÄTER: **Bad Mergentheim.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1989. 104 Seiten mit 113 Abbildungen auf 66 Farbtafeln. Bildlegenden dreisprachig. Pappband DM 39,-

Bei aller Zuneigung und Vertrautheit die notwendige Distanz wachend, folgt der Autor der vom Deutschen Orden geprägten Geschichte seiner Heimatstadt, deren heutiges Gebiet mit den eingemeindeten dreizehn Ortschaften sich weitgehend mit dem ehemaligen Ordensterritorium an der mittleren Tauber deckt.

HERMANN JOSEF DAHMEN: **Friedrich Silcher. Komponist und Demokrat. Eine Biographie.** K. Thienemanns Verlag Stuttgart 1989. 264 Seiten mit etwa 40 Abbildungen. Pappband DM 36,-

Einer der besten Kenner Silchers, der ehemalige Leiter des Chores des Süddeutschen Rundfunks in Stuttgart, legt eine spannend zu lesende Biographie des großen deutschen Komponisten, Musikerziehers und Demokraten vor und zeichnet – wie er es selbst nennt – ein Leben *in einer Zeit des Umbruchs.*

## Weitere Titel

MATTHIAS FREYTAG: **Theodor Fischers Stuttgarter Kunstgebäude am Schloßplatz. Entstehung und architektonische Form.** Silberburg Verlag Stuttgart 1989. 216 Seiten mit 82 Abbildungen. Broschiert DM 32,-

**Net bloß Kraut ond Knöpfele. Gerichte, Gedichte und Geschichten vom Fuße der Wurmlinger Kapelle.** Evangelische Kirchengemeinde Rottenburg-Wurmlingen 1989. 224 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Broschiert DM 22,-

AUGUST LÄMMLE: **Das ist mein Land.** J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1989. 107 Seiten. Kartoniert DM 14,80

HERMANN LENZ: **Im Hohenloher Land.** (Aus der Reihe «Ganz persönlich». Beschreibungen in Zusammenarbeit mit dem ZDF.) Eulen Verlag Freiburg 1989. 48 Seiten mit 38 Farbfotos von Karlheinz Jardner und einer Karte. Pappband DM 24,80

ALFONS RUDOLPH und ANSELM ADELMANN VON ADELMANNSFELDEN: **Schwäbische Barockkrippen.** 2., durchgesehene Auflage 1989. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1989. 140 Seiten mit 84 Farbtafeln. Pappband DM 39,80

KURT GEBHARDT: **In städtischen Diensten und andere Schmunzelgeschichten.** Silberburg Verlag Stuttgart 1989. 160 Seiten mit einigen Zeichnungen von Ernst Hürliemann. Pappband DM 24,80

FRANZ GEORG BRUSTGI: **Klang der Stunde. Gedichte.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1989. 95 Seiten mit 24 Zeichnungen von Paul Jauch. Kartoniert DM 17,80

HANS-HELMUT KLEPSEK und SIEGFRIED LELKE: **Geschützte Pflanzen im Alb-Donau-Kreis.** Biberacher Verlagsdruckerei Biberach 1989. 272 Seiten mit 88 Farbfotos und 93 Federzeichnungen. Broschiert DM 19,80

HERMANN HAUBER: **Karl Stirner. Der schwäbische Malerpoet.** 2., verbesserte Auflage 1988. Schwabenverlag Ostfildern. 119 Seiten mit 65 Abbildungen, davon 53 in Farbe. Leinen DM 49,-

WILLI HABERMANN: **Alles Seifenblasen. Der Prediger Salomo schwäbisch.** Mit einem Vorwort von Herbert Leroy. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1989. 64 Seiten. Kartoniert DM 12,80

**Leben am See. Heimatjahrbuch des Bodenseekreises.** Band VII 1989/90. Herausgegeben vom Bodenseekreis und der Stadt Friedrichshafen im Verlag Senn 1989. 408 Seiten. Pappband DM 29,50

## Fahrten

### Aktion Irrenberg 1990

**Samstag, 1. September 1990**

**Abfahrt: 6.30 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof**

Zusteigemöglichkeiten nach Vereinbarung an der Fahrstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg. Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her. Treffpunkt ist um 8 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg befindet sich im Besitz des Schwäbischen Heimatbundes. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für übliche landwirtschaftliche Maschinen unzugänglichen Partien, z. B. Gebüschränder und Steilhänge, werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird anschließend auf Plastikbahnen zum unteren Hangweg geschlittelt und von dort abgefahren. Der Schwäbische Heimatbund bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein sehr vergnügliches und geselliges Unternehmen ist. **Die Geschäftsstelle Stuttgart erbittet frühzeitige und zahlreiche (!) Anmeldungen. Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung wird gesorgt.**

Dazu eine Anmerkung: Trotz schönsten Sommerwetters war die Teilnahme von Heimatbund-Mitgliedern bei der letztjährigen Aktion Irrenberg mehr als dürrtig. Nur eine gute Handvoll Mitglieder hatte sich mit dem Heimatbund-Kleinbus auf den Weg gemacht, um beim Zusammenrechnen des Heus im Naturschutzgebiet Irrenberg zu helfen. Der Mangel an freiwilligen Helfern aus dem Kreis der Mitglieder ist besonders bedauerlich, weil ja das Naturschutzgebiet Irrenberg zu großen Teilen im Besitz des Schwäbischen Heimatbundes ist. Die Pflege unserer vereinseigenen Grundstücke sollte nicht nur den staatlichen Stellen und anderen Naturschutzverbänden überlassen werden. Wir dürfen in diesen Pflegemaßnahmen nicht nur eine lästige Verpflichtung sehen, sondern eine Aufgabe, die wir gerne anpacken. Wer schon einmal mitgemacht hat, der weiß, daß zur Aktion Irrenberg auch eine Menge Spaß und nicht zuletzt auch ein gutes Vesper gehörten.

Klaus Vogel, Geschäftsführer

## Sonderfahrt nach Speyer:

«Die Salier»

**Montag, 19. November, bis Dienstag, 20. November 1990**

**Führung: Dr. Uwe Kraus**

**Abfahrt: 8 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof**

Teilnehmergebühr: DM 110,-

Zusteigemöglichkeit in Heilbronn

Stuttgart – Heilbronn – Mannheim – Lorsch (karolingische Torhalle) – Worms (u. a. Dom) – Speyer (Besuch der Ausstellung «Die Salier», Dom, Kaisergräber) – Rückfahrt nach Stuttgart. Übernachtung in Speyer.

Fast exakt hundert Jahre, von der Wahl Konrads II. zum deutschen König 1024 bis zum Tod Heinrichs V. 1125, bestimmte das ursprünglich aus dem Wormsgau stammende Geschlecht der Salier als Nachfolger der sächsischen Ottonen die Geschicke des Heiligen Römischen Reiches. Unter Kaiser Heinrich III., einem der bedeutendsten Regenten der deutschen Geschichte überhaupt, erreichte das Kaisertum einen seiner Höhepunkte, auf dem der Kaiser nach seinem Willen Päpste ab- und einsetzen konnte.

Sein Sohn Heinrich IV. hatte im Investiturstreit gegen Papst Gregor VII. einen der härtesten Kämpfe des Mittelalters zwischen weltlicher und geistlicher Macht zu bestehen, und sein Gang nach Canossa 1077 hat bis heute seinen festen Platz in unserem Sprachschatz. In die Zeit der Salier fiel aber auch die erste Hochblüte der romanischen Baukunst. Die berühmten Kaiserdome Mainz, Worms und Speyer haben ihren Ursprung in dieser Zeit, und gerade der Dom zu Speyer erlangte als Kaisergrablage seit dem 11. Jahrhundert besondere Bedeutung. Nicht zuletzt aber lag in dem salischen Hausgut um Waiblingen, das durch die Heirat von Agnes, der Tochter Heinrichs V., mit Friedrich von Staufeu an die Staufer gelangte, der Kern des staufischen Herzogtums Schwaben. Die Belehnung Friedrichs mit Schwaben wiederum stand am Anfang des staufischen Aufstiegs zu König- und Kaisertum und zu der wohl glanzvollsten Epoche des Mittelalters.

Die Stadt Speyer hat, anlässlich ihrer 2000-Jahr-Feier 1990, dem gerade mit dieser Stadt und Region so eng verbundenen Kaisergeschlecht der Salier eine umfangreiche Ausstellung gewidmet.

Hinweis: Interessenten für Ausstellungs-Sonderfahrten mögen sich bitte bei der Geschäftsstelle melden (Postkarte).

# Veranstaltungen der Orts- und Bezirksgruppen

## Ortsgruppe Backnang

7. Juli

### **Tagesfahrt zur 2000 Jahre alten Stadt Speyer**

Baudenkmale und Kaiserdom, Stadtgeschichtliche Ausstellung, Maler Anselm Feuerbach-Haus  
Zusammen mit der Ortsgruppe Winnenden

30. September bis 1. Oktober

### **Studienfahrt nach Straßburg und in das obere Elsaß**

Mittelalterliche Bauten und Stadtansichten  
Fahrt über Saverne (Zabern), Marmoutier (Mauersmünster), Avolsheim, Molsheim, Altdorf nach Straßburg, Plenarsitzung im Europäischen Parlament, Stadtführung, Museen, Münsterführung.

Im September:

### **Lichtbilder von Straßburg und dem Elsaß,**

gezeigt von Dipl.-Ing. Rudolf Kühn, Backnang.  
Gemütlicher Abend mit Brezeln und Wein.  
Genauer Termin wird noch bekanntgegeben.

Vertrauensmann: Architekt Helmut Erkert, Backnang,  
Schubartstr. 13, Tel. (07191) 1558

## Bezirksgruppe Heilbronn

Tagesfahrt am Samstag, 23. Juni

### **Am oberen Neckar: Vom Ursprung bis nach Oberndorf**

Führung: Dr. Wilfried Setzler, Tübingen

Tagesfahrt am Samstag, 7. Juli

### **Kulturlandschaft Weinberge**

Führung: Dr. Jürgen Schedler, Stuttgart  
Diese Fahrt ist ähnlich unter Nr. 25 der Studienfahrten 1990 in der «Schwäbischen Heimat» Nr. 89/4 als Fahrt der Landesgeschäftsstelle am Mittwoch, 4. 7. 1990, ebenfalls aufgeführt.

Tagesfahrt am Samstag, 25. August

### **Bodenseewasserversorgung**

Führung: Dir. a.D. Willi Lutz und örtlicher Führer

Zweitagesfahrt am Wochenende 22./23. September

### **Basel – Kaiseraugst – Ottmarsheim (Elsaß)**

Führung: Dr. Benigna Schönhagen

Dienstag, 20. November

### **Mitgliederzusammenkunft**

Haus des Handwerks, «Zunftkeller», 19.30 Uhr

Vertrauensmann: Willi Lutz, 7100 Heilbronn,  
Nürnberger Str. 62, Tel. (07131) 71999

Erna Kobler, 7100 Heilbronn, Eichelberger Weg 4,  
Tel. 71246

Ruth Schick, 7100 Heilbronn, Obere Neckarstr. 28,  
Tel. 83201

## Ortsgruppe Kirchheim/Teck

Sonntag, 27. Mai

### **Heiligkreuztal, Hohmichele, Bad Buchau, Federsee**

Führung: Waltraud Köbele

Samstag, 23. Juni, nachmittags

### **Peterskirche Weilheim**

Führung: Pfr. Marstaller

### **Bad-Friedhof in Bad Boll**

Führung: Pfr. Class

Sonntag, 22. Juli

### **Das Obere Donautal**

Führung: Gerhard Haug

Samstag, 8. September

### **«800 Jahre Deutscher Orden»**

Besuch der Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg

Gemeinsam mit der Volkshochschule Kirchheim/Teck

Vertrauensmann: Gerhard Haug, Nabern, Brühlstr. 53,  
7312 Kirchheim/Teck, Tel. (07021) 53960

## Ortsgruppe Leonberg

Sonntag, 20. Mai

### **Fahrt auf die mittlere Alb**

Wir fahren und wandern durch das Laucherttal von Gammertingen bis Scheer. Dabei erleben wir Landschaft und Geologie, wandern auf einem heimatgeschichtlichen Lehrpfad und sehen auch Reste früherer Bohnerzgewinnung und Verarbeitung.

Führung: Dr. Uwe Kraus, Scheer

Samstag/Sonntag, 23./24. Juni

### **«Tag von Belfort» in Leonberg**

Wir erhalten Besuch von unseren französischen Freunden und wollen zusammen mit ihnen wieder zwei schöne und interessante Tage erleben.

Sonntag, 15. Juli

### **Fahrt nach Hohenlohe**

Wir besuchen mal wieder die Hammerschmiede mit Ölmühle in Gröningen und wollen auch das Bauernhofmuseum in Wackerhofen kennenlernen. In Geislingen am Kocher sehen wir die höchste Brücke Deutschlands und in Schwäbisch Hall wollen wir uns zum Abschluß die spätromantische Walcker-Orgel der Michaelskirche ansehen und anhören.

Leitung: Werner Schultheiss mit örtlichen Führern.

Sonntag, 12. August

### **Wir besuchen Höfingen**

und wollen zusammen mit dem Höfinger Heimatverein die Ortsgeschichte kennenlernen.

Samstag/Sonntag, 22./23. September

### **Zweitagesfahrt nach Passau und Umgebung**

mit Stadtführung, Dombesuch und Drei-Flüsse-Rundfahrt (Schiff).

Leitung: Werner Schultheiss mit örtlichen Führern.

Mittwoch, 3. Oktober

### **Natur und Technik am Rand der Schwäbischen Alb**

(siehe Heft 89/4 Schwäbische Heimat)

Leitung: Werner Schultheiss

Anmeldung bei der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes in Stuttgart. – Die Leonberger Ortsgruppe hat diese Fahrt im Oktober 1982 bereits einmal durchgeführt.

Samstag, 17. November

### **Treffpunkt Stadthalle**

Wie in der vergangenen Zeit wollen wir auch dieses Jahr wieder unser Jahresprogramm beschließen mit einem Treffen in der Stadthalle. Ein Rückblick sowie die Vorschau auf das kommende Jahr wird auch dieses Mal wieder unser Thema sein.

Beginn: 18.00 Uhr, Ende gegen 22.00 Uhr.

Die Räume sind wieder bewirtschaftet

Vertrauensmann: Dipl.-Ing. Werner Schultheiss, Oberer Schützenrain 6, 7250 Leonberg 1, Tel. (07152) 27396

## Ortsgruppe Nürtingen

Sonntag, 17. Juni

### **Landeskundliche Fahrt Bussen – Riedlingen – Heuneburg – Heiligkreuztal**

Anmeldung bei der Volkshochschule

Samstag, 7. Juli

### **Fahrt zu den römischen Gutshöfen Stein bei Hechingen und Rosenfeld**

Samstag, 8. September

Gemeinsam mit der Ortsgruppe Kirchheim und der Volkshochschule Kirchheim:

### **Fahrt nach Nürnberg zur Ausstellung «800 Jahre Deutscher Orden»**

Anmeldung bei der Volkshochschule Kirchheim

Montag, 1. bis Samstag, 6. Oktober

### **Fahrt ins Allgäu in die drei ehemaligen Reichsstädte Isny, Wangen und Leutkirch**

Anmeldung bei der Volkshochschule

Vertrauensmann: Hans Binder, Schellingstraße 10, 7440 Nürtingen, Tel. (07022) 34243

## Ortsgruppe Tübingen

Mittwoch, 16. Mai

Veranstaltungsraum der Stadtbücherei, 1. Stock, Nonnengasse 19

19.30 Uhr: **Mitgliedertreffen** mit einem kurzen Bericht

20.15 Uhr: Vortrag mit Tonbandaufnahmen

Dr. Arno Ruoff, Tübinger Arbeitsstelle – Sprache in Südwestdeutschland:

### **Schwäbische Heimat – Heimat der Aussiedler**

Vertrauensfrau: Ursula Zöllner, Stauffenbergstraße 71, 7400 Tübingen, Tel. (07071) 26481

## Regionalgruppe Remstal-Winnenden

22. bis 23. September

### **Kunsthistorische Exkursion in den Kaiserstuhl und nach Freiburg im Breisgau**

Leitung: Harald Orner

Kunsthistorische Führung: Prof. H. Brommer

Herbst 1990:

### **Vogelkundliche Wanderung mit Dr. Horst Schlüter**

Termin und Treffpunkt werden in einer gesonderten Einladung mitgeteilt

13. Oktober

### **Heimatkundliche Wanderung zum Korber Kopf unter Berücksichtigung geologischer und historischer Gesichtspunkte**

Führung: Claudia Schlüter, Dr. Roland Schurig

Treffpunkt: Stadthalle Winnenden

14. November, 20.00 Uhr

### **Die Herren von Winnenthal (I): Der Deutsche Orden**

Vortrag in Kooperation mit der Volkshochschule Winnenden

Referent: Dr. Roland Schurig

1. Vorsitzender: Dr. Roland Schurig, Hungerbergstr. 61, 7057 Winnenden, Tel. (07195) 63127

Stellvertretende Vorsitzende: Thomas Holub, Römerweg 3, 7151 Großerlach-Grab

Gert Schlüter, Th.-Heuss-Str. 46, 7057 Leutenbach

## Sechs Prozent Landesfläche unter Naturschutz?

(Isw) Durch eine Änderung des Landesnaturschutzgesetzes will die baden-württembergische SPD-Landtagsfraktion die Naturschutzgebiete im Südwesten auf rund sechs Prozent der Landesfläche ausweiten. Damit könnten zahlreiche Lebensräume für Tier- und Pflanzenarten, die vom Rückgang und Aussterben bedroht sind, gesichert werden, erklärte der SPD-Abgeordnete Walter Caroli in Stuttgart.

Mit einer entsprechenden Gesetzesinitiative mahnt die SPD auch eine Änderung des Bundesnaturschutzgesetzes an, die nach dem Willen des Bundesgesetzgebers spätestens am 1. Januar 1989 in das baden-württembergische Naturschutzgesetz hätte übernommen werden sollen. Zur Zeit seien rund 1,1 Prozent der Landesfläche geschützt. Der Gesetzentwurf sieht vor, daß neben den bereits seit 1976 in Baden-Württemberg geschützten Feuchtgebieten bald auch Enzian-Trockenrasen, Orchideenwälder, Felsbiotope, Streuobstwiesen, die Flachwasserzone des Bodensees und eine Reihe weiterer ökologisch wertvoller Biotop unter Naturschutz stehen und damit vor der Zerstörung bewahrt werden.

Nach Ansicht von Caroli ist diese starke Ausweitung der Naturschutzflächen vor allem auch deshalb notwendig, weil zwischen 1985 und 1988 täglich in Baden-Württemberg neun Hektar Land für Siedlung, Gewerbe und Verkehr verbraucht wurden. Caroli kritisierte die Naturschutzpolitik des Landes Baden-Württemberg. Zwar habe die Landesregierung versprochen, sie wolle zehn Prozent der Landesfläche unter Schutz stellen, bei dem bisher vorgelegten Tempo wäre dieses Ziel aber erst in rund 100 Jahren erreicht.

## Kiesbagger in Wolfegg schürften zu tief

(Schwäpo) Peter Kleineidam, Liegenschaftsverwalter des Fürsten zu Waldburg-Wolfegg, verdankt dem Bau der Autobahn zwischen Memmingen und Lindau ein gutes Kiesgeschäft. Der wertvolle Rohstoff wurde zur Aufschüttung der Dämme an der Autobahn verwendet. Die «Marchall Wolfegg Kies GmbH», im Mehrheitsbesitz des oberschwäbischen Fürstenhauses, ist jetzt allerdings in ein schiefes Licht geraten. Denn der eilige Kiesabbau in der Grube unweit des Wolfegger Teilorts Molpertshaus erfolgte ohne ausreichende behördliche Genehmigung.

Bis zum Dezember dieses Jahres, so die Behörden, sollten auf einer Fläche von 8,4 Hektar rund 900 000 Kubikmeter Kies gefördert werden. Schon Ende Januar war diese Vorgabe aber bereits um 58 000 Kubikmeter überschritten. Das fürstliche Haus ließ dabei acht Meter tiefer als erlaubt schürfen. Aufgefallen war der gewaltige Mehrabbau den Kontrolleuren des Landratsamtes erst, als der Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND) Alarm schlug. Die Naturschützer warfen den oberschwäbischen Kiesunternehmern vor, geradezu systematisch gegen Abbaubeschränkungen zu verstoßen.

Daraufhin wurden im Kreis Ravensburg vier Kiesgruben untersucht – und in allen vier Fällen wurde man fündig. Nicht nur das fürstliche Haus, auch drei Kiesabbauer in Seibranz, Aichstetten und Bodnegg müssen jetzt mit Bußgeldern mit bis zu 100 000 Mark rechnen.

Vor allem der Schwarzabbau der fürstlichen Grube bringt die Naturschützer in Rage. Gegen den Kiesabbau in Wolfegg hatte der BUND 1984 heftig opponiert: Der Abbau des gewaltigen Kiesvorkommens – ein

würmeiszeitlicher Moränenhügel mit 30 Millionen Kubikmetern Kies – gefährde wichtige Trinkwasserreserven. Unterhalb des Abbaugbietes liege eine Grundwasserrinne, die sehr viel Wasser sammle und hervorragend für die Trinkwassergewinnung geeignet sei, meinte ein Gutachter des BUND. Doch selbst eine Eingabe an den Petitionsausschuß des Landtags konnte den Kiesabbau nicht verhindern. Das Landratsamt genehmigte den Abbau, wenn auch unter strengen Auflagen. Die Kiesabbauer versprachen, die Sohle der Kiesgrube werde mehrere Meter über dem Grundwasserspiegel liegen, so daß eine genügend dicke Bodenfilterschicht über dem Wasservorkommen verbleibe.

Ganz anders die Argumentation des fürstlichen Hauses heute: Entgegen den Gutachten, die zu den genehmigten Abbaugrenzen geführt hätten, habe man beim Schürfen in tieferen Schichten kein Grundwasser gefunden, erklärte Peter Kleineidam im nachhinein. Dabei kam ein neues Gutachten aus dem Jahr 1989 zu dem gleichen Ergebnis wie das des BUND: einen Meter unter der jetzigen Abbaugrenze beginnt das Grundwasser. Von einer genügend dicken Filterschicht, so der BUND, könne jedenfalls keine Rede mehr sein.

Das Landratsamt verweist dagegen auf Gutachten des Geologischen Landesamtes, das die verbleibende Kiesschicht von anderthalb bis einem Meter über dem Grundwasser für ausreichend hält. Das Genehmigungsverfahren ging jetzt auch wesentlich stiller über die Bühne als 1984, denn im Gegensatz zu damals müssen die Naturschützer nicht mehr gehört werden.



# LBS

Landesbausparkasse  
Württemberg  
Bausparkasse der Sparkassen

# UNSER VORSCHLAG FÜR IHR NÄCHSTES WOHNZIMMER.

Einmal sollten Sie noch umziehen – ins eigene Zuhause, mit viel Platz drinnen und draußen. Als LBS-Bausparer sind Sie auf dieses schöne Stück Zuhause bestens vorbereitet. Und wenn's ganz schnell gehen soll, steht das LBS-Sofortgeld bereit.

**Kommen Sie zur LBS oder zu Sparkasse. Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.**



## Wegen Renovierung: Silchermuseum geschlossen

(STZ/SZ) Das Silchermuseum in Schnait bleibt wegen Renovierung bis auf weiteres geschlossen. Der Schwäbische Sängerbund will das Geburtshaus Friedrich Silchers, in dem er seit 1912 ein Museum unterhält, gründlich sanieren.

Das kleine Remstaldorf Schnait, berühmt durch seinen Wein und nicht zuletzt als Friedrich Silchers Geburtsort, ist verunsichert. Das alte Schulhaus, in dem der schwäbische Liederkomponist 1789 das Licht der Welt erblickte, scheint in Gefahr. Der Schwäbische Sängerbund, der das stilvolle Fachwerkgebäude 1912 erwarb und als Museum zur «Kultstätte des Chorgesangs» machte, will das Haus gründlich renovieren. Weil dabei die Fensterzahl reduziert und die typische Fassade verändert werden soll, fürchten die Schnaiter Bürger, einen «Bunker» als Fremdkörper in ihr Dorf gesetzt zu bekommen.

«Wir wollen den Schnaitern nichts Böses tun, im Gegenteil!», versicherte Professor Dr. Theo Balle, Vorsitzender des Sängerbundes, in einem Gespräch vor Ort, bei dem die Bürger ihre Kritik loswerden konnten. Die innere Gestaltung des Museumsumbaus bedinge jedoch die äußere, sagte Balle und verwies auf die Zielsetzung, die einzelnen Stationen von Silchers Leben nachzuzeichnen und sein Schaffen und Wirken darzustellen. Dies sei nur in einem schlichten Ausstellungsraum ohne Fenstergliederung möglich.

Der Umbau koste 1,4 Millionen Mark, von denen der Sängerbund mit seinen 225 000 Mitgliedern die Hälfte aufbringen muß. Der Beschluß zum Umbau fiel letztes Jahr, als der 200. Geburtstag des schwäbischen Sangesfürsten gefeiert wurde. Man engagierte den renommierten Stuttgarter Architekten Rolf Lemberg. Bei dessen Baukonzeption könne von Bunker keine Rede sein, versuchte Balle die Schnaiter zu beruhigen. Daß inzwischen Kompromisse gemacht wurden, räumte auch Lemberg selbst ein: Die Fenster zu schließen und das Fachwerk trotzdem zu erhalten, diese Idee sei wieder verworfen wor-

den, «weil's einfach fürchterlich ausgesehen hätte».

Daß im Endeffekt kaum noch Fenster bleiben, sei nach Ansicht des Architekten nicht so schlimm. Man wolle ja im Museum in erster Linie die Exponate anschauen und nicht unbedingt die Landschaft draußen. Von der jetzigen Planung eines fast fensterlosen Baus wollen der Schwäbische Sängerbund und sein Architekt trotz des Murrens in der Bevölkerung und mancher Sängerefreunde nicht mehr abrücken. Diese Bauweise schütze die Exponate am besten.

«Es drängt eben auch die Zeit», gab Balle zu bedenken. Im Frühjahr 1991 soll das neue Museum eröffnet werden. Ein Trost bleibt jedoch auch den Kritikern: Umgebaut wird nur das ehemalige Schulhaus. Das eigentliche Geburtshaus Silchers, das frühere Lehrerwohnhaus, ein Anbau am Schulhaus, bleibt unverändert.

## Eingeschränkte Düngung in Wasserschutzgebieten

(swp) Für viele Landwirte in Baden-Württemberg wird die Gülle zum Problem, weil ihre Äcker und Wiesen in Wasserschutzgebieten liegen. Nach der «Verordnung über Schutzbestimmungen in Wasser- und Quellenschutzgebieten» dürfen sie künftig nur noch von Mitte Februar bis Anfang Oktober organischen Dünger auf ihren Feldern verteilen. Da die Zahl der Wasserschutzgebiete im Land ständig steigt, wissen immer mehr Bauern mit Viehhaltung nicht mehr, was sie mit der Gülle aus ihren Ställen tun sollen. Ziel dieser Schutzverordnung ist es in erster Linie, die Nitratbelastung des Grundwassers zu verringern.

Die Nitratkonzentration in Boden und Grundwasser hat nach Angaben des Umweltministeriums in den vergangenen zehn Jahren drastisch zugenommen. Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, wird den Landwirten präzise vorgeschrieben, wieviel mineralischen und organischen Dünger sie auf ihren Nutzflächen verwenden dürfen. Die zeitliche Be-

grenzung der Gülledüngung ist nur ein Teil dieser Verordnung. Herzstück der Schutzverordnung ist gewissermaßen die Auflage, daß der Stickstoffgehalt bei der Herbstkontrolle der Landwirtschaftsämter in Wasserschutzgebieten nicht mehr als 45 Kilogramm Stickstoff pro Hektar betragen darf.

Um diese Werte einhalten zu können, müssen die Bauern künftig rund ein Fünftel weniger düngen als bisher. Als Ausgleich für die daraus entstehenden wirtschaftlichen Nachteile zahlt ihnen das Land Baden-Württemberg jährlich 310 Mark für jeden Hektar Nutzfläche, der in Wasserschutzgebieten liegt.

Wolfgang Bay, Landwirt in Aspach-Hinterföhrenberg (Rems-Murr-Kreis), hat 60 Milchkühe und 60 Kälber im Stall stehen. Die Nutzfläche seines Hofes beträgt 48 Hektar, rund die Hälfte davon liegt seit kurzem in einem Wasserschutzgebiet. Bisher konnte er die Gülle seiner Tiere als organischen Dünger verwerten. Bis zur nächsten Düngung wurden Jauche und Mist in einem 370 Kubikmeter fassenden Tank gesammelt. Die Auflage, nur von Februar bis Oktober zu düngen, läßt das Güllelager seines Hofes aus allen Nähten platzen. «Um die Gülle im Herbst und Winter zu lagern, würde ich gut 1100 Kubikmeter Lagerraum brauchen», beschreibt der Landwirt seine Situation.

Eine Lösung wäre ein neuer Lagerraum, doch der kostet Geld. Rund 75 000 Mark müßte Bay für den Neubau berappen. Das ist viel Geld für einen Familienbetrieb, auch dann, wenn man eine 40prozentige Förderung durch öffentliche Gelder berücksichtigt. Bay will sich nun mit anderen Landwirten aus der Gemeinde zusammensetzen, um über den Bau eines großen gemeinsamen Güllelagers zu sprechen. «Wenn uns die Gemeinde dabei kräftig unterstützt, wäre das machbar», erklärte Bay, «zumal mit der Gülle später auch Biogas erzeugt werden könnte.»



## Stark mit der Stuttgarter

Mit kleinen Mitteln Großes bewegen.  
Zum Beispiel die Absicherung der Familie  
zum äußerst günstigen Anfangsbeitrag.  
Dabei hilft das »Stuttgarter Modell«,  
die besondere Lebensversicherung von  
der Stuttgarter.

Prüfen Sie die Leistungsstärke der  
Stuttgarter. Zu Ihrem Vorteil.

## Stuttgarter Versicherung

Informieren Sie mich ausführlich über die starken  
Leistungen der Stuttgarter Versicherung

Name \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

Ort \_\_\_\_\_

Tel. \_\_\_\_\_

An die Stuttgarter Lebensversicherung a.G. Scho  
Olgastraße 80, 7000 Stuttgart 1

## Bretten richtet Heimattage 1990 aus

(Isw) Die Melanchthonstadt Bretten ist in der Zeit vom 6. bis 9. September Gastgeber der Heimattage Baden-Württemberg. Nach Angaben von Oberbürgermeister Paul Metzger sieht das viertägige Großereignis insgesamt 28 Veranstaltungen vor. 55 Fäden jedoch bereits im Vorfeld statt. Die Heimattage werden vom Land Baden-Württemberg mit 200 000 Mark, vom Landkreis mit 40 000 Mark und von der Stadt mit 30 000 Mark bezuschußt.

Das Vorlaufprogramm beginnt mit den vom 1. bis 4. März 1990 stattfindenden «Brettener Kulturtagen». Weitere Veranstaltungen sind neben zahlreichen Fachtagungen unter anderem die Filmreihe «Heimat und Film – Exkursionen und Ausflüge in den Kraichgau» sowie ein vom Regierungspräsidium Karlsruhe ausgeschriebener Rock-/Jazz-Wettbewerb. Die offizielle Eröffnung der Heimattage auf dem Brettener Marktplatz ist für den 6. September vorgesehen. Sie klingen am 9. September mit einem Landesfest zum «Tag der Heimat» aus, zu dem unter anderem auch Ministerpräsident Lothar Späth eingeladen ist. Den Abschluß bildet ein «Großer Zapfenstreich» auf dem Brettener Marktplatz.

## «Ehrenamtliche» in der Denkmalpflege

(PM) Die Landesregierung mißt dem privaten Engagement im Bereich der Denkmalpflege und des Denkmalschutzes große Bedeutung bei. Dies zeigt sich auch in der vom Innenministerium neu gefaßten Verwaltungsvorschrift über die ehrenamtlichen Beauftragten für Denkmalpflege, die am 1. März dieses Jahres in Kraft trat. In dieser Verwaltungsvorschrift werden die Aufgaben und die Rechtsstellung der ehrenamtlich Beauftragten für Denkmalpflege neu geregelt. Nach Darstellung des Ministers muß sich die Landesdenkmalpflege ständig der Öffentlichkeit und den betroffenen Bürgern stellen, um die grundsätzlich positive Einstellung der Be-

völkerung zur Denkmalpflege zu erhalten. Um den hierfür notwendigen partnerschaftlichen Dialog mit den Denkmaleigentümern und den Gemeinden ortsnah und vor allem wirksam führen zu können, sind die ehrenamtlichen Mitarbeiter von großer Bedeutung. Derzeit nehmen in Baden-Württemberg 199 ehrenamtliche Beauftragte der Denkmalpflege diese Aufgabe wahr.

Nach den Worten des Ministers soll zukünftig in jedem Stadt- und Landkreis mindestens ein ehrenamtlicher Beauftragter für die Bau- und Kunstdenkmalpflege sowie für die Archäologische Denkmalpflege bestellt werden. Für andere Fachgebiete der Denkmalpflege können auch weitere ehrenamtliche Beauftragte berufen werden. Die ehrenamtlichen Beauftragten werden vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg im Einvernehmen mit der unteren Denkmalschutzbehörde, in deren Bereich sie tätig sind, bestellt. Das Ehrenamt ist widerruflich auf die Dauer von fünf Jahren angelegt. Personen, die für dieses Amt in Frage kommen, sollen – so Minister Schlee – selbstverständlich über Fachkenntnisse in der Denkmalpflege verfügen und großes Interesse an den denkmalpflegerischen Aufgaben eines ehrenamtlichen Beauftragten haben.

Grundsätzlich sollen die ehrenamtlichen Mitarbeiter die Tätigkeit der Denkmalschutzbehörden, insbesondere des Landesdenkmalamtes, unterstützen, in dem Hinweise und Anregungen gegeben werden und das allgemeine Verständnis für die Anliegen der Denkmalpflege gefördert werden. Als Hauptaufgabe bezeichnete der Innenminister die Pflege der Verbindungen zu Institutionen und Personen, die der Denkmalpflege Interesse entgegenbringen oder sonst für sie von Bedeutung sein können. Dies sind insbesondere Behörden und Dienststellen, Schulen und Einrichtungen der Erwachsenenbildung, Kirchengemeinden, Museen, örtliche Heimat- und Archivpfleger, der Naturschutzdienst sowie die Presse und die Vereine.

## Freizeit-Kletterer vernageln Alb-Felsen

(Schwäpo) Mit den ersten Sonnenstrahlen im Frühjahr erscheinen sie wieder in Massen: Die Kletterer. Kaum eine Wand, kaum eine Felsnadel lassen die jungen Leute in ihrer bunten Fun-Kleidung dann aus. Boomartig ist die Alb von der Extremkletterei erfaßt worden. Jetzt schlagen die Naturschützer Alarm. Sie fürchten um die Lebensgemeinschaften von Pflanzen und Tieren. Aufmerksam gewordene Behörden erwägen, bestehende Verbote zu erweitern und neue einzuführen.

Die Kletterer haben entdeckt, daß nicht nur die Alpen, sondern auch die Albefelsen schwierigste Aufgaben an die Künstler an den Wänden stellen. Zwar sind die Routen nicht besonders lang, – fünfzig Meter vom Fuß bis zum Kopf der Felsen sind schon das höchste der Gefühle. Aber von den Anforderungen her erfüllen manche Felsen alpine Kategorien. Selbst der neunte Grad ist schon entdeckt worden. In der einschlägigen Literatur versprechen begeisterte Autoren «den Kühnsten der Kühnen» «Horrortrips der Extraklasse» und feiern wortreich «schwere Kletterstellen in rasender Abfolge», «plattige Genußkletterei» und «erregende Klettermomente». Phantasievolle Namen für die Routen machen noch mehr Appetit auf das Abenteuer an der Wand. «El Magico» heißt eine Linie am Kunstmühlefeld im Seeburger Tal (Kreis Reutlingen). Mit Erstbegehungen verewigen sich die «Pioniere» in den Kletterführern. Dort namentlich genannt zu werden, hebt das Prestige.

Wo früher zwei Aufstiege verliefen, bestehen heute zehn und mehr, nicht gerechnet die zahlreichen Varianten. Diese Explosion der Möglichkeiten im Fels hat ihre Ursachen: Hauptgrund ist die moderne Technik, mit der auch nach Feierabend Überhänge und schwierige Passagen erschlossen werden können. Von den Felsköpfen abgeseilt, setzen die flinken Sportleute mit Akkubohrern ein Loch nach dem andern in die Wände, die Haken fixieren sie rasch mit Klebern aus der Spritzpistole.

Niemand schert alle Kletterer über einen Kamm. Unter ihnen sind vernünftige Leute, die durchaus die Folgen ihres Tuns einzuschätzen wissen. Aber viele gehen allzu gedankenlos zu Werke. Sie betrachten, wie sich ein Naturschützer ausdrückt, die Natur als «Requisit ihres Hobbys», als «reines Sportgerät».

Dabei haben spätestens Untersuchungen von Tübinger Biologen und Ornithologen ergeben, daß durch die massive Kletterei die Natur erheblich beeinträchtigt und verändert wird. In dem von der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart in Auftrag gegebenen Gutachten über die Felsenkette im Oberen Lenninger Tal (Kreis Esslingen) wiesen die Wissenschaftler nach, daß durch den Betrieb am Felsen Wanderfalke, Kolkrahe, Uhu, Dohle und Kleinvögel wie der Berglaubsänger Nist- und Kröpfplätze verlieren und die empfindliche Flora zertrreten und herausgerissen wird. Nur noch auf wenigen Felsköpfen und -bändern überlebten Pfingstnelken und Sonnenröschen, Steinbrech und Graslilien. Eine miteinander verwobene und gegenseitig voneinander abhängige Lebensgemeinschaft von Pflanzen und Tieren ist in Gefahr.

Eine weniger bekannte Folge intensiven Kletterbetriebs ist die Erosion an den Hängen unterhalb des Felsens. Sie entsteht durch wilde Trampelpfade von den Straßen oder Wanderwegen bis zu den Felsfüßen. In den Wänden selbst ist den Sportlern keine Anstrengung zuviel, aber beim Abmarsch schonen sie ihre Kräfte und nehmen Abkürzungen – zum Teil in der Falllinie. So geschehen am Baldeckfelsen und am Geschlitzten Fels im Seeburger Tal. Beide zählen zum «Allerfeinsten», was die Alb beim Donaudurchbruch im Kreis Sigmaringen, im Lenninger Tal, in der Bad Uracher, Blaubeurer und Heidenheimer Gegend an Kletterarealen bietet.

Geweckt wird die Kletterbegeisterung durch einschlägige Literatur und Kletterschulen. «Geld ist ins Spiel und in den Kletterbetrieb geraten», beobachtet Friedrich Schilling von der Sektion Schwaben des Deutschen Alpenvereins.

## Adelssitz in Creglingen wird Kulturzentrum

(STN) Ein wenig an das Heidelberger Schloß erinnert der Turm einer anderen Schloßruine, die allerdings bei weitem nicht an die Bekanntheit und Bedeutung des Bauwerks im Neckartal heranreicht. Sie liegt in Creglingen im Taubertal und wird von den Bürgern der Stadt liebevoll «Romschlöße» genannt.

Seinen Namen soll das Bauwerk von einem unmittelbar vorbeiführenden Weg haben, auf dem im Mittelalter zahlreiche Pilger nach Rom zogen. Nach jahrzehntelangem Verfall wird das romantische, unbewohnte Gemäuer von der Stadt Creglingen jetzt renoviert und zu einem «kulturellen Zentrum» ausgebaut.

Das heute in der Romgasse Nr. 7 liegende Anwesen wurde im frühen 15. Jahrhundert als Adelssitz der Edelferren von Weinsberg erbaut. Später, unter ansbachischer Herrschaft, war hier der Sitz des markgräflichen «Kastenamtes», einer Art Finanzamt, in dem die Naturalabgaben in Scheunen gelagert wurden. Heute steht das Fachwerkgebäude mit dem markanten Treppenturm aus der Zeit um 1600 als «ortsbildprägend» unter Denkmalschutz.

Während der letzten sieben Jahre hatte das Creglinger Romschlöße hintereinander drei private Besitzer, die aber alle ihre Vorstellungen von einer gewerblichen Nutzung nicht verwirklichen konnten. Nun befinden sich die leerstehenden Gebäude in einem derart desolaten Zustand, daß ihr Erhalt ohne durchgreifende Renovierung nicht mehr gesichert ist. Da eine im Januar dieses Jahres ergangene «Instandsetzungsverfügung» vom derzeitigen Besitzer nicht erfüllt werden kann, will die Stadt Creglingen das Projekt nun selbst in die Hand nehmen. Den Kaufpreis von 300000 Mark und die Sanierungskosten von mindestens vier Millionen Mark hofft die Stadt durch eine optimale Ausschöpfung aller Förderungsmöglichkeiten zu rund 75 Prozent aus öffentlichen Mitteln finanzieren zu können.

## Grabmal Michael Kerns in Forchtenberg gefunden

(HSt) Vergeblich hatte man bislang in Forchtenberg nach dem Grabmal Michael Kerns (1586 bis 1649) gesucht. Jetzt haben Mitarbeiter der Universität Heidelberg den Grabstein eines der «größten Söhne» der Stadt am Kocher in der Ostmauer des Friedhofs gefunden.

Der unscheinbare Grabstein, der in keiner Weise errahnen läßt, daß er an einen ganz bedeutenden Künstler erinnert, kann jedoch nach den Worten von Bürgermeister Tuffentsammer nicht an seinem jetzigen Platz bleiben.

Nach Restaurierung der Inschrift könnte man ihn entweder in der Friedhofskapelle oder im Kernhaus neu aufstellen.

Der Bildhauer Michael Kern III. lebte von 1586 bis 1649 in Forchtenberg und Würzburg. Er hat seine künstlerischen Spuren in ganz Hohenlohe und Franken hinterlassen.

## Enzkreis entscheidet sich gegen Freilichtmuseum

(lsw) Der Kreistag des Enzkreises hat den Aufbau eines regionalen Freilichtmuseums für die Bereiche Nord-schwarzwald und Kraichgau in der Gemeinde Sternenfels mit einer annähernden Zweidrittelmehrheit abgelehnt. Das Projekt hätte in den nächsten zehn Jahren einen Finanzbedarf von etwa 20 Millionen Mark erfordert, wozu das Land eine 75prozentige Bezuschussung aus Toto-Lotto-Mitteln gewährt hätte. Umstritten war das Projekt vor allem wegen seiner finanziellen Folgen. Die Gegner befürchteten einen weitaus höheren Kreisanteil als die jetzt errechneten fünf Millionen Mark. Im Kreis gebe es in einer Zeit des Wohnungsmangels wesentlich wichtigere Aufgaben, deshalb könne einer derartigen Blockierung von Finanzmitteln für ein Museumsdorf nicht zugestimmt werden.

## Arbeitsgemeinschaft zur Landesarchäologie-Pflege

(STZ) «Damit bei der gegenwärtig rasanten Entwicklung und der Riesen-Wohnungsbauproblematik dem Denkmalschutz der ihm gebührende Stellenwert eingeräumt wird», hat die Gemeinde Köngen, nach den Worten ihres Bürgermeisters Hans Weil, ihren Beitritt zur jüngst ins Leben gerufenen Arbeitsgemeinschaft zur Pflege und Förderung der Landesarchäologie erklärt.

Gerade Köngen hatte in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen gemacht und erlebt, wie es gehen kann, wenn alles unbesehen privaten Interessen im Wohnungsbau geopfert und Unwiederbringliches kurzzeitiger Vorteile wegen zerstört wird. Der Bürgermeister der einst reichen Römersiedlung Grinario denkt dabei an den ruhmlosen Ausverkauf der Geschichte, an die unbedachte und bedenkenlose Überbauung des geschichtsträchtigen und fundreichen Kastellort-Geländes und an das Römerkastell selbst, das erst nach langem, zähem Ringen und in letzter Minute vor Gericht gerettet werden konnte und heute als Freilichtmuseum «Römerpark Köngen» Stolz vieler einst skeptischer Bürger und Attraktion der Gemeinde geworden ist. Köngen, das viel der Archäologie verdanke, wolle sich deshalb nun auch für die Landesarchäologie einsetzen und als Modell-Kommune anderen im Lande zeigen, wie man helfen kann, wie man Kulturgüter erhalten und nutzbar machen, wie man gute Kompromisse zwischen verschiedenartigen, oft widerstrebenden Interessen schließen kann. Gerade in jüngster Zeit, wo es unter dem Zustrom von Aus- und Übersiedlern auch auf dem Kögener Wohnungsmarkt eng geworden ist und unter dem Druck neue Wohngebiete ausgewiesen und Wohnhäuser errichtet werden müssen, komme es darauf an, die berechtigten Belange der Denkmalpflege nicht kurzerhand zu übergehen. Geduld sei angebracht, um gegebenenfalls den Archäologen Zeit zu lassen für unumgängliche Ausgrabungen, «damit sich die Fehler nicht wiederholen».

Nach mehrjähriger Vorbereitung war die Arbeitsgemeinschaft Anfang Februar in Karlsruhe von den beiden, mehr als 5000 Mitglieder starken archäologischen Vereinigungen des Landes, der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern und dem Förderkreis für die ur- und frühgeschichtliche Forschung in Baden, ins Leben gerufen worden. Absicht war es dabei gewesen, die beiden Vereinigungen organisatorisch enger zusammenzubringen, ohne die beiden Traditionsvereine aufzulösen. Die Arbeitsgemeinschaft will alle an der Landesarchäologie interessierten Organisationen (auch lokale Vereine) locker unter einem Dach vereinen. Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft ist der Landeskonservator Professor Dieter Planck in Stuttgart. Ihn vertritt der ehemalige Rastatter Landrat Erich Würfel.

Die neue Arbeitsgemeinschaft strebt darüber hinaus an, in einem zwei- oder dreijährigen Turnus an wechselnden Orten einen »Landesarchäologietag« abzuhalten. Der Landesarchäologietag soll unter anderem Einblicke in neueste Ergebnisse der Landesarchäologie und der landesgeschichtlichen Forschung geben.

## Neues Schutzgebiet für Graureiherkolonie

(STZ) Das Regierungspräsidium Stuttgart hat zwischen Hammer Schmiede und Hausen ein zirka 140 Hektar großes Landschaftsschutzgebiet eingerichtet. Damit soll das Gedeihen einer 20 Brutpaare zählenden Graureiherkolonie bei Murrhardt gesichert werden.

Die Ausweisung des Schutzgebietes ist mit Auflagen für die Landwirtschaft verbunden. Strengere Vorschriften als für dieses Areal, in dem die raren Vögel ihre Atzung finden, sind allerdings für eine 13 Hektar große Naturschutzfläche erlassen worden, wo sich die Horste der Kolonie befinden. Die wirtschaftliche Nutzung des betreffenden Waldgebietes ist stark eingeschränkt. Unter anderem darf in dem Altholzbestand kein Einschlag stattfinden.

## Langjähriger Streit um Geislinger Siechenkapelle

(NWZ) Der langjährige Streit um die Erhaltung der Siechenkapelle am Stadtausgang in Richtung Kuchen, die als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung zu werten ist, ist noch immer nicht ausgestanden. Jetzt befaßt sich der Kadi damit: Die Akten liegen seit 30. Januar dem Verwaltungsgericht Stuttgart zur Entscheidung vor, nachdem die Oberfinanzdirektion Stuttgart gegen die Stadt Geislingen Klage wegen Nichterteilung einer Abbruchgenehmigung erhoben hat. Das Regierungspräsidium hatte sich schon mit Verfügung vom 30. November letzten Jahres auf die Seite der Stadt gestellt und den Widerspruch der Oberfinanzdirektion gegen die Verweigerung der Zustimmung zum Abbruch als unbegründet zurückgewiesen. Es wurde unter anderem geltend gemacht, daß im gesamten Regierungsbezirk Stuttgart nur noch eine weitere ehemalige Siechenkapelle existiert. Auch in den anderen Regierungsbezirken des Landes Baden-Württemberg stellten erhaltene Siechenhäuser oder Siechenkapellen eine ausgesprochene Rarität dar.

Wie schon das Bauverwaltungsamt der Stadt kam auch das Regierungspräsidium Stuttgart zu dem Ergebnis, daß das alte Gebäude an der Bundesstraße 10 (Stuttgarter Straße) am Stadtausgang in Richtung Kuchen nutzbar und eine Erhaltung dem Bund zumutbar sei.

Das Bauverwaltungsamt der Stadt und das Regierungspräsidium haben der Oberfinanzdirektion «ins Wachs gedrückt», daß sie sich eine langjährige mehr als unzureichende Unterhaltung, die der Erhaltungspflicht nicht genügt hat, anrechnen lassen muß. Das Regierungspräsidium kam in seiner Entscheidung zu dem eindeutigen Schluß, daß der Verstoß gegen das Unterhaltungspflichtgesetz schuldhaft war, weil der Oberfinanzdirektion bekannt gewesen sei, daß die Siechenkapelle in das Landesverzeichnis der Baudenkmale nach der Württembergischen Bauordnung eingetragen ist.

Der Bau der Siechenkapelle geht in

das 15. Jahrhundert zurück. Die Siechenkapelle war im ausgehenden Mittelalter Bestandteil der Siechenhausanlage der «Armen Feldsiechen auf dem Espan», die erstmals 1398 urkundlich erwähnt ist. Die erste urkundliche Erwähnung der Kapelle selbst datiert aus dem Jahr 1471. Es ist überliefert, daß ab 1783 das einstige Siechenhaus armen Personen aus Geislingen, Altenstadt und Kuchen eine Herberge geboten hat. Im Jahr 1806 kam das Siechenhaus samt Kapelle zur Versteigerung. 1811 dann wurden das Siechenhaus sowie der Chor der inzwischen profan gewordenen Kapelle abgebrochen. Das Langhaus diente fortan als Ökonomiegebäude. Seit den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts findet es als Geräteschuppen der Straßenbauverwaltung, heute der Straßenmeisterei Geislingen des Straßenbauamts Kirchheim, Verwendung.

Der Streit zwischen der Oberfinanzdirektion Stuttgart als Eigentümerin des Kulturdenkmals «von besonderer Bedeutung», zu dessen Unterhaltung sie allerdings so gut wie nichts getan hat, und der Stadt Geislingen als Baurechtsbehörde reicht bis in das Jahr 1984 zurück.

## Landesdenkmalamt will Ziegel-Ringöfen erhalten

(STZ) Die Waiblinger sind stolz auf ihre traditionsreiche Ziegelindustrie, deren Anfänge sich bis zurück in die Römerzeit verfolgen lassen. Und deshalb schmückt sich die Kommune auch gern mit dem Prädikat «Stadt des guten Tons». Im Bereich des Bahnhofs gerät der gute Ton allerdings zum (optischen) Mißton: Da rottet seit Jahr und Tag die Schofersche Ziegelei vor sich hin, der sogenannte Lüfterfirst ist teils schon eingebrochen, das Mauerwerk bröseln, und rund um die Fabrik ist die Naturidylle bereits mit Buschwerk und Birkenwäldchen eingekehrt. Seit bald zwei Jahren läuft ein Abbruchartrag, aber die Sache kommt nur schleppend voran, weil die Denkmalschützer den Industriebeteranen samt seinem noch vorhandenen Maschineninventar und seinen Brennöfen, so-

genannten Ringöfen, für erhaltenswert erachten.

In der Ziegelei, laut Geschäftsführer Karl Friedrich Hepperle von der Schofer-Betriebsgesellschaft um die Jahrhundertwende erbaut, wird seit 1967 nicht mehr produziert. Das Kesselhaus und eine Trocknungsanlage sind bereits abgerissen, Pressen im Maschinensaal demontiert worden. Doch das, was noch übriggeblieben ist aus der Dampfmaschinenzeit und auch danach, ist für die Denkmalschützer immer noch von großem Interesse. Vor allem aber die gewölbten und etwa 22 Meter langen Ziegelbrennöfen, wegen ihres Hitzeverbunds auch Ringöfen genannt, wollen sie vor der Spitzhacke bewahrt wissen. Da das knapp 10000 Quadratmeter große Areal für Industrieüberbauung vorgesehen ist, platzt Geschäftsführer Hepperle allmählich der Kragen, und zu der Erhaltungswürdigkeit fällt ihm nur dies ein: «Das ist an den Haaren herbeigezogen!»

Weil sich die Ziegelei nach Angaben von Waiblingens Baubürgermeister Denk im Entwurf einer Denkmalliste als «Kulturdenkmal von allgemeiner Bedeutung» findet, hat die Stadt den Abbruchartrag seinerzeit ans Regierungspräsidium weitergeleitet. Gleichwohl sei man auf dem Rathaus zu der Überzeugung gelangt, daß dem Antrag stattgegeben werden sollte. Die Oberbehörde wollte allerdings erst eine Zumutbarkeitsprüfung sehen und hat die Akte wieder nach Waiblingen zurückverwiesen. Diese Prüfung wird laut Bauschultes derzeit erstellt und mit dem Antragsteller abgestimmt. Sollte sich dann zwischen Stadt und Landesdenkmalamt kein Konsens ergeben, dann ist wiederum das Regierungspräsidium am Zuge.

In der Sache wird wohl die Stadt trotz Zumutbarkeitsprüfung und Wirtschaftlichkeitsberechnung zu keinem andern Ergebnis kommen als früher. So kann sich Baubürgermeister Denk nicht vorstellen, daß irgend jemand zur anderweitigen Nutzung Geld in den Bauveteranen investiert. Er gehe davon aus, daß noch in diesem Jahr wenigstens eine «rechtsmittelfähige Entscheidung» vorliegt. Schließlich

existiere für das Gebiet seit 25 Jahren ein Bebauungsplan, und auch die Stadt sei an einem ansprechenden «Entree» interessiert.

Das Schofersche Werk geht auf eine Dampfziegelei zurück, die 1873 durch die Stuttgarter «Allgemeine Baugesellschaft» errichtet worden war. In sie trat 1876 der erst 18jährige Bietigheimer Friedrich Schofer ein, den es als Bauführer beim Bau der Murraltbahn in die Waiblinger Gegend verschlagen hatte. 20 Jahre später war er schon Direktor der «Aktiengesellschaft Dampfziegelei Waiblingen» und avancierte wiederum nach Ablauf von zwei Jahrzehnten zu deren Alleinbesitzer. Mit der Verwertung des Ziegelbruchs zum «Schoferkamin» schuf er sich bleibenden Ruhm.

## «Genügend Zeit für Notgrabungen» in Gmünd

(STZ) Noch in diesem Jahr will Schwäbisch Gmünd mit dem Bau eines Parkhauses in Bahnhofsnähe mit 436 Plätzen beginnen. Das Parkhaus ermöglicht nach den Worten von Oberbürgermeister Wolfgang Schuster die Neugestaltung des Bahnhofsbereichs. In der Nähe des Münsterplatzes, der «Brandstatt», soll möglicherweise in einer Tiefgarage ebenfalls Parkraum geschaffen werden. Eine «denkmalschutzrechtliche Voranfrage» der Stadtverwaltung habe man positiv entschieden.

Diese Entscheidung sei ihm wegen der wichtigen Bodendenkmale in diesem Bereich allerdings «schwergefallen». Der Denkmalschutz werde nicht wegen eines «beliebigen Zweckes zurückgesetzt», betonte Regierungspräsident Andriof. Es gebe in Schwäbisch Gmünd jedoch keine zumutbaren Alternativstandorte. Die Archäologen erhielten im Falle der Verwirklichung der Baumaßnahme genügend Zeit für Notgrabungen zur Sicherung der Bodendenkmale. Zuvor müßte untersucht werden, ob der Bau einer Tiefgarage eine Gefahr für das Münster darstelle. «Kein Mensch würde das Risiko einer Gefährdung eingehen», betonte Andriof.

## Ulmer Stadtarchiv wird zum Wetter befragt

(STZ) Das Wetter ist Gesprächsthema Nummer eins. Kaum einer, der diese Tage nicht behauptet, einen so milden Winter habe er noch nie erlebt, so viele Stürme hintereinander könnten nur Folge eines globalen Klimawechsels sein. Die Wissenschaftler streiten noch darüber. Vergleichbare Wetterdaten liegen seit Beginn des 19. Jahrhunderts vor, seitdem die Zeitungen täglich über Temperaturen und Luftdruck berichten. Jetzt sollen möglicherweise auch die Archive befragt werden, um weltweit einen Vergleichsmaßstab zu finden. Der Leiter des Ulmer Stadtarchivs, Professor Eugen Specker, wurde als Vorsitzender der Kommunalarchive in der Bundesrepublik vom Bundesarchiv in Koblenz aufgefordert, den deutschen Beitrag für ein von der UNESCO, dem International Council of Scientific Union (ICSU) und der World Meteorological Organization (WMO) getragenes internationales Pilotprojekt zu leisten.

Daß sich in den Archiven ausreichend Hinweise zum Wetter finden, das hatte die in Genf beheimatete meteorologische Weltorganisation, der 160 Mitgliedsstaaten angehören, vorab geklärt. Bei dem Pilotprojekt soll jetzt festgestellt werden, ob die Daten für einen internationalen Vergleich taugen. Deshalb wurde bei einer Tagung in Paris, zu der auch Professor Specker geladen wurde, ein schematischer Fragenkatalog erarbeitet, außerdem wurde als Zeitraum der Untersuchung das halbe Jahrhundert zwischen 1725 und 1775 festgelegt.

In England, Italien, Frankreich, Spanien und in der Bundesrepublik – hier lediglich in den Archiven in Lübeck und in Ulm – wird jetzt bis Oktober das Datenmaterial gesammelt. Die Experten der WMO werden dann entscheiden, ob die Daten wissenschaftlich ergiebig sind. Wenn ja, wartet auf die Archive in aller Welt eine Heidenarbeit. Denn dann würden die Stichproben nicht nur auf einzelne Länder und Epochen beschränkt, sondern es würde weltweit nach Wetterdaten gefahndet, die ei-

nen verlässlichen Hinweis auf einen Klimawechsel geben können.

Es gilt, alte handschriftliche Chroniken durchzublättern, wo Wetterunbill, Sturmschäden, Gewitter oder auch mal außergewöhnlich viel Sonnenschein in früheren Jahrhunderten getreulich verzeichnet wurden. Doch nicht nur solche allgemeinen Hinweise gilt es zu erfassen, schwere Wetterschäden lassen sich auch durch Rechnungen belegen, aus Ratsprotokollen lassen sich Rückschlüsse aufs Wetter ziehen – und sogar aus den Lebensmittelpreisen.

Tatsächlich verfügt das Ulmer Stadtarchiv nämlich über sehr verlässliche Daten aus dem frühen 18. Jahrhundert, allerdings leider knapp außerhalb der Zeitepoche, die jetzt untersucht werden soll. Zwischen 1710 und 1721 hat der Ulmer Pfarrer David Allgöwer, der Mathematik am berühmten Gymnasium im ehemaligen Barfüßerkloster auf dem Münsterplatz lehrte, täglich zweimal den Barometerstand und die Temperatur gemessen und verzeichnet. Für jeden einzelnen Tag notierte er, ob es schneite, stürmte oder regnete.

## Das Haselhuhn verliert weitere Lebensräume

(lsw) Das Haselhuhn, die kleine Schwester des Auerhahns, kommt zunehmend in Nöte. Denn Waldbesitzer wandeln ihren angestammten Lebensraum, artenreiche Jungwälder mit ausgeprägter Kraut- und Strauchschicht, in ertragabwerfende Fichten- und Douglasientannenbestände um. Im Schwarzwald und auf der Schwäbischen Alb gingen dadurch ihre Reviere verloren. Schutzprogramme für einen der seltensten Vögel in der Bundesrepublik können nur noch im Mittleren und Südlichen Schwarzwald helfen, meinen Thomas Asch und Gerrit Müller in einem Gutachten für die Schutzgemeinschaft Deutscher Wald in Baden-Württemberg. In einem geplanten «Wald-Ökologie-

Programm» sollen private Waldbesitzer dafür entschädigt werden, wenn sie auf Erträge in der Forstbewirtschaftung verzichten und statt dessen die Lebensräume für das Haselhuhn bewahren, berichtet Rainer Deuschel, Geschäftsführer der Schutzgemeinschaft.

Dabei durften die Haselhühner, die wie die Auerhähne zur Familie der Rauhfußhühner gehören, seit 1954 nicht mehr in Baden-Württemberg gejagt werden. Während Wissenschaftler im Schwarzwald noch 1962 zwischen 360 und 400 Brutpaare registrierten, waren 1988 nur noch 140 Reviere besetzt. Im kraut- und strauchreichen Dickicht zusammenhängender Waldgebiete führt das Haselwild – so der Fachbegriff – ein verstecktes Leben. Mit ihren kräftig abgerundeten Schwingen starten die gut getarnten Waldhühner wie «Senkrechtstarter» vor ihren Feinden. Greifvögel wie der Habicht und Raubsäuger wie der Marder und Fuchs machen ihnen das Leben schwer. Ihre Bodennester werden von Eiterräubern heimgesucht.

Der äußerst scheue Vogel, der nur wenig größer als das Rebhuhn ist und gern mit der Waldschnepfe verwechselt wird, reagiert besonders während der Brut- und Aufzuchtzeit empfindlich auf Störungen durch Spaziergänger und Waldarbeiter. In der Balzzeit lockt der Hahn, der sich vom Weibchen nur durch einen schwarzen Kehlfleck mit weißer Umrahmung unterscheidet, mit einem scharfen und hohen Pfeifen, «Spissen» genannt. Den noch in 100 Meter wahrnehmbaren Ton beschreiben Fachleute mit dem Text «Zieh mit der Hitz' in die Höh'».

Nach drei bis vier Wochen schlüpfen die Küken aus sieben bis elf gelblich-ockerbraunen, dunkelbraun überputften Eiern. Ihre Eltern bleiben ein Leben lang beieinander. Sie bewohnen ihr Revier zwei bis vier Jahre, höchstens sieben Jahre. Auf der Suche nach einem eigenen, mindestens zwei Hektar großen Revier überfliegen die ausgewachsenen Jungvögel ungern große Freiflächen. Ein Haselhuhnpaar benötigt ein durchschnittlich vier bis acht Hektar großes Rückzugsgebiet.

# Leistung und Partnerschaft.

Daß Sie die Dresdner Bank im Kreise der ganz Großen finden, hat viele Gründe. Einer davon: Bei allen unseren Bemühungen und Leistungen steht immer der Kunde im Mittelpunkt. Großcomputer, Belegleser, elektronische Datenübermittlung helfen uns, die Flut der täglichen Geschäfte schnell und zuverlässig abzuwickeln und unsere Kunden so zu

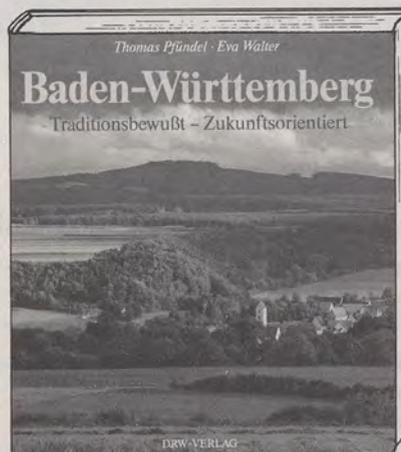
betreuen, wie sie es von uns erwarten. Denn erst die Technik einer großen Bank gibt uns die Zeit für eine persönliche, auf die individuellen Probleme des einzelnen Kunden zugeschnittene Beratung. Daraus entstand die vertrauensvolle Partnerschaft, die uns mit Kunden und Geschäftsfreunden in aller Welt verbindet.

Dresdner Bank



## Unser Land

160 Seiten  
mit 184 Farbfotos,  
einer vierfarbigen  
Gebietskarte



DM 64.-

## neu entdeckt.

Land und  
Leute

Kultur und  
Brauchtum

Wirtschaft  
und High-Tech

dreisprachig  
deutsch/  
englisch/  
französisch

DRW-Verlag Stuttgart

## Dr. Brigitte Reinhardt leitet Ulmer Museum

(SZ) Eine Frau wird künftig das Ulmer Museum leiten. Der Gemeinderat wählte in nichtöffentlicher Wahl «mit Mehrheit» die Stuttgarter Kunsthistorikerin Dr. Brigitte Reinhardt zur Nachfolgerin des jetzigen Museumsdirektors Dr. Erwin Treu. Damit haben die Stadtväter der stellvertretenden Leiterin der Galerie der Stadt Stuttgart den Vorzug gegeben gegenüber ihrem Mitbewerber Dr. Gerhard Finckh aus Emden. Wohl etwas leichter war die Wahl geworden, da der dritte Mitbewerber, der Heilbronner Museumsdirektor Dr. Andreas Pfeiffer, seine Bewerbung zurückgezogen hatte.

Vor ihrem Eintritt in die Galerie der Stadt Stuttgart, die sie nicht nur stellvertretend, sondern phasenweise auch kommissarisch eigenverantwortlich geleitet hat, kümmerte sich Dr. Reinhardt für das Landesdenkmalamt um Kulturdenkmäler der Region. In Stuttgart war die aus einer Familie der Stadt stammende Wissenschaftlerin, die ihre Jugend jedoch in Baden-Baden verbracht hatte und über einen Großvater auch Beziehungen nach Ulm besitzt, zunächst nach ihren Studien (auch Archäologie, Vor- und Frühgeschichte) in Heidelberg und München sowie einer ersten Stelle am Lenbachhaus der bayerischen Landeshauptstadt beim Württembergischen Landesmuseum beschäftigt gewesen. Bei der großen, erfolgreichen Staufer-Ausstellung vor einigen Jahren arbeitete sie mit und sammelte internationale Erfahrungen.

An der Galerie der Stadt Stuttgart hat sie Ausstellungen von Klassikern wie Zügel, Schlemmer und Baumeister organisiert, doch auch von weniger beachteten Künstlern wie etwa Reinhold Nägele. Obgleich ihr Schwerpunkt – übrigens neben den Stuttgarter Pflichten auch in Öffentlichkeitsarbeit, Museumspädagogik und Ankaufsangelegenheiten – die zeitgenössische Kunst ist, kann sie auf ein breites Spektrum verweisen. Das eben führe sie auch nach Ulm, dessen Museum mit alter Kunst, Graphik der klassischen Moderne und der ausge-

bauten Sammlung Fried für die Kunst seit 1945 gleichfalls sehr breit angelegt sei. «Das Ulmer Museum hat so eine ganz starke eigene Individualität, die es zu fördern gilt, während andere Museen dies immer mehr verlieren», bemerkt die künftige Direktorin.

In den wechselnden Ausstellungen – durchaus auf vielen Gebieten, auch der Stadtgeschichte und der Frühzeit – wie auch bei den Ankäufen wird es Dr. Reinhardt um alte Kunst, etwa aus der Werkstatt Multscher oder von den Barockmalern Johannes und Januarius Zick, um klassische Moderne, um das Erbe der Hochschule für Gestaltung (HfG) mit Namen wie Bill, Mavignier und Vordemberge-Gildewart sowie um Zeitgenössisches, Neues gehen, gegebenenfalls wird sie in Präsentationen Altes mit Neuem in Beziehung setzen und sprechen lassen. Der Gedanke, im Meier-Bau oder einer Kunsthalle über der Neuen Straße zusätzlich Platz zu erhalten, ist für sie «attraktiv», doch nicht Vorbedingung.

## «Besucherrekorde nicht allein seligmachend»

(lsw) Das Streben nach Besucherrekorden ist für die Ausstellungspolitik der fünf städtischen Museen Freiburg kein ausschlaggebendes Moment. Sprecher der Häuser vertraten auf ihrer Jahrespressekonferenz die Auffassung, daß Publikumszuspruch allein kein Maßstab für den Wert der geleisteten Arbeit sein könne. Wichtig sei auch die Aufarbeitung der hauseigenen Bestände. Deren Präsentation soll künftig der Vorzug vor spektakulären Ausstellungen gegeben werden, wurde angekündigt.

Die Gesamtbesucherzahl der Museen des vergangenen Jahres war mit rund 385000 um knapp 12000 höher als im Vorjahr.

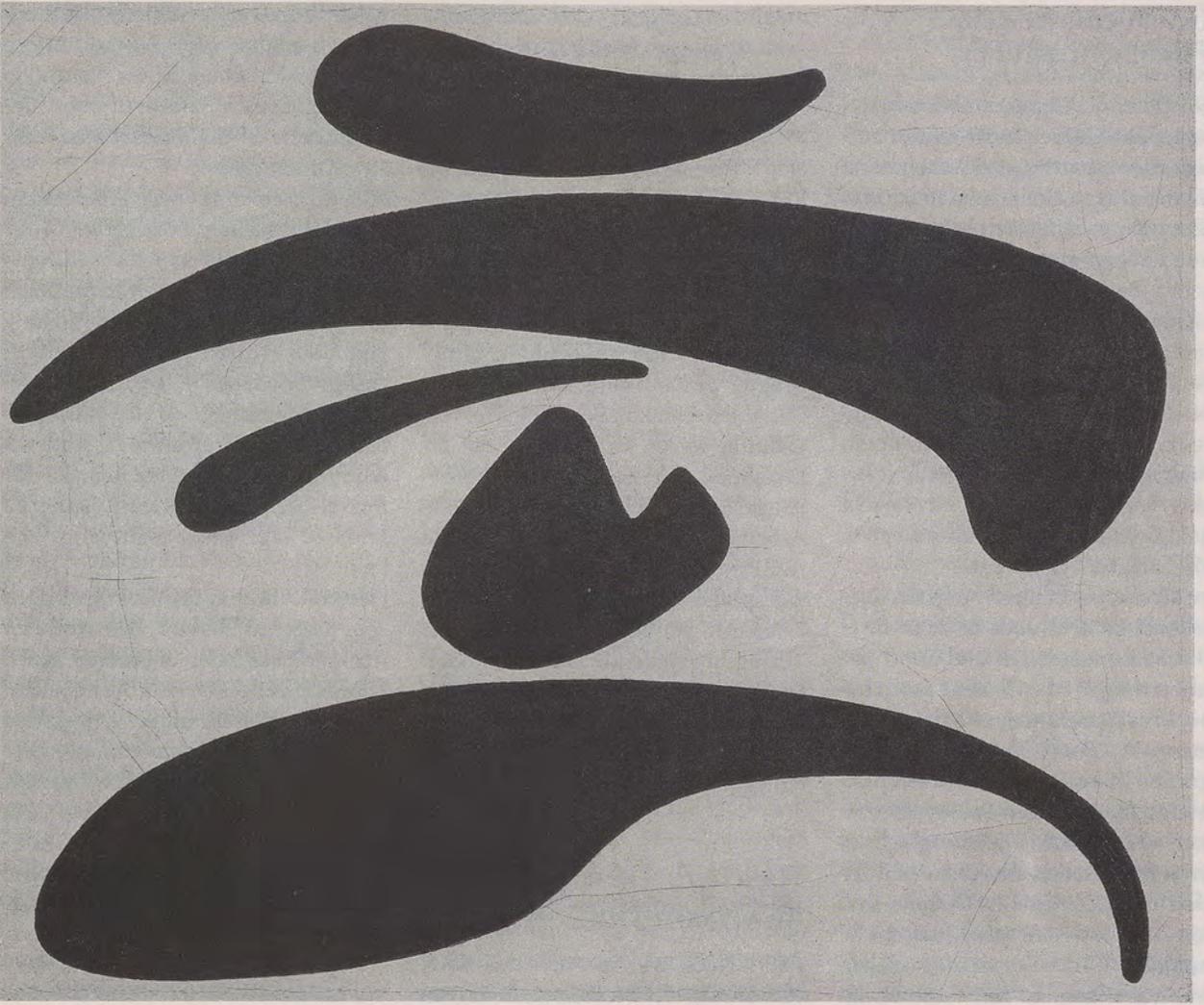
«Publikumsrenner» war mit 30000 Besuchern eine Hans-Thoma-Ausstellung. Das Freiburger Museumsangebot wird voraussichtlich 1992 um ein Museum für Stadtgeschichte erweitert.

## Ailenberg: «Schlußpunkt der Naturzerstörung»

(EZ) Im hochindustrialisierten Neckartal zwischen Esslingen und Stuttgart hat sich zwischen Obertürkheim und Mettingen ein kulturhistorisches Juwel erhalten, um das seit Jahren ein heftiger Streit entbrannt ist: Der Ailenberg – genauer die alten Mauerweinberge, die für den Betrachter eine Lust, für die Weinbauern, die seit Generationen in den engen «Wengerten» mühsam die Reben einbringen, jedoch ein Frust sind. Flurbereinigung heißt das Zauberwort, von der örtlichen Verwaltung erstrebt und von den Weingärtnern ersehnt.

Die Studenten des Fachbereichs Landschaftspflege der Fachhochschule Nürtingen hatten die betroffenen Parteien zu einer Podiumsdiskussion nach Nürtingen geladen. Hermann Frank, Lehrbeauftragter an der Fachhochschule Nürtingen und Leiter des Flurbereinigungsamts Kirchheim, nahm zunächst Stellung zu der Planung der Flurbereinigung und betonte, daß der historische Weinberg auf dem oberen Ailenberg gar nicht von der Planierung betroffen sei, sondern hier nur das mangelhafte Wegenetz verbessert werden solle, um eine «neuzeitliche Bewirtschaftung» des Weinbergs sicherzustellen.

Durch den sogenannten «Bulling-Kompromiß» aus dem Jahr 1985 sei der Plan der Flurbereinigungsbehörde mit dem Regierungspräsidium und den Naturschutzbehörden abgestimmt worden. Bernhard Geiger, der das ökologische Gutachten für den Ailenberg erstellt hatte, schloß sich der Meinung der Behörde dahingehend an, daß die Argumente für eine Flurbereinigung nicht von der Hand zu weisen seien, sprach aber eine deutliche Mahnung aus: «Die Flurbereinigung des Ailenbergs bedeutet den Schlußpunkt in der Landschaftszerstörung im unteren Neckartal.» Für sein Gutachten stellte sich demnach das Problem «Flurbereinigung – ja, aber möglichst ohne das ökologische Gleichgewicht zu sehr zu belasten» (vgl. sh aktuell 1989/4).



### **Richtungsweisend. Die Bank wie das Land.**

Wie richtungsweisend das Land Baden-Württemberg ist, zeigen auch die Arbeiten des Stuttgarter Künstlers Willi Baumeister (1889 - 1955).

Mit seinen „Mauerbildern“ aus den frühen 20er Jahren wurde er zum Wegbereiter der Gegenstandslosen Kunst.

Nach 1945 war Baumeister die Leitfigur der sich neu formierenden Kunstszene in Deutschland. Die Museen kauften seine Bilder, und auf immer mehr nationalen und internationalen Ausstellungen waren seine Werke zu sehen. Seit 1946

lehrte Baumeister als Professor an der Stuttgarter Akademie. Seine zahlreichen Publikationen, allen voran sein 1947 erschienenes Buch „Das Unbekannte in der Kunst“, weisen ihn heute neben Klee und Kandinsky als bedeutendsten Kunsttheoretiker der Moderne aus.

Wie richtungsweisend die Baden-Württembergische Bank ist, zeigen die modernen Lösungen für Finanzierungen. Wenn Sie wissen wollen, was wir privat oder geschäftlich für Sie tun können, sprechen Sie mit uns.

**Die Baden-Württembergische Bank.**



## «Geschichtsviertel» in Reichenbach/Fils

(EZ) Ob er die Garantie übernehmen könne, alte Gräben nicht wieder aufzubrechen, wurde von Gemeinderäten angefragt. «Freilich kann ich das nicht. Doch offensichtlich gibt es diese Gräben innerhalb der Reichenbacher Bevölkerung noch immer.» Joachim Scherrieble will an etwas erinnern, was viele am liebsten für alle Zeiten vergessen würden: Die Zeit der Gemeinde unter dem Hakenkreuz. Beauftragt vom Gemeinderat, wühlt er sich seit Monaten durch Archive, legt Verzeichnisse an, forscht nach Zeitzeugen und lädt zu einem «Geschichtsviertel» ein.

Die Menschen in ihren Ängsten, Nöten und Leiden, aber auch in ihrer Entscheidungsfreiheit und ihrer Verantwortung für das, was sie getan haben, ernstzunehmen, ist Scherriebles Anspruch. Eine Ortsgeschichte am «grünen Tisch» mit verstaubten Zahlen und langweiligen Fakten sei eine «tote Geschichte». Niedergeschrieben werden sollen alltägliche Bedürfnisse und Sehnsüchte, Ängste und Nöte aller Reichenbacher, um ein lebendiges Bild der Gemeinde zu zeichnen. Dabei gehe es nicht darum, im nachhinein rechthaberisch und anklagend mit dem Finger auf Schuldige zu zeigen, sondern die eigene Schwäche mitzubedenken und miteinander die «braune Zeit» aufzuarbeiten. Denn: «Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.»

Er brauche keine Denunziation, sondern Information. Vielfältige Aktionen sollen helfen, Licht in ein dunkles Kapitel Reichenbacher Geschichte zu bringen. So treffen sich beim «Geschichtsviertel» jung und alt in lockerer Runde, um Erfahrungen und Erlebnisse mitzuteilen, Anregungen und Kritik einzubringen oder einfach Fragen zu stellen. In der «Geschichtswerkstatt» wird versucht, dem «braunen Zeitgeist» mit Zeitungsberichten, Akten, Briefen und anderen Quellen auf die Spur zu kommen. Auch hier steht das gemeinsame Gespräch im Vordergrund. Geplant sind weiterhin Projektstage oder Arbeitsgemeinschaften an der Realschule, die Schülern die Mitarbeit er-

möglichen sollen. Wie wichtig eine umfassende Archivarbeit sei, erklärte Scherrieble an einem Brief aus der Zeit des Faschismus – eingeordnet im 17. Jahrhundert.

Der Reichenbacher Gemeinderat hatte an der Arbeit des Historikers einiges auszusetzen. Bürgermeister Roland Knapp hingegen zog ein durchwegs positives Zwischenergebnis der Arbeit. Er halte den eingeschlagenen Weg für richtig und bezeugte, daß es «mühsam ist, in die Gemeinde reinzukommen». Die Verwaltung werde sich künftig an der Erstellung der Zeitzeugen-Liste beteiligen. Scherrieble verteidigte seine Arbeit mit den Hinweisen, daß die Archivvorarbeit ebenso wichtig sei wie spätere Befragungen, es mehrere Gliederungen gebe und die ihm zur Verfügung stehende Zeit sehr knapp sei. Doch die ihm gestellte Aufgabe sei wichtig: Brücken über die in Reichenbach bestehenden Gräben müßten gebaut werden.

## Speicherbecken im Liebensteiner Tal

(HSt) Nach wie vor hält das GKN (Großkraftwerk Neckarwestheim) an einem Speicherbecken im Liebensteiner Tal fest. «Wir hatten es nie aufgegeben, nur aufgeschoben», sagt GKN-Geschäftsführer Dr. Hans Wiedemann. Der trapezförmige See soll 350 Meter lang sein und 700 000 Kubikmeter Wasser fassen.

Bereits 1986 wurde über ein Speicherbecken bei Neckarwestheim diskutiert. Das Projekt wurde auf Eis gelegt, nachdem die Energieversorgungsunternehmen des Landes die Lösung «Kleine Kinzig» verfolgten, die 1988 am Widerstand der Wasserversorgungsgruppe Kleine Kinzig scheiterte.

Als «kleine Lösung» versteht der GKN-Geschäftsführer das Kühlwasserbecken 3,5 Kilometer von den beiden Kernkraftblöcken entfernt. Das Speichervolumen würde bei Trockenzeiten für zehn Tage reichen, meint Wiedemann.

Denn wenn der Neckar zu wenig Wasser führt, müssen die Kraftwerke mit Kühlturm ihre Leistung drosseln.

Allein im vergangenen Herbst mußten die beiden GKN-Blöcke um nahezu 200 Millionen Kilowattstunden zurückgefahren werden, so der Technische GKN-Geschäftsführer Dr. Werner Zaiss.

«Bis auf weiteres» will Wiedemann die Liebensteiner Lösung im Auge behalten. Das heißt: falls nicht eine andere für die Energieversorgungsunternehmen befriedigende Lösung gefunden wird, um die Verdunstungsverluste in Niedrigwasserzeiten auszugleichen. «Ist dies in absehbarer Zeit nicht erreichbar, sind wir darauf angewiesen, eine lediglich für uns selbst ausreichende Lösung zu finden», sagt Wiedemann klipp und klar.

Der von GKN geplante Wasserspeicher liegt im Bereich des früheren Itzinger Sees. Der Seebrunnenbach könnte das Becken aber nicht füllen. «Weiteres Wasser müßte eingespeist werden», sagt Wiedemann, denkbar wäre gereinigtes Neckarwasser. Wenn der Neckarpegel bei der Schleuse Lauffen unter den kritischen Wert von 25 Kubikmetern pro Sekunde sinkt, würde das Speicherwasser in den Neckar gepumpt.

## Bürger fördern historische Kirchen

(epd) Ein Förderverein zur Erhaltung der historischen Innenstadtkirchen ist in Schwäbisch Hall ins Leben gerufen worden. Die 24 Gründungsmitglieder wollen das kulturelle Erbe der ehemaligen freien Reichsstadt sichern helfen und unterstützen die evangelische Kirchengemeinde bei den anstehenden Restaurierungsarbeiten an den historischen Kirchen St. Michael, St. Katharina und St. Urban. Bis Mitte der neunziger Jahre ist allein an der Michaelskirche und an der Katharinenkirche mit etwa zwölf Millionen Mark Restaurierungskosten zu rechnen, von denen die Kirchengemeinde ein Drittel tragen muß. Innerhalb der nächsten fünf Jahre will der Förderverein hierfür eine halbe Million Mark sammeln und sich nicht zuletzt in der Öffentlichkeitsarbeit engagieren. Vorsitzender ist Heinz Scheib.

## Trockenbiotop in Adelberg geht vor Mülldeponie

(NWZ) Schon 1983 hatte der Gemeinderat zugestimmt, im Kohlbachtal eine Deponie für den Landkreis anzulegen. Bei der von der Gemeinde in Auftrag gegebenen Biotopkartierung durch die Stuttgarter Planungsgruppe Landschaftsarchitektur + Ökologie Schmelzer-Bezenberger wurde festgestellt, daß die Steilwand im ehemaligen Sandbruch als hochwertiges Trockenbiotop einzustufen ist. Im Zusammenhang mit dem Antrag der Gemeinde Adelberg auf Ausweisung dieses Steilhanges als Naturdenkmal haben, wie der Bürgermeister den Gemeinderat unterrichtete, mit den beteiligten Behörden und den Vertretern des Naturschutzes Besprechungen und Besichtigungen stattgefunden. Dabei sei die Notwendigkeit der Maßnahme anerkannt worden.

Die letzten Besprechungen hätten ergeben, nördlich des jetzigen Zufahrtsweges nichts mehr aufzufüllen. Außerdem soll der Bachlauf künftig oberirdisch im dortigen Bereich fließen. Neben dem Biotop Trockenmauer soll ein Feuchtgebiet entstehen. Verbunden damit sei auch eine forstwirtschaftliche Nutzungsänderung, so daß die Steilwand in ihrer Gesamtheit immer unter Sonnenschein stehen sollte. Auch an der Hangkante müsse von einer höheren Bepflanzung abgesehen werden. Durch diese Maßnahme geht ein Auffüllvolumen von rund 50000 Kubikmetern verloren, das dem Landkreis letztlich auch in seiner Kalkulation fehlen würde. Auch ohne juristische Prüfung bezüglich einer Entschädigungsverpflichtung bleibe festzustellen, daß die Nutzungseinschränkung aufgrund des Antrags der Gemeinde verursacht werde.

In der Diskussion im Gemeinderat wurde u. a. die Auffassung vertreten, daß es schon 1982/83 eigentlich ein Fehler gewesen sei, den Naturschutzaspekt für die Steilwand nicht zu berücksichtigen.

## «Heimische» Zugvögel verschwinden langsam

(lby) Die Artenvielfalt der heimischen Vogelwelt nimmt ab, die Ornithologen stellen einen langsamen Schwund bei den Zugvögeln fest. Ein Großversuch der Vogelwarte Radolfzell am Bodensee des Max-Planck-Instituts für Verhaltensphysiologie ergab, daß durch eine drohende Erwärmung des Klimas die Zahl der Standvögel zunehmen wird, gleichzeitig werden die ausgeprägten Zugvögel weniger. Typische Teilzieher wie Amsel, Rotkehlchen, Star, Feldlerche oder Singdrossel werden sich zu Standvögeln entwickeln.

Die Wissenschaftler fanden heraus, daß sich das erblich festgelegte Wanderverhalten der Zugvögel innerhalb von drei bis sechs Generationen vollständig ändern kann. Eine derart rasche, so gut wie vollständige Änderung einer genetisch gesteuerten Verhaltensweise sei bislang an freilebenden Wirbeltieren noch nie gefunden worden, teilte die Max-Planck-Gesellschaft am 13. März in München mit. Für derart große Schritte der Mikroevolution seien bei Wirbeltieren bislang Zeitspannen von Jahrhunderten oder Jahrzehnten angenommen worden. Offenbar können in manchen Fällen «Programmwechsel» auf genetischer Ebene und damit die Anpassung an veränderte Umweltbedingungen sehr viel rascher erfolgen als bisher angenommen.

Milde Winter begünstigen die «Sitzbleiber» unter den Teilziehern. Sie besetzen im Frühjahr, ehe die Zugvögel zurückkommen, die besten Territorien und beginnen früher mit dem Brüten. Durch diesen «Heimvorteil» vermehren sich die Standvögel stärker als die Zugvögel. Bei den meisten hat sich im letzten Jahr eine explosionsartige Vermehrung ergeben, aus Osteuropa fand eine regelrechte «Blaumeisen-Invasion» statt. Der Ornithologe Prof. Peter Berthold von der Vogelwarte Radolfzell sieht in diesen Veränderungen Anzeichen dafür, daß für die Vögel die Klimaänderung bereits begonnen hat. Noch gebe es keinen sicheren Beleg dafür, dennoch sei unter den Weistrecken-Zugvögeln ein erheblicher Rückgang

zu verzeichnen. Die Forscher in Radolfzell hatten ihren Großversuch mit 250 Mönchsgrasmücken aus Südf frankreich vorgenommen und den Nachweis erbracht, daß das Zugverhalten der Vögel genetisch bestimmt und erblich ist, sich aber an sich ändernde Umweltbedingungen anpaßt.

## Landesarchivgesetz wird neu gefaßt

(lsw) Das baden-württembergische Landesarchivgesetz soll den Schutzvorschriften des Bundesarchivgesetzes angepaßt werden. Wie der CDU-Abgeordnete Eugen Klunzinger als Vorsitzender des Landtagsausschusses für Wissenschaft und Kunst im Februar mitteilte, hat dieses Gremium den Regierungsentwurf zur Änderung des Archivgesetzes abschließend beraten.

In diesem Zusammenhang sollen auch die Spruchkammerakten aus der Zeit der politischen Säuberung nach dem Zweiten Weltkrieg der historischen Forschung als Archivgut zugänglich gemacht werden. Neu geregelt werde auch die Pflicht zur Ablieferung von Belegexemplaren, verbunden mit einer aus verfassungsrechtlichen Gründen notwendigen Entschädigungsregelung für Härtefälle. Hierfür seien Kosten von jährlich rund 5000 Mark zu erwarten.

Wie aus der Mitteilung weiter hervorgeht, hatten die Grünen verlangt, das gesamte Archivgut aus der Zeit des Dritten Reiches sowie das Archivgut, das sich auf diesen Zeitraum bezieht, nicht zu vernichten. Die Mehrheit des Ausschusses, so dessen Vorsitzender, sei jedoch der Meinung gewesen, daß dieses Schriftgut ebenso wie Unterlagen aus anderen Epochen behandelt werden solle, das heiße, es werde jeweils geprüft, ob es für die historische Forschung von Belang sei. «Durch die archivfachliche Auswahl und Bewertung der Dokumente wird dem berechtigten Anliegen der Grünen Rechnung getragen.»

## Das Roter Rathaus im alten Kloster

(HT) Als im Jahre 1979 ein Flügel der ehemaligen Klosterökonomie der «weißen Mönche» in Rot a. d. Rot im Kreis Biberach abbrannte, hätte man gerne «Nägel mit Köpfen» gemacht und die Reste abgerissen. Dies scheiterte am Veto des Landesdenkmalamtes. Jetzt sind die Roter stolz auf das für rund 8,5 Millionen Mark sanierte Ökonomiegebäude, das ein weiteres Schmuckstück innerhalb des ehemaligen Klosterbereichs geworden ist.

Mehrfach waren im Laufe der Jahrhunderte Teile der klösterlichen Wirtschaftsgebäude dem «roten Hahn» zum Opfer gefallen. Abt Hermann Vogler (1711–1739) hatte einst die großräumige Anlage in Rechteckform errichten lassen, nachdem ein starker Windbruch in den Wäldern des Prämonstratenserklosters eine zweckmäßige Verwendung des Bruchholzes nahelegte.

Als kuriose Zeichen jener Zeit gelten geschnitzte und bemalte Köpfe an den Pfeilern, die man für Türken- oder Soldatenköpfe halten könnte. Vielleicht sollten sie auch nur der Abwehr böser Geister dienen?

Auch wenn die Württembergische Landsiedlung, die den Komplex im Jahre 1935 erwarb, Teile des Ost- und Westflügels abreißen ließ, so präsentiert sich das Bauwerk nach zweieinhalbjährigen Wiederaufbau- und Sanierungsarbeiten als Beispiel eines alten klösterlichen Wirtschaftsgebäudes. Nach einem gemeinsam erarbeiteten Nutzungskonzept für die Gesamtanlage plante ein Isnyer Architekturbüro mit Respekt vor dem Charakter des denkmalgeschützten Gebäudes Aufbau und Sanierung für neue Zwecke.

Jetzt sind die ersten Mieter, die Post und die Kreissparkasse, eingezogen. Weitere fünf große Räume werden als Vereinsheime dienen. Den Großteil belegt aber die Gemeindeverwaltung.

Sie zieht aus dem bisherigen Rathaus hierhin um. Auch der neue Ratssaal wird hier untergebracht. Das ehemalige Rathaus wurde an die Norbertus-schwester verkauft, die das im ehe-

maligen Prämonstratenserkloster untergebrachte Jugendhaus St. Norbert betreten.

Besondere Mühe haben sich die Restauratoren um die Restaurierung und Ergänzung der Köpfe an den Pfeilern und die Wiederherstellung der Freskomalereien an der Nordfront gegeben.

## Backhaus Sulzgries ins Freilichtmuseum

(EZ) 103 Jahre hat das Sulzgrieser Backhäusle auf dem Buckel. Jetzt soll das denkmalgeschützte Bauwerk in das Freilichtmuseum des Landkreises in Beuren verpflanzt werden. Dort kann der Kamin wieder richtig dampfen – wohl ohne gleich nachbarlichen Unmut hervorzurufen. 1986 wurde der Ofen per Gerichtsurteil stillgelegt: auf eine Klage der Miteigentümer hin. Weil nun aber das Brotbacken untersagt ist, konnte man den Besitzern auch nicht mehr zumuten, das Backhaus zu erhalten. Die Abbruchsfrist wurde in Verhandlungen mit dem Rechtsanwalt des Miteigentümers gerade noch bis ins Frühjahr 1990 verschoben. Der Kultur- und Schulausschuß des Kreistags folgte deshalb einstimmig der Empfehlung der Fachberater, das Sulzgrieser Häusle nach Beuren zu «translozieren».

Das 1887 errichtete, noch intakte, Sulzgrieser Backhaus zählt zu den späten Beispielen dieser Baugattung. Nachdem 1835 aus feuerpolizeilichen Gründen der Einbau von Backöfen in Wohnhäusern verboten worden war, entstanden zahlreiche Gemeindebackhäuser. Von diesen ist aber nur noch ein geringer Teil erhalten.

Ganz einfach war der Umzug des Sulzgrieser Backhauses nicht zu rechtfertigen, denn das Freilichtmuseum besitzt schon zwei Öfen: im ehemaligen Backhaus Sielmingen und im Wohnhaus Doster aus Beuren. Doch der eine ist für ein Gehöft, der andere für ein Haus gedacht, sie eignen sich also nicht für «ausgesprochene Backveranstaltungen», meinten die Museumsfachleute.

Für 62920 Mark wird nun das Sulz-

grieser Backhaus umgesetzt. Abzüglich Landeszuschuß bleiben am Landkreis noch 15000 Mark hängen. Voraussichtlich 1993 soll das Freilichtmuseum mit den ersten Gebäuden eingeweiht werden.

## Jüdische Grabsteine kehren nach Ulm zurück

(SZ) Acht jüdische Grabsteine, die 50 Jahre verschollen waren und jetzt wieder aus einem ehemaligen Brauereikeller in Munderkingen (Alb-Donau-Kreis) ans Tageslicht kamen, sollen restauriert werden und wieder an ihren angestammten Platz im Alten Friedhof zurückkehren. Oberbürgermeister Ernst Ludwig wird die Grabsteine im Beisein ehemaliger jüdischer Mitbürger bei einer Gedenkfeier wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung übergeben.

Der Weg der Grabsteine von Ulm nach Munderkingen läßt sich noch einigermaßen rekonstruieren. Irgendwann zwischen 1942 und 1944, als die letzten Ulmer Juden in die KZ und Vernichtungslager im Osten deportiert waren, wurden zahlreiche Grabsteine aus dem jüdischen Teil des Alten Friedhofs an Steinmetze und Handwerker zur Weiterverwertung verkauft. Die Nazis ließen den jüdischen Friedhof systematisch verwahrlosen, die Gräber wurden aufgelassen und mit den zum Teil kostbaren Steinen aus seltenem Granit ließ sich sogar noch ein Geschäft machen. Auf den in Munderkingen wieder aufgetauchten Grabmalen sind die Namen von Ulmer Juden aus dem 19. Jahrhundert verzeichnet, wie beispielsweise Sophie Hilp, Emanuel Erlanger und Karoline Nathan.

Manfred Herter, stellvertretender Leiter des städtischen Garten- und Friedhofamts, hat sich um die Rückführung der Grabsteine nach Ulm bemüht. Er will auch Sorge tragen, daß sie an ihrem ursprünglichen Platz im Alten Friedhof wieder aufgestellt werden.

## 125 Jahre Staatsarchiv Sigmaringen

(Schwäpo) Kein geringerer als Otto von Bismarck war der «Vater» des Staatsarchivs Sigmaringen. Vor 125 Jahren, am 23. Januar 1865, setzte er als damaliger Präsident des preußischen Staatsministeriums seine Unterschrift unter eine Übereinkunft, die Voraussetzung für die Dokumentensammlung war. Dieses Jubiläum zu feiern, bleibt dem heute für den Regierungsbezirk Tübingen zuständigen Archiv zunächst versagt: Es ist zur Zeit provisorisch untergebracht und die 20 Mitarbeiter sehnen den Tag herbei, an dem sie ihr umgebautes Dienstgebäude, den Sigmaringer Prinzenbau, beziehen können.

Die Einrichtung des Staatsarchivs war seinerzeit eine Folge der Übernahme der Hohenzollerischen Lande durch die preußische Krone. Die Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und -Sigmaringen hatten am 7. Dezember 1849 ihre politischen Probleme dadurch gelöst, daß sie ihre Souveränitätsrechte abtraten und sich von Preußen einverleiben ließen. Die in Sigmaringen eingerichtete Regierung benötigte – echt preußisch – auch ein Archiv, und so wurde das Staatsarchiv geschaffen, das Dokumente vom Fürstlich Hohenzollerischen Haus- und Domänenarchiv übernahm. Die Abgrenzung dieser beiden Archive zog eine langwierige Auseinandersetzung nach sich, die schließlich mit dem von Bismarck unterschriebenen Vertrag beendet wurde.

Glücklich waren die Archivare und Landesgeschichtler damals nicht über diese Lösung – und sind es heute noch nicht. Denn durch die verordnete Übernahme von Akten und Dokumenten wurde ein bestehender, intakter Archivkörper auseinandergerissen.

Als preußisches Regierungsarchiv bestand die Sammlung bis zum Ende des Regierungsbezirks Hohenzollern im Jahr 1945. Ein Jahr später rückte das Staatsarchiv in die Rolle des Landesarchivs für das neugegründete Land Württemberg-Hohenzollern. Aber nur für sechs Jahre: Von 1952 an diente es dem Regierungsbe-

zirk Südwestfalen-Hohenzollern im neuen Südweststaat. Nach der Gebietsreform entstand der heutige Regierungsbezirk Tübingen – das Staatsarchiv blieb freilich in Sigmaringen, das schließlich auch einmal als «Hauptstadt» des Regierungsbezirks im Gespräch war. Aus diesen Daten ist zu ersehen, wie sehr die Geschichte des Staatsarchivs die Geschichte Württemberg-Hohenzollerns widerspiegelt.

Das älteste Dokument des Staatsarchivs ist eine Papsturkunde für das Kloster Beuron im Donautal aus dem Jahr 1097. Reiche Bestände liegen auch aus dem 15. und 16. Jahrhundert vor. Den meisten Platz nehmen aber neuzeitliche Schriftstücke weg. In den vergangenen Jahren archivierten die Mitarbeiter im Durchschnitt jährlich 500 laufende Meter Akten. Seit 1945 wuchs so das Archivgut von 1000 laufenden Metern auf gegenwärtig 13500 laufende Meter an. Mehr als 300 Justiz- und Verwaltungsdienststellen müssen ihr Material an das Staatsarchiv abliefern.

Die seit Jahren andauernde Sanierung der denkmalgeschützten Archivgebäude läßt sich das Land 22 Millionen Mark kosten. Im Herbst dürfte der erste Bauabschnitt vollendet sein. Das gibt dann die Gelegenheit, das Jubiläum gebührend zu feiern.

## Freilandmuseum Hohenlohe mit neuem Leiter

(lsw) Zum neuen Leiter des Hohenloher Freilandmuseums in Schwäbisch Hall-Wackershofen ist Albrecht Bedal berufen worden. Der 42jährige Architekt, seit 1986 stellvertretender Leiter des Hochbauamtes der Stadt Schwäbisch Hall, tritt die Nachfolge von Heinrich Mehl an, der im schleswig-holsteinischen Landesmuseum Schloß Gottorp die Abteilung für Volkskunde übernommen hat. Das Hohenloher Freilandmuseum ist unter den sieben Freilichtmuseen in Baden-Württemberg mit seinen 128000 jährlichen Besuchern das zweitgrößte.

## Fünf Jahre Denkmalstiftung

(MB) In den fünf Jahren ihres Bestehens hat sich die Denkmalstiftung Baden-Württemberg als ein erfolgreiches Modell erwiesen, erklärte Innenminister Dietmar Schlee nach einer Sitzung des Kuratoriums der Denkmalstiftung am 22. März im Schloß Kirchberg an der Jagst. Wo die Zuschüsse der amtlichen Denkmalpflege nicht ausreichen, um ein Kulturdenkmal wie z. B. ein altes Bürgerhaus, eine ehemalige Synagoge oder eine Burgruine zu erhalten, da hilft die Denkmalstiftung aus, um das Anwesen zu retten. Voraussetzung ist allerdings ein starkes bürgerschaftliches Engagement durch eine Initiative oder einen Verein. Für das laufende Jahr stehen aus dem Stiftungskapital des Landes und den Spenden der Wirtschaft rund fünf Millionen bereit, um das gebaute Erbe zu bewahren. Die Waldburg in Oberschwaben, die historische Eisenbahn im Wutachtal und das Pfarrhaus Steinenberg, Gemeinde Rudersberg, werden die größten Brocken bekommen.

## Kritik gegen Landesluftreinhalteplan

(lsw) Baden-Württembergs Naturschutzverbände halten den von der Landesregierung für Stuttgart vorgelegten Luftreinhalteplan für «sachlich völlig unzureichend». Der zwölfseitige Landesentwurf bleibe vor allem bei der Verkehrsplanung weit hinter den Anforderungen zurück, betonten Vertreter verschiedener Naturschutzverbände in Stuttgart. Allein der Verzicht auf ein durchgehendes Tempo-60-Limit auf Stuttgarts Schnellstraßen bedeute jährlich 600 Tonnen an Stickoxydausstoß mehr als bei einer generellen Beschränkung auf Tempo 60. Kritik übten die Naturschutzverbände auch am Verkehrsleitsystem der «intelligenten Straße», wonach Geschwindigkeitsbegrenzungen je nach Verkehrsdichte verändert werden können.

## Sonderbriefmarke für Ernst Rudorff

(DBH) Am 18. Januar 1990 jährte sich der 150. Geburtstag von Professor Ernst Rudorff, dem Pionier des Natur- und Landschaftsschutzes in Deutschland. Ernst Rudorff (geboren im Jahre 1840 in Berlin und gestorben am 31. Dezember 1916 in Berlin) ist zugleich der Wegbereiter des Heimatschutzgedankens.

Auf seine Initiative hin wurde am 30. März 1904 in Dresden der Deutsche Bund Heimatschutz, die Vorläuferorganisation des DEUTSCHEN HEIMATBUNDES (DHB), gegründet. Heute gehören der Dachorganisation der Heimatvereine in der Bundesrepublik, die zugleich anerkannter Bundesnaturschutzverband ist, mehr als zwei Millionen Mitglieder an.

Die Landespostdirektion Berlin hat zur Erinnerung an Ernst Rudorff eine Sonderbriefmarke herausgebracht. Die öffentliche Vorstellung dieser Sonderbriefmarke erfolgte im Rahmen einer Feierstunde am 11. Januar d. J. durch den Präsidenten der Landespostdirektion Berlin, Klaus Werner, unter Mitwirkung der Berliner Senatorin für Stadtentwicklung und Umweltschutz, Dr. Michaela Schreyer, des Präsidenten des Umweltbundesamtes, Dr. Heinrich von Lersner, des Präsidenten des DEUTSCHEN HEIMATBUNDES (DHB), Dr. Hans Tiedeken, und des Vorstandsmitgliedes der ABN, Professor Dr. Wolfgang Erz.

Der Musikprofessor Ernst Rudorff hat seine Anregungen zum Natur- und damit zum Heimatschutz, wie man damals sagte, nicht auf hohen Schulen, sondern «vom Leben selbst» und aus unmittelbarer Anschauung erhalten.

Wie kam er dazu? Auf dem Anwesen seiner Familie im hannoverschen Lauenstein bei Lauenburg am Ith hatte Rudorff die schädlichen Auswirkungen von Flurbereinigung und Flurbehandlung auf die natürliche Umwelt unmittelbar erleben müssen. 1880 erschien seine kämpferische Schrift «Über das Verhältnis des modernen Lebens zur Natur». Vehement setzte er sich darin für den

«Schutz des Menschenwerks», also für die Baudenkmäler, und für die «Schonung landschaftlicher Eigentümlichkeiten», das ist unser heutiger Gedanke des Landschaftsschutzes, ein. Er wußte, woher die Gefahren drohten, – und seine damalige Einschätzung ist auch nach mehr als 100 Jahren noch aktuell: Die drohenden Gefahren sah er vor allem von seiten der Industrie, des Tourismus und des Verkehrswesens. Aber er wandte sich nicht generell gegen den Fortschritt. Er forderte nur dessen sinnvolle Nutzung durch den Menschen. So schrieb er: «Es kommt alles auf das Maß an, das man walten läßt. Den Wald ausrodern, bedeutet (...) bis zu einer gewissen Grenze Fortschritt und Kultur; über diese Grenze hinaus bedeutet es Barbarei, und zur Kultur wird umgekehrt das Schonen und Ansäen.»

Rudorff kann auch als indirekter Begründer der Roten Liste der gefährdeten Tiere und Pflanzen gelten, indem er vor der Ausrottung seltener Pflanzen – z.B. Anemone alpina auf dem Brocken im Harz – und Tiere warnte. Und er wies auf die fatalen Folgen hin, die drohten, wenn Sümpfe entwässert, Moore trockengelegt, Bachläufe kanalisiert und andere Eingriffe in den Naturhaushalt vorgenommen würden.

## Geschirrmobil zur Müllvermeidung

(lsw) Mit einem Geschirrmobil, das an Vereine, Organisationen und Gemeinden ausgeliehen werden soll, will der Rems-Murr-Kreis einen Beitrag zur Müllvermeidung leisten. Durch den Einsatz dieses Fahrzeugs erhofft sich Landrat Horst Lässig, daß künftig bei Straßen- und Vereinsfesten auf das bisher übliche Einweggeschirr und -besteck verzichtet wird.

Das Mobil kostet 27000 Mark und besteht aus einem Anhänger, auf dem eine Industriegeschirrspülmaschine samt Geschirrausstattung installiert ist. Insgesamt werden bei dem Geschirrmobil 500 Tassen und Teller aus Porzellan bereitgehalten. Der Landrat unterstrich: «Wir wollen mit die-

ser Anschaffung auch einen Anreiz zur weiteren Beschaffung von Geschirrmobilen durch die Städte und Gemeinden bieten.» Mit jedem Einsatz des Mobils könnten wertvolle Rohstoffe und knapper Deponieraum eingespart werden.

## «Antennen-Satzung» ist nur bedingt zulässig

(lsw) Die Kurstadt Baden-Baden kann die Aufstellung von Parabolantennen zum Empfang von Satellitenprogrammen nicht ohne weiteres durch eine Gestaltungssatzung im kommunalen Baurecht verhindern. Nach Angaben des baden-württembergischen Innenministeriums ist eine von der Kurstadt für den Altstadtbereich geplante Genehmigungspflicht für derartige private Empfangsanlagen nicht zulässig, weil dadurch die vom Grundgesetz garantierte Informationsfreiheit des Bürgers eingeschränkt würde.

Das Recht auf Information sei im Zweifelsfall höher einzuschätzen als das optische Erscheinungsbild historischer Stadtkerne. Ausnahmen von dieser Grundsatzentscheidung seien allenfalls dann möglich, wenn gleichwertige Empfangsmöglichkeiten über Breitbandkabel der Post zur Verfügung stünden, hieß es.

Außer Baden-Baden wollte auch die Stadt Heidelberg versuchen, die Ausbreitung von Parabolantennen durch Ortsrecht einzuschränken. Beide Städte hatten bereits die von den Gemeinderäten verabschiedeten «Antennen-Satzungen» dem Regierungspräsidium Karlsruhe zur Genehmigung vorgelegt.

In Baden-Baden wird die Breitbandverkabelung der Innenstadt aufgrund technischer Schwierigkeiten vermutlich noch Jahre in Anspruch nehmen, so daß das angestrebte Verbot der Satellitenschüssel in absehbarer Zeit nicht zu erreichen sein dürfte. Wie das Baden-Badener Baurechtsamt auf Anfrage mitteilte, bedarf die Anbringung einer derartigen Satellitenempfangsanlage an Kulturdenkmälern jedoch auch weiterhin einer denkmalschutzrechtlichen Genehmigung.



**Musik in Oberschwäbischen Klöstern**  
- ein außergewöhnliches Projekt -

vor allem heimatkundlich interessierten Hörerinnen und Hörern bietet das Projekt die Gelegenheit, die reichen musikalischen Traditionen der oberschwäbischen Klöster wiederzuentdecken. Zu kulturellem Ansehen verhalf den Klöstern nicht nur die prachtvolle Architektur, die für den heutigen Betrachter noch unmittelbar erfahrbar ist,- man denke nur an Obermarchtal und Zwiefalten - sondern auch ihre zu Unrecht vergessene, reiche Musikpflege im 18. Jahrhundert.

**Nikolaus Betscher**  
Missa in C von 1794  
LP-ATT 1003 DM 24,00

**Musik in Oberschwäbischen Klöstern**  
Reichsabtei Marchtal  
Werke von Isfrid Kayser / Sixt Bachmann  
Doppel-LP-ATT 1005 DM 34,00

**Meingosus Gaelle**  
Adams und Evas Erschaffung  
Komische Oper nach Sebastian Seiler  
Doppel-LP-ATT 4001 DM 34,00

**Münsterkonzert Zwiefalten**  
Werke von Michael Haydn, Ernest  
Weinrauch, Nikolaus Betscher  
LP-ATT 1004 DM 24,00

**Musik in Oberschwäbischen Klöstern**  
Reichsabtei Zwiefalten  
Werke von Ernest Weinrauch  
Doppel-LP-ATT 1006 DM 34,00



Wenn Sie Interesse an ausführlicheren Informationen haben, fordern Sie einfach unseren Prospekt an:  
Attempo Verlag Wilhelmstraße 7 74 Tübingen Tel.: 07071/29-2530

# Neu im Frühjahr



**Mord und Todschlag in Schwaben**

Zwei Leichen im Weinberg und andere (zum Glück) nicht alltägliche Kriminalfälle.

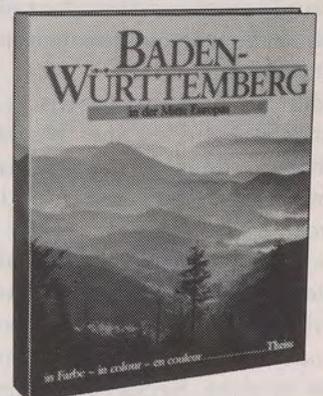
Entdeckt, bearbeitet und herausgegeben von Diederich Genth. 160 Seiten mit 65 Abb. DM 19,80.  
Der „andere Krimi“: Aus alten Polizei- und Gerichtsakten. Hintergrund - unterhaltsam - brutal - nüchtern. Mit zahlreichen Bildcollagen.



**U.A.w.g.**

Geschichten von Tieren und Menschen.  
Von Wolfgang Walker.

115 Seiten. DM 19,80.  
Heitere und ernste Geschichten um die SDR-Sendung: „U.A.w.g.“:  
Um Antwort wird gebeten. Nach 10 Jahren „Funkkontakt“ gibt es jetzt auch das Buch zur Sendung mit den schönsten Begebenheiten.



**Nur DM 29,80**

**Viel Buch für wenig Geld**  
**Baden-Württemberg**  
in der Mitte Europas

Von Reiner Rinker. 78 Seiten mit 64 großformatigen Farbtafeln. Alle Texte dreisprachig. DM 29,80

Theiss - Bücher in Ihrer Buchhandlung.

**THEISS**

## Sieg für Denkmalschutz oder Gießerei?

(HSt) Die Stadt Neckarsulm und die Firma Kolbenschmidt wollen die letzten drei Häuser der früheren Spohnsiedlung abreißen, das Landesdenkmalamt hält sie für schützenswert. Nun muß das Regierungspräsidium, wo sich die Beteiligten trafen, entscheiden.

Dr. Sabine Weyrauch vom Landesdenkmalamt vertrat vor der ihr übergeordneten Denkmalbehörde, dem Regierungspräsidium (RP) Stuttgart, ihre bereits bekannte Ansicht: Die vom Industriellen Spohn zur Jahrhundertwende in Neckarsulm rund um die damalige Jutespinnerei gebaute Arbeitersiedlung hat Seltenheitswert. Auch noch, nachdem das RP 1987 zuließ, daß Kolbenschmidt (KS) sich zu Lasten dieser Häuser auf dem Gelände ausbreitet, und nurmehr drei Gebäude übrig sind.

Zwar räumt die Denkmalschützerin gerne ein, daß der Wert der Anlage mit dem Abbruch «natürlich schon gesunken ist». Die drei Häuser weisen für sie aber immer noch «Eigenschaften eines Kulturdenkmals» auf. Allerdings nur in einer Nutzung, die dem früheren Zweck des Ganzen nahe bleibt.

Spruch: als Wohnhäuser. Eine Umgestaltung der Spohnschen Häuser in moderne Büros erschien Sabine Weyrauch verfehlt. «Vom Raumschnitt bis zur Türklinke» sei hier eben all das vorhanden, was ein Wohnhaus jener Zeit ausmache.

Andere als denkmalpflegerische Argumente hatte Sabine Weyrauch nicht zu vertreten. Den Part übernahmen die Stadt Neckarsulm und die Firma Kolbenschmidt. Die KS-Werksleitung erläuterte die funktionellen Zusammenhänge auf ihrem Betriebsgelände: Einen alternativen Standort für einen Gießereineubau gebe es nicht. Neckarsulms Bürgermeister Dr. Jürgen Zieger stellte den Abwägungsprozeß in den Vordergrund: Zwar sehe man die Denkmalswürdigkeit der Häuser, bewerte aber Sicherheit der Arbeitsplätze und Sicherung des KS-Standesortes als höherwertig ein.

Mit dem Vorschlag Ziegers, Teile der

Häuser zu erhalten und beispielsweise Türen und Fensterläden ins künftige Neckarsulmer Heimatmuseum zu verfrachten – wo eine Fotodokumentation über die Arbeitersiedlung geplant ist –, gibt sich das Landesdenkmalamt nicht zufrieden. «Das mag für das Heimatmuseum interessant sein, hat mit Denkmalpflege allerdings nicht das geringste zu tun.»

Nun muß das Regierungspräsidium die Abwägung vornehmen.

## Im Buch: Grenzsteine der Stadt Markgröningen

(LK) «Grenzsteine der Stadt Markgröningen – Mit dem Lagerbuch die Grenze entlang», heißt ein reich bebildertes Büchlein, das 1987 im Eigenverlag der Stadt erschien und in dem Karl Erwin Fuchs eine Fülle steinerne Zeugen längst vergangener Tage präsentierte. Es ist eine interessante Fundgrube für den Spaziergänger und Wanderer, der rund um die ehemalige alte Reichsstadt auf einen solchen Grenzstein stößt und die Wappen, die Zeichen nicht zu «enträtseln» weiß.

An einem Waldrand findet sich ein Prachtexemplar, das mit seinem Doppelkreuz auf das Gröninger Spital verweist. Eine Stiftung ermöglichte 1297, so vermerkt Karl Erwin Fuchs, dem Spitalorden zum Heiligen Geist in Rom, das sogenannte Gröninger Spital einzurichten. Von den Einkünften war je ein Drittel für die einheimischen Pfleglinge, für die Fremden und für die Brüder einschließlich der Instandhaltung der Gebäude vorgesehen. Nach der Einführung der Reformation kam das Spitalgut zum Landeskirchengut, die Aufsicht hatte die Stadt. Nicht nur in der Gröninger Markung, sondern auch an 32 weiteren Orten war das Spital im Jahr 1572 begütert. Und jeder Acker, jedes Wiesen- und Waldstück war mehr oder weniger gut versteint, wobei die Steine stets das Besitzeichen trugen. Als solches dient das Doppelkreuz des römischen Ordens, das alle Balkenenden gespalten zeigt.

## Paul Wanner ist tot

(rf) Im Alter von fast 95 Jahren ist am 5. April in Stuttgart-Degerloch Paul Wanner gestorben. Der aus Schwäbisch Hall gebürtige Lehrer und Schriftsteller ist hierzulande vor allem als Volksschriftsteller bekannt geworden. Seine Stücke wurden auf fast allen Freilichtbühnen im Lande und darüber hinaus gespielt. Paul Wanner verarbeitete mit Vorliebe historische Stoffe in seinen nahezu vierzig Bühnenstücken. Bekannte Stücke sind: «Der Schneider von Ulm», «Die Weiber von Schorndorf» oder «Der Leonberger Landtag». Von 1927 bis 1947 unterrichtete Paul Wanner am Hölderlin-Gymnasium. 1985 ehrte ihn die Stadt Stuttgart mit der Bürgermedaille. Am 27. Juli wäre der Dichter und Dramatiker 95 Jahre alt geworden. Seine Jugenderinnerungen an die Zeit im Maulbronner und Blaubeurener Seminar wurden in der «Schwäbischen Heimat» veröffentlicht.

## Maulbronn wird als Gesamtanlage saniert

(SB) Eine positive Bilanz für das Kloster Maulbronn zog Oberfinanzpräsident Dr. Meyding, Karlsruhe. Nach erfreulichen Schritten sei es weiterhin Ziel, Zug um Zug die konzeptionellen Überlegungen, die man für die Gesamtanlage Maulbronn erarbeitet hat, zu verwirklichen.

Bislang wurde beispielsweise der UNESCO-Antrag auf den Weg gebracht. Mit diesem Antrag soll die Aufnahme des Klosters Maulbronn in die Liste des Weltkulturerbes bei der UNESCO erreicht werden. Die Chancen für eine Aufnahme stehen gut, mit einer Entscheidung ist Ende 1990 zu rechnen.

Das Stichwort Klosterhofumgestaltung führte zu einem weiteren wichtigen Aspekt der Tätigkeit in Maulbronn, nämlich der Erarbeitung eines umfassenden Nutzungs- und Sanierungskonzepts für die Klosteranlage. Das Land wird, so Meyding, auch 1990 und in den folgenden Jahren seine Verantwortung für die Klosteranlage wahrnehmen.

**GROSS GEWORDEN IN WÜRTEMBERG.  
ZU HAUSE IN DEUTSCHLAND.**

TIGGES Kommunikation



Der Württemberg (Rotenberg)

Unsere Wurzeln sind von jeher in Stuttgart, unser Name ist gut württembergisch, unser Geschäft steht auf festem Grund und Boden. Das verpflichtet. Unsere Kunden, ob Wohnungsbauer, gewerbliche Investoren oder Kapitalanleger, können daher auf bodenständige Finanzierungen, sichere Kapitalanlagen und eine grundsolide Beratung bauen. Und das in der ganzen Bundesrepublik. Rufen Sie uns an.

**Württembergischer  
Hypo** 

Berlin: 030/8 8198 90 · Bielefeld: 05 21/6 90 10 · Düsseldorf: 02 11/35 20 35 · Frankfurt: 069/23 22 72  
Freiburg: 07 61/3 55 35 · Hamburg: 040/36 48 55 · Hannover: 05 11/36 36 13 · Karlsruhe: 072 42/50 15  
Köln: 02 21/13 50 85 · Mannheim: 06 21/2 08 78 · München: 089/22 15 34 · Nürnberg: 09 11/2 37 91 85  
Ravensburg: 07 51/2 63 65 · Stuttgart: 07 11/2 09 63 53

## Beim Kleinbautenerlaß ist eine Lösung in Sicht

(lsw) Beim umstrittenen Kleinbautenerlaß bahnt sich eine Lösung an. Die CDU-Mehrheitsfraktion im baden-württembergischen Landtag hat sich darauf verständigt, Geschirrhütten bis zu einem Volumen von 20 Kubikmetern umbauten Raum genehmigungsfrei zu halten. Das baden-württembergische Innenministerium hat diesen Vorschlag begrüßt. Bisher lag die Obergrenze bei 15 Kubikmetern. Für diese neue Regelung will das Land die Landesbauordnung ändern, ein neuer Kleinbautenerlaß sei nicht notwendig.

Nach Angaben der CDU-Fraktion gilt die Genehmigungsfreiheit nur außerhalb von Natur- und Landschaftsschutzgebieten. Ebenso sollen Fenster in den Geschirrhütten nicht erlaubt sein. Der baden-württembergische Innenminister Dietmar Schlee und der CDU-Landtagsabgeordnete Gerd Zimmermann erklärten übereinstimmend, mit diesem Beschluß trage man sowohl den berechtigten Interessen der Freizeitgärtner wie den Belangen des Naturschutzes Rechnung. Härtefälle sollten berücksichtigt und bei älteren Menschen Einzelfallregelungen angestrebt werden. Baden-Württembergs Innenminister Dietmar Schlee versprach, sich für einen Vollzug dieser neuen Vorschrift «mit Augenmaß» und gegen eine «Tabula rasa» einzusetzen.

Eine Absage erteilte die CDU der SPD-Forderung, die Genehmigungsgrenze auf 25 Kubikmeter auszudehnen und auch Fenster zuzulassen. Zimmermann betonte, bei der von der SPD geforderten Größe und Ausstattung würde eindeutig die Grenze von der Geschirrhütte zum «Gartenhaus oder Mini-Wochenendhaus» überschritten. Der Kleinbautenerlaß war im Jahre 1978 vom damaligen Innenminister Lothar Späth erlassen worden und hatte überall in Baden-Württemberg für Mißmut und Aufregung unter der Bevölkerung gesorgt. Im Regierungsbezirk Stuttgart waren zahlreiche Gartenhäuser abgerissen worden.

## Vogelschützer und Kanuten gegen Jagst-Kraftwerk

(swp) Den Bau eines Wasserkraftwerks an der unteren Jagst hat das Regierungspräsidium Stuttgart verboten. Die Nutzung erneuerbarer Energien sei nicht so wichtig wie der «Schutz des landschaftlich hochwertigen und einzigartigen Jagstabschnittes», wurde der Energieversorgung Schwaben (EVS) mitgeteilt.

700 Haushalte wollte die EVS mit Strom aus diesem Flußkraftwerk bei Bad Friedrichshall versorgen. Um eine Leistung von 470 Kilowatt erreichen zu können, müßte die Jagst gestaut werden. Notwendig für die acht Millionen Mark teure Anlage wäre auch eine Dammschüttung entlang des Flusses. EVS-Baudirektor Gottfried Haag konnte in dieser «vernünftigen Sache», Bestandteil des Energieprogramms 2000, «keine großen ökologischen Nachteile» entdecken. Ganz anders dagegen sieht es eine ungewöhnliche Allianz von Wassersportlern und Naturschützern. Der Landessportverband Baden-Württemberg hat gegen dieses Kraftwerk opponiert, weil gerade dieser Flußabschnitt «eine einzigartige Wildwasserstrecke» und ein Schwerpunkt für den regionalen und überregionalen Kanusport sei, außerdem das Übungs- und Wettkampfdorado der Flossenschwimmer. Der Landesfischereiverband sah Gefahren für zahlreiche vom Aussterben bedrohte Tierarten.

Diesen Argumenten schloß sich das Regierungspräsidium uneingeschränkt an. Einer Biotopkartierung der Landesanstalt für Umweltschutz zufolge bestünden Gefahren für die in diesem Bereich noch vorkommenden, vom Aussterben bedrohten Vogelarten wie Eisvogel, Pirol und Schleiereule. Durch den Stau erfolge ein solcher Eingriff in die Landschaft, daß die Ufervegetation geschädigt und das Landschaftsbild «erheblich beeinträchtigt» werde.

Die Behörde konnte keine überwiegenden öffentlichen Interessen erkennen, die ein solches Vorhaben zuließen. Wenngleich grundsätzlich Stromgewinnung aus Wasser zu begrüßen sei, so falle die Leistung des

geplanten Kraftwerks doch nicht so ins Gewicht, «daß die Zerstörung eines der wenigen noch nicht ausgebauten und gestauten Flußabschnitte im Regierungsbezirk Stuttgart» genehmigt werden könnte. Das Regierungspräsidium gab wegen der «nicht ausgleichbaren Einzigartigkeit und des besonderen Typus der Jagstlandschaft» der Erhaltung der Landschaft Vorrang vor der Stromgewinnung. Überdies gebe es gerade in diesem Bereich «ein ausreichendes und vielfältiges Energieangebot, zum Beispiel durch eine leistungsfähige Gasversorgung», hieß es.

## Bönnigheimer Glasfunde aus dem 16. Jahrhundert

(LK) Nachdem die Historische Gesellschaft schon vor Jahren durch die Funde von rituellen Nachgeburtstöpfen weithin auf sich aufmerksam machte, haben die Hobby-Historiker der Ganerbenstadt nun wieder eine Entdeckung gemacht. Im Keller des zum Abbruch anstehenden Sattlerhauses in der Hauptstraße 67 stießen die Mitglieder des Geschichtsvereins bei der Suche nach Nachgeburtbehältern auf Überreste mittelalterlicher Glasgefäße. Da das Haus, so der Vorsitzende der Historischen Gesellschaft, Kurt Sartorius, erst um 1800 erbaut worden sei, habe man nicht mit so alten Funden gerechnet. Untersuchungen des Landesdenkmalamtes hätten aber eindeutig ergeben, daß die Glasscherben aus den Jahren zwischen 1550 und 1600 stammen. Sehr erstaunt, so Kurt Sartorius, seien die Bönnigheimer Historiker gewesen, als gleich bei den ersten Grabungen in dem alten Keller die Glas- und Keramikscherben zutage getreten seien. In einer rund 40 Zentimeter mächtigen Planierschicht, so Sartorius, hätten die Überreste die Jahrhunderte überdauert, bevor sie nun entdeckt wurden. Dabei überraschte nicht nur das Alter der Funde, sondern auch die Menge, denn neben Teilen eines Kachelofens und früher Bleiverglasungen seien rund 80 Trinkgläser der unterschiedlichsten Formen gefunden worden.

**Württembergischer.  
Unser Wein.**



**Ein gelungener Tag**

Mit Freunden bummeln und einkaufen. Lachen und fröhlich sein. Bei einem Glas Württembergischer Genossenschaftswein sich entspannen und unterhalten.

Das sind Tage, die man genießt. Und auf die man nicht verzichten sollte.



**Kenner trinken Württembergischer Genossenschaftsweine**

**GLÜCKWUNSCH  
KARTEN**



Muster  
und Prospekte  
7207 Beuron  
Beuroner Kunstverlag

**Schlüpf  
'rein in die  
Freizeit...**

**...in Ganter  
mit der  
Aktiv-  
Sohle!**

Für Damen,  
0407,  
für Herren  
1007



**schuh-verlässlich**



**Ganter**

Schuh-Haus

**Abele**

7 Stuttgart S · Tübinger Straße 18  
Fernsprecher 29 08 16

Mitglied im Schwäbischen Heimatbund

**Sicherheit.  
Rund um die Uhr.  
Rund um das  
Jahr.**



Sicherheit für Sie selbst, für die Familie, für Heim, Haus und Geschäft, für das Auto bietet Ihnen die Württembergische durch ein Versicherungsprogramm, das auf Ihren persönlichen Bedarf zugeschnitten ist.

Sprechen Sie bitte mit unserem Mitarbeiter in Ihrer Nähe. Er ist Fachmann für versichern, vorsorgen, bausparen und wird sich gern viel Zeit nehmen, Sie sorgfältig zu beraten. Die Anschrift steht im Telefonbuch unter Württembergische Feuerversicherung AG.

Zur abgebildeten Uhr:  
Türmchenuhr,  
Süddeutschland, um 1550  
Württembergisches  
Landesmuseum, Stuttgart

**Württembergische  
Versicherungen**

## Täglich drei Hektar Landschaft «versiegelt»

(epd) In Baden-Württemberg werden täglich etwa drei Hektar Fläche (bezogen auf 1981–1985) durch Überbauen «versiegelt». Damit wies Umweltminister Erwin Vetter (CDU) gegenüber der FDP/DVP-Landtagsfraktion die Darstellung zurück, die «Landschaftsversiegelung» betrage «täglich noch über zehn Hektar». Beim Flächenbedarf je Wohnung, so der Minister in seiner Antwort auf einen FDP-Antrag, sei das Land nach den Erhebungen von 1981 bis 1985 um rund zehn Prozent sparsamer gewesen als die übrigen Bundesländer. «Versiegelte Fläche» dürfe nicht pauschal mit «Siedlungsfläche» gleichgesetzt werden, da diese neben Verkehrs- oder Betriebsflächen auch Erholungs- und Freiflächen umfasse. Nach Schätzungen des Innenministeriums seien im Schnitt etwa 40 Prozent der Bauflächen überbaut oder befestigt und damit «versiegelt». In den Stadtkernen erreichten die Anteile bis zu 100 Prozent, bei «Wohnbauflächen» und in ländlichen Gebieten häufig nur 20 bis 30 Prozent. Die Siedlungsfläche in Baden-Württemberg belief sich der Ministeriums-Mitteilung zufolge 1988 auf 423756 Hektar und nahm damit gegenüber dem Vorjahr um 2846 Hektar (0,7 Prozent) zu. 1970 waren im Land rund 310000 Hektar Siedlungsfläche ausgewiesen, im Jahr danach fast 16000 Hektar (5,1 Prozent) mehr. Das Land Baden-Württemberg hat eine Gebietsfläche von etwa 35000 Quadratkilometern oder 3500000 Hektar.

## Tübinger Arbeitsgruppe «Fotografie im Museum»

(PM) Das Fotografiejubiläumsjahr 1989 ist vorbei. Damit es nicht folgenlos bleibt, sondern die Vielzahl guter Ansätze weiterentwickelt wird, wurde im Museumsverband Baden-Württemberg eine Arbeitsgruppe «Fotografie im Museum» gegründet. Sie will erreichen, daß sich der Umgang mit dem Medium in den Museen, Bibliotheken, Archiven, Sammlungen und Instituten des Landes

merklich verbessert. Dieses Ziel gilt gleichermaßen für die sammelnde, bewahrende, forschende und publizierende Arbeit.

Nach Kursen in «Erkennen und Erhalten alter Photographien», einer Exkursion nach Köln und Essen, dem Entwickeln einer Mustermappe mit fototechnischen Standards für den Museumsgebrauch verschickt die Arbeitsgruppe nun auch einen Fragebogen, mit dem ein Überblick über die Bestände fotografischer Sammlungen in Baden-Württemberg gewonnen werden soll. Der Zweck dieser Umfrage ist es, den Ist-Zustand fotografischer und fotohistorischer Praxis zu erheben, um dann gezielt Verbesserungsvorschläge, Fortbildungsangebote, Anregungen zur Kooperation auf technischer wie wissenschaftlicher Ebene entwickeln zu können. Die Arbeitsgruppe ist erreichbar über Wolfgang Hesse, c/o Stadtmuseum, Postfach 2540, 7400 Tübingen.

## Die Buche ist «Baum des Jahres»

(lsw) Der naturnahe Wald mit zwei Drittel Laubbäumen ist auf lange Sicht die wirtschaftlichste Art der Waldnutzung. Das Übergewicht der Fichtenbestände in der Vergangenheit ist Folge der Aufgabe der Schafwirtschaft, der großflächigen Kahlhiebe nach dem Krieg und des Holzmarktes, sagte der Präsident der Forstkammer Baden-Württemberg, Bürgermeister Ulrich Maier (Wildbad), vor Journalisten in Mössingen. Der naturnahe Waldaufbau biete wirtschaftliche Vorteile, da die nötigen Einschläge in Mischwäldern unabhängig vom Einzelmarkt erfolgen könnten. Nur noch die Hälfte der Wälder des Landes ist naturgeprägt, betonte Maier. Der Umbau der anderen Hälfte sei kostspielig. Der Forstexperte forderte dafür vom Land, das aus dem Sonderprogramm derzeit fast 30 Millionen Mark im Jahr gebe, «eine noch stärkere Förderung als bisher».

Künftig wolle man beim naturnahen Umbau «mit der Natur arbeiten» und

vermehrt auf die natürliche Verjüngung der Bestände setzen. Eine besondere Rolle komme der Buche, dem Baum des Jahres 1990, zu. Die lange vernachlässigte «Mutter des Waldes» habe wegen der Verknappung der Tropenhölzer wieder steigenden Marktwert – und das, so Maier, «hilft uns auch in der Ökologie».

## Museum im Schloß Untergröningen?

(Schwäpo) Wird in das Untergröninger Schloß bald ein Heimatmuseum integriert? Vorbehaltlich der Zustimmung durch den Gemeinderat teilte das Land mit, daß es bereit wäre, hier Räume zur Verfügung zu stellen.

Das Untergröninger Schloß steht im Eigentum des Landes Baden-Württemberg. Vorgesehen ist, daß das Schloß in den kommenden Jahren renoviert und dann für das Landesdenkmalamt, Abteilung Bodenfunde, bereitgestellt wird. Bei der Renovierung sollen aber auch die Belange der katholischen Kirchengemeinde Untergröningen mit der im Schloß befindlichen Schloßkirche berücksichtigt werden.

Auf Antrag des Ortschaftsrates Untergröningen setzte sich die Gemeindeverwaltung mit dem Staatlichen Hochbauamt Schwäbisch Gmünd und dem Staatlichen Liegenschaftsamt Ellwangen wegen einer Integrierung eines Heimatmuseums in das Schloß in Verbindung. Vom Liegenschaftsamt wurde die Gemeinde nun unterrichtet, daß das Land einverstanden wäre, vier Räume mit rund 200 Quadratmetern und einen Kellerraum zur Verfügung zu stellen. Die Gemeinde würde die Räume mietzinsfrei bekommen. Lediglich die Betriebskosten seien zu entrichten.

Ursprünglich hatte das Land geplant, die Räumlichkeiten lediglich für Lagerflächen auszubauen. Der Museumsausbau verursacht einen Mehraufwand. Vom Land wird deshalb Wert darauf gelegt, daß die Gemeinde Abtsgmünd auch hinsichtlich des Mehrbedarfs einen Baukostenzuschuß leistet.

## Alemannenfunde kehrten nach Laichingen zurück

(swp) Ein paar alemannische Funde sind im Dezember nach Laichingen zurückgekehrt. Darunter ein Teil, das wegen einer Kreuzverzierung als bedeutend angesehen wird. 1984 waren die Gegenstände, die 1983 am Laichinger Friedhof entdeckt worden sind, vom Landesdenkmalamt Tübingen abgeholt worden.

Die Wissenschaftler des Landesdenkmalamtes Tübingen haben die Funde in den vergangenen Jahren restauriert und katalogisiert. Dabei haben sie eine Besonderheit festgestellt: An zwei der gefundenen Riemenzungen waren aufgerostete Textilreste erhalten. Die Restauratoren haben die Gewebe- und Nähmuster erhalten und zu deren Gunsten darauf verzichtet, die Silberverzierungen der Riemenzungen völlig freizulegen.

Wie das Landesdenkmalamt mitteilte, sind vom Schild besonders die Fragmente des eisernen Schildbuckels mit Dekor mit Bronzenieten und Bronzeblech von besonderer Bedeutung. Eine darin fein mit Gold eingepunzte Kreuzverzierung darf als frühe christliche Symbolik gedeutet werden. Lediglich acht vergleichbare Stücke sind bislang in Baden-Württemberg bekannt.

Erschließbar gewesen sind jeweils reich ausgestattete Begräbnisse von Angehörigen der gesellschaftlichen Oberschicht. Die Grabfunde gehören der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts an, sind also gut 1300 Jahre alt. Weitere drei im Sommer 1989 angeschnittene Gräber lassen zusammen mit den zwei schon 1975 geborgenen Einzelfunden darauf schließen, daß hier ein mehrreihiges größeres Grabfeld eines nahen Laichinger Urdorfes liegt.

## Belchen wird sonntags für Autoverkehr gesperrt

(lsw) Die freie Fahrt bleibt im Schwarzwald nicht länger unangetastet. Zunächst versuchsweise will das Regierungspräsidium Freiburg künftig von Anfang Juli bis Mitte Novem-

ber an den Sonntagen den Gipfelbereich des «schönsten Schwarzwaldberges», den 1414 Meter hohen Belchen, für den motorisierten Ausflugsverkehr sperren. Falls die voraussichtlich dreijährige Erprobungsphase hält, was sie verspricht, sollen vergleichbare Verkehrsbeschränkungen auch für andere Publikumsmagneten wie Feldberg, Blauen und Kandel verfügt werden, bestätigte Regierungspräsident Norbert Nothhelfer auf einer Pressekonferenz in Schönau.

Von der Sonntagssperre der Landesstraße 142 oberhalb von Schönau und Wiedener Eck versprechen sich das Präsidium und umliegende Gemeinden eine Entlastung des unter Naturschutz stehenden Belchengipfels vom «größten Störfaktor motorisierter Individualverkehr». Nur Schwerbeschädigten und Hotelgästen soll die Zufahrt mit dem eigenen Auto weiter erlaubt sein. Allen übrigen Sonntagsausflüglern, die auf die als «unvergleichlich schön» gepriesene Aussicht vom Belchen nicht verzichten möchten, werden Busverbindungen zum Gipfel ab der Straßensperre angeboten.

Nothhelfer sprach von einem «vernünftigen Kompromiß zur Lösung eines Grundsatzproblems» und zeigte sich zuversichtlich, daß die Maßnahme akzeptiert wird. Offen ist vorerst noch, ob die Sonntagssperre wie geplant bereits in diesem Jahr angeordnet wird. Zu ihrer Realisierung müssen nach Angaben der Behörde aus der Staatskasse 368000 Mark für die Halbierung des Belchener Gipfelparkplatzes und den Buspendelverkehr aufgewendet werden.

## Nach Umweltskandal: Wer muß zahlen?

(lsw) Im Landkreis Ravensburg geht der Rechtsstreit um die Frage weiter, wer die Kosten für die Beseitigung von umweltgefährdenden Chemikalien von einer «wilden Deponie» tragen muß. Wie das Landratsamt Ravensburg am 4. April mitteilte, hat die Behörde gegen eine für die Behörde ungünstige Entscheidung des Verwaltungsgerichts Sigmaringen (Ak-

tenzeichen 6 K 1087/88) Berufung beim Verwaltungsgerichtshof in Mannheim eingelegt.

Der Behörde entstanden Kosten in Höhe von rund 150000 Mark, als 1987 in Wangen 80 Tonnen verschiedenster Chemikalien aus einem ungenehmigten, in der Nähe eines Flusses gelegenen Lager geborgen und entsorgt werden mußten, hieß es weiter. Da die Betreiberfirma aus Lindau nicht habe zahlen können, wollte das Landratsamt den Eigentümer der Räumlichkeiten als «Zustandsstörer» haftbar machen, was «durchaus üblich und rechtmäßig» sei. Das Verwaltungsgericht Sigmaringen war in seinem Urteil jedoch dieser Rechtsauffassung nicht gefolgt. Vom Grundstückseigentümer könne nur dann Kostenersatz verlangt werden, wenn dieser Kenntnis von den Zuständen in den Räumen habe oder die Gefahr vom Grundstück selber ausgehe.

## Keiner will denkmalgeschützte Orgel

(epd) Auch nach zwei Ausschreibungen in Fachzeitschriften hat sich für eine denkmalgeschützte, 111 Jahre alte Orgel in der Peterskirche von Vaihingen/Enz kein Interessent gefunden. Das vier Meter hohe Instrument stand vor einigen Jahren noch in der evangelischen Kirche in Roßwag bei Vaihingen und sollte dort durch ein größeres ersetzt werden. Die Stadt Vaihingen kaufte die 1879 in Oettingen/Ries gebaute Orgel für den städtischen Kultursaal Peterskirche und ließ sie für 30000 Mark restaurieren.

Danach ist die einmanualige Orgel mit ihren neun Registern praktisch nicht mehr gespielt worden. Das Kulturamt stand lange vor der Frage, ob die Orgel zu erhalten sei oder ob das Instrument andernorts untergebracht werden soll. Letztlich fiel die Entscheidung zugunsten einer Ausschreibung.

Jetzt wartet die 111 Jahre alte Orgel immer noch auf einen neuen Besitzer, der sich beim Kulturamt der Stadt Vaihingen/Enz schriftlich oder telefonisch melden kann.

# Mitgliederwerbung 1989

Jedes neugewonnene Mitglied hilft dem Schwäbischen Heimatbund bei der Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben. Der Schwäbische Heimatbund dankt allen Mitgliedern, die im abgelaufenen Jahr auf diese Weise fördernd und helfend mitgearbeitet haben. 1989 haben unseren Verein folgende Personen durch Werbung neuer Mitglieder gefördert:

Neun Mitglieder hat gewonnen:

Klaus Vogel, Rottenburg

Sechs Mitglieder hat gewonnen:

Hans Binder, Nürtingen

Vier Mitglieder haben gewonnen:

Helmut Erkert, Backnang; Ruth Frank, Stuttgart; Elisabeth Holzäpfel, Esslingen; Willi Lutz, Heilbronn.

Drei Mitglieder hat gewonnen:

Erna Kobler, Heilbronn

Zwei Mitglieder haben gewonnen:

Martin Blümcke, Pfullingen; Dr. Dr. Rudolf Bütterlin, Bad Urach; Dr. Konrad Finke, Tübingen; Richard Gebhardt, Gerlingen; Dr. Paul Groschopf, Geislingen; Hans Mayer, Nürtingen; Fritz Oechßler, Stuttgart; Berta Rehm, Næbarn; Aagje Ricklefs, Rottenburg; Heinrich Röhm, Heilbronn; Ernst Schäll, Laupheim; Dr. Manfred Stoll, Kirchheim/Teck; Dr. Raimund Waibel, Tübingen.

Ein Mitglied haben gewonnen:

Liselotte Bäder, Stuttgart; Gretel Bender, Backnang; Dr. Max Bez, Stuttgart; Georg Bierer, Untermarchtal; Martha Bimberg, Dettingen/Teck; Carola Block, Althütte; Gerda Daxer, Calw; Dr. Rudi Dieter, Bad Urach; Hede Dorfner, Kirchheim/Teck; Werner Ermel, Albstadt 2; Marianne Esslinger, Heilbronn; Amalie Fleischmann, Stuttgart; Eva Fritz, Backnang; Michael Geist, Leonberg; Ulrich Gräf, Freudental; Heinrich Graser, Stuttgart; Walter Halm, Nufringen; Erwin Hamann, Kirchheim/Teck; C. Homolka, Böblingen; Helmut Kaiser, Stuttgart; Walter Klenk, Kirchberg; Peter Knaupp, Laupheim; Dr. Uwe Kraus, Scheer; Erna Krauß, Stuttgart; Wolfgang Kress, Stuttgart; Elisabeth Krinn, Denkendorf; Else Kübler, Heilbronn; Elisabeth Leuser, Stuttgart; Dr. Hans Mattern, Stuttgart; Dr. Richard Miehlich, Stuttgart; Doris Mehne, Heilbronn; Erwin Mutschler, Ulm; Fritz Ochs, Stuttgart; Heidi Obermann, Stuttgart; Hildegard Rauscher, Ulm; Erika Reinhardt, Filderstadt; Elisabeth Remppis, Kirchheim/Teck; Charlotte Rumpel, Stuttgart; Irmgard Scherer, Kirchheim/Teck; M. Schlobach, Kirchheim/Teck; Maria Schmid, Tübingen; Dr. Gustav Schöck, Stuttgart; Werner Schultheiss, Leonberg; Rudolf Schweitzer, Weingarten; Hans Schwenk, Nürtingen; Rudolf Sick, Salach; Albrecht Stark, Nürtingen; Ruth Stroheck, Stuttgart; Ulmer Weißkalk, Blaustein; Gertrud Vöhringer, Korntal; Horst Waibel, Stuttgart; Lothar Zier, Königseggwald; Oskar Wössner, Altensteig; Lieselotte Witt, Leonberg; Klaus Walther, Heilbronn; Werner Zeller, Fellbach; Paul Zorn, Leutkirch.

Unter den Mitgliedern, die im letzten Jahr dem Schwäbischen Heimatbund neue Mitglieder gewonnen haben, wurden auch in diesem Jahr wieder die ausgesetzten Preise verlost: 75 Bücher und Kalender. Die glücklichen Gewinner haben ihre Preise inzwischen erhalten. Wir bitten, auch im neuen Jahr für den Schwäbischen Heimatbund zu werben. Auf Anforderung verschicken wir gerne Probe-Exemplare der «Schwäbischen Heimat».

---

## Anschriften der Autoren

Heinz Bardua, Blumenstraße 22, 7052 Schwaikheim

Tamara Citovics, M. A., Selma-Lagerlöf-Straße 14, 7410 Reutlingen-Betzingen

Fritz Endemann, Äckerlesweg 8, 7000 Stuttgart 61

Stefan Hammer, Römerstraße 59, 7000 Stuttgart 1

Hans Janssen, Gneisenaustraße 5, 3000 Hannover

Harald Knauer, Dipl.-Geogr., Mittenfeldstraße 47, 7000 Stuttgart 31

Wolfgang Rieger, Munderkinger Straße 13, 7934 Untermarchtal

Bernd Roling, Kirchweg 37, 7061 Lichtenwald 1

Manfred Schmid, Dr., Backnanger Straße 7, 7000 Stuttgart 50

Regina Schmid, Mittlere Straße 10, 7000 Stuttgart 70

Wieland Schmid, c/o Stuttgarter Zeitung, Postfach 3040, 7100 Heilbronn

Eva Christina Zeller, Münzgasse 6, 7400 Tübingen

## Bildnachweis

Titelbild: Wolfgang Rieger, 7934 Untermarchtal; S. 86: Hauptstaatsarchiv Stuttgart; S. 87–89: Hubertus Tost, 7100 Heilbronn; S. 90–96: Stefan Hammer; S. 105–108: Stadtarchiv Rottenburg; S. 109: Werner Faiss, 7407 Rottenburg; S. 110–113: Heinrich Eich, 7000 Stuttgart-Uhlbach; S. 113 unten: Städtisches Museum Ludwigsburg; S. 114 und 116: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Q 1/38, Bü 29 und 30; S. 119–129: Wolfgang Rieger, 7934 Untermarchtal; S. 131–134: Schiller-Nationalmuseum, Marbach a. N.; S. 135 bis 145: Stadtarchiv Ravensburg; S. 146 und 150: Privatfotos; S. 147–149 und 151: Stadtarchiv Tübingen.